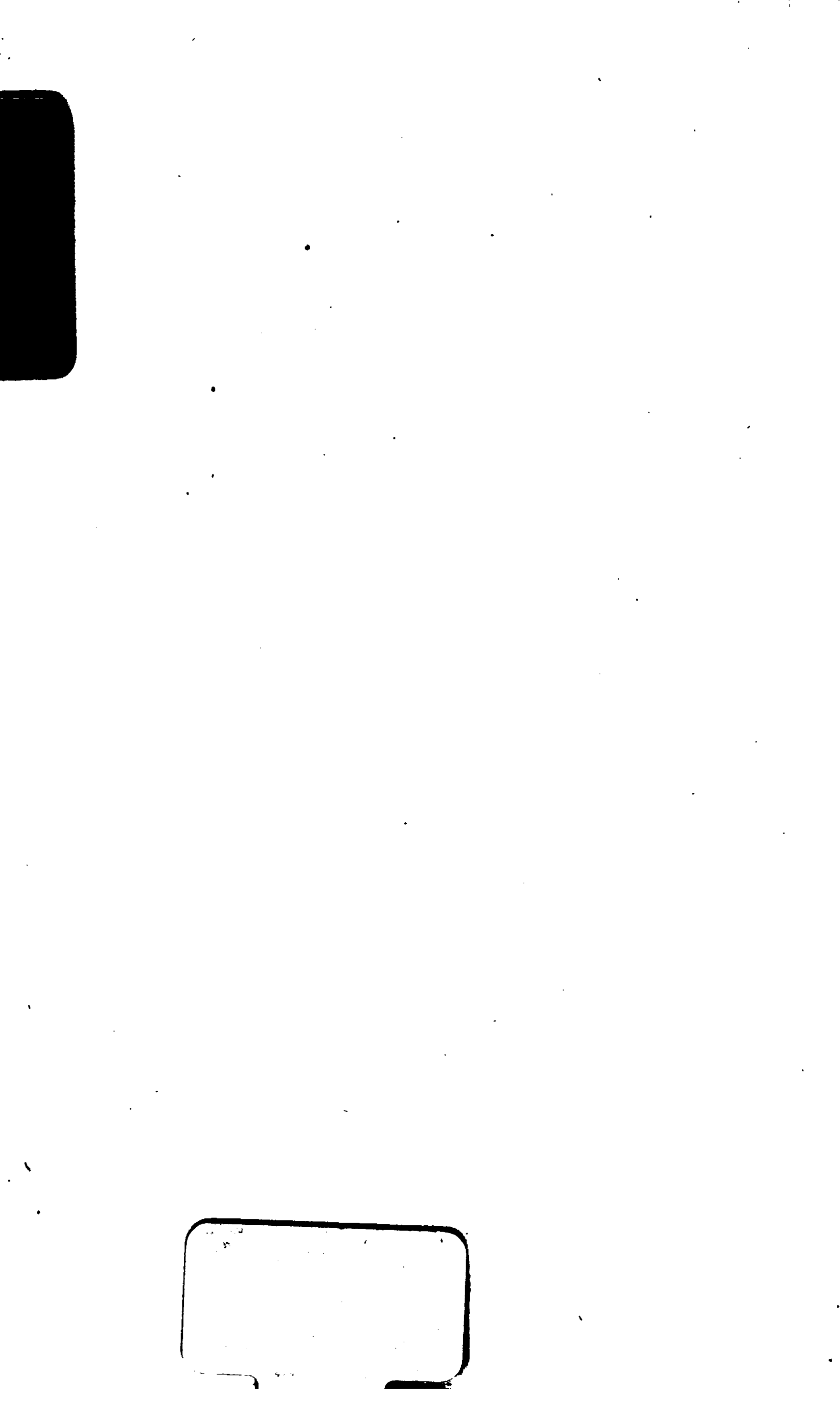














Fabel und Geschichte.

Eine Sammlung historischer Irrthümer und Fälschungen

von

Wilhelm Edlen von Janko.

Motto:
„Les véritables vérités sont bien difficiles à obtenir pour l'histoire."
(Die Geschichte kann die Wahrheit nur mit Schwierigkeit erlangen.)
Napoleon I.

Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.
1880.

1. History – Errors, inventions, etc.

Vorwort.

Traditioneller Irrthum und traditionelle Fälschung sind die Ammen der Anekdoten, fable convenue, geflügelten Worte, historischen Klein- und Falschmünze u. s. w. in der Geschichte, mit Einem Worte, des *historischen Köhlerglaubens*, der in gelehrten und nicht gelehrten Köpfen, in denen der Einzelnen so gut wie in denen der Massen herumspukt, die Welt unterhält und beherrscht. Diese *Auswüchse* in der Geschichte haben viel Aehnlichkeit mit den Schmarotzerpflanzen; so große Mühe man sich auch gibt sie auszurotten, es ist umsonst, sie wuchern üppig fort. Mannigfach wie die Gattung dieser Gewächse, ist auch der Fabeln, Anekdoten, geflügelten Worte ꝛc. Zahl Legion, und so viel auch die Historiker diesen Verunstaltungen zu begegnen sich bestrebten, vergebens, auf Tritt und Schritt verfolgen sie uns. Ja, es gibt leider Manche, die sich nicht scheuen dieses Unwesen noch zu fördern, indem sie diese Unrichtigkeiten in ihre Werke unverdrossen von Neuem aufnehmen. Tendenziöse Absichten sind neben anderen Ursachen ein vornehmlicher Grund hiebei.

Merkwürdigerweise finden wir diese Auswüchse der Geschichte hauptsächlich in zwei Gattungen von Büchern, in Geschichtswerken, die zum Schulgebrauche, und in Lexicas, welche dem großen Publikum zur Aufklärung dienen sollen; also gerade in Werken, die vor Allem dazu bestimmt sind, das erwähnte Uebel von Grund aus zu beheben.

Und eben zu solchem Zwecke möchte der Verfasser dieses Buches, als Freund der wahren und unverfälschten Geschichte, dessen Studium er seit früher Jugend treu gepflegt, durch die vorliegende Arbeit sein Scherflein beitragen*). Aus der fast unabsehbaren Reihe fabulöser oder entstellter Erzählungen in der Geschichte, wählte er die markantesten aus, jene, die so gang und gäbe geworden, daß sich um deren Richtigkeit außer dem Geschichtskenner Niemand kümmert.

Die Fundgruben, aus denen der Verfasser dieser „Geschichts-Correcturen" geschöpft, sind, sowie die jüngste Literatur, die Ergebnisse der neuesten Forschungen, oder sonst authentische und maßgebende Quellen, einschlägigen Ortes zur näheren Belehrung angegeben.

Wien, im Januar 1880.

Der Autor.

*) Etwas Aehnliches hat schon vor 244 Jahren der Abbate Lancelotti veröffentlicht: „Farfalloni degli antichi historici"; 1867 gab Fournier heraus: „L'esprit dans l'histoire, Recherches et curiosités sur les mots historique." Der Franzose behandelt aber fast blos seine Heimath und nippt am Ganzen nur so herum.

Einleitung.

Zwei große Strömungen menschlicher Geistesthätigkeit charakterisiren die realistische Grundstimmung unserer Zeit: Die moderne Naturwissenschaft und die moderne Geschichtswissenschaft. Wesentlich auf praktische Ziele gerichtet, hat dieser Realismus die Geistesarbeit, welche auf der Phantasie beruht, einstweilen in den Hintergrund gedrängt. Man kann die Entstehung dieser Richtung schon in den Beginn unseres Jahrhunderts setzen, denn es eröffnete sich zu eben dieser Zeit eine neue Aera für die Entwickelung der Historiographie, vor Allem aber der deutschen, um welche es uns hier hauptsächlich zu thun ist. Die Geschichtsschreibung vor dieser Zeit entbehrte der Selbstständigkeit; ihre Stellung war eine unsichere und trotz der ausgezeichneten Talente und vorzüglichen Leistungen Einzelner, zu sehr von äußeren Einflüssen abhängig. Außerdem fehlte der deutschen im Großen der wahre geschichtliche Sinn; diesen fand sie erst mit ihrer Wiedergeburt in den Freiheitskriegen. Von diesem Augenblicke datirt die moderne Geschichtsschreibung. Von jetzt an tritt die Geschichte in den Vordergrund geistigen Schaffens und geistigen

Genusses, und die bedeutendsten Talente, darunter viele ersten Ranges, wenden sich ihr zu. Sie zeichnen sich aus durch tiefes Verständniß des nationalen und staatlichen Lebens und durch ein fruchtbares Erkennnen der geschichtlichen Kräfte, sowie des oft verborgenen Zusammenhanges, in welchem dieselben untereinander stehen. Eine nicht minder wichtige Bedeutung liegt in ihrer scharfen Scheidung der Ueberlieferung und des Thatsächlichen, in der Begründung der historischen Kritik, durch deren systematische Anwendung die bis dahin noch wuchernde Fable convenue der Geschichte den Todesstoß erhielt. Es war dies gleichsam eine Kriegserklärung an die gedankenlose und verdunkelnde Tradition, welche auf Kosten der Wahrheit oft ein eitel Traumbild schuf.

Eines der wirksamsten Mittel dieser Tradition, welches dazu beigetragen hat, Unwahrheiten in die Geschichte einzubürgern, die fortgepflanzt, schließlich als historische Facten angesehen wurden, ist die Anekdote. Sie ist namentlich eine Freundin der Dichter und Rhetoren, welche von ihr deshalb gern Gebrauch machen, weil sie der Phantasie ihrer Leser schöne Bilder und Scenen vorführen wollen, weil sie schlaffe Seelen durch starke Eindrücke aufzuregen und schwache Geister wenigstens vorübergehend zu großartigen Gedanken zu erheben versuchen. So vortrefflich derlei Ausschmückungen der geschichtlichen Ereignisse, sich zu poetischem und declamatorischem Gebrauche eignen, so störend wirken sie auf die Belehrung

des Verstandes ein, die der alleinige Zweck der Geschichtsschreibung ist. Großartige Erscheinungen in der Geschichte bedürfen weder des Schmuckes hochtrabender Phrasen, noch der Erdichtung von rührenden Nebenumständen, um in dem Innern eines unverdorbenen Menschen ein tiefes Interesse zu erwecken. Der ganze Gewinn aber, den die Betrachtung vergangener Dinge dem Geiste gewährt, schwindet dahin, wenn den Gebilden der Phantasie neben der schlichten Wahrheit Raum gegeben und das Gemüth auf Kosten des Verstandes angeregt wird. Die Ereignisse selbst, nicht die Art ihrer Einkleidung, der wirkliche innere Zusammenhang der Begebenheiten, nicht das künstliche Gewebe, durch welches man dieselben zu einem rührenden Romane zu machen sucht, sind die Mittel, durch welche allein die Geschichte als eine Lehrerin der Menschheit wirkt.

Es ist ferner eine vielfach gemachte Wahrnehmung, daß sowohl über Hauptbegebenheiten, in denen sich die Gesetze des Staatslebens und der Staatenwelt offenbaren, wie über Einzelnheiten, an welchen das eigentliche Sein und Leben der Menschen oder der Zeit oft treffend dargestellt ist, falsche Münze zahlreich mit echter gemischt umläuft. Beharrlich finden wir erdichtete Aussprüche großen und berühmten Personen in den Mund gelegt, tendenziös oder offiziös erzählte Fabeln aus einem Buche in das andere, aus einer Zeitung in die andere übergehen, ohne daß der historischen Wahrheit der

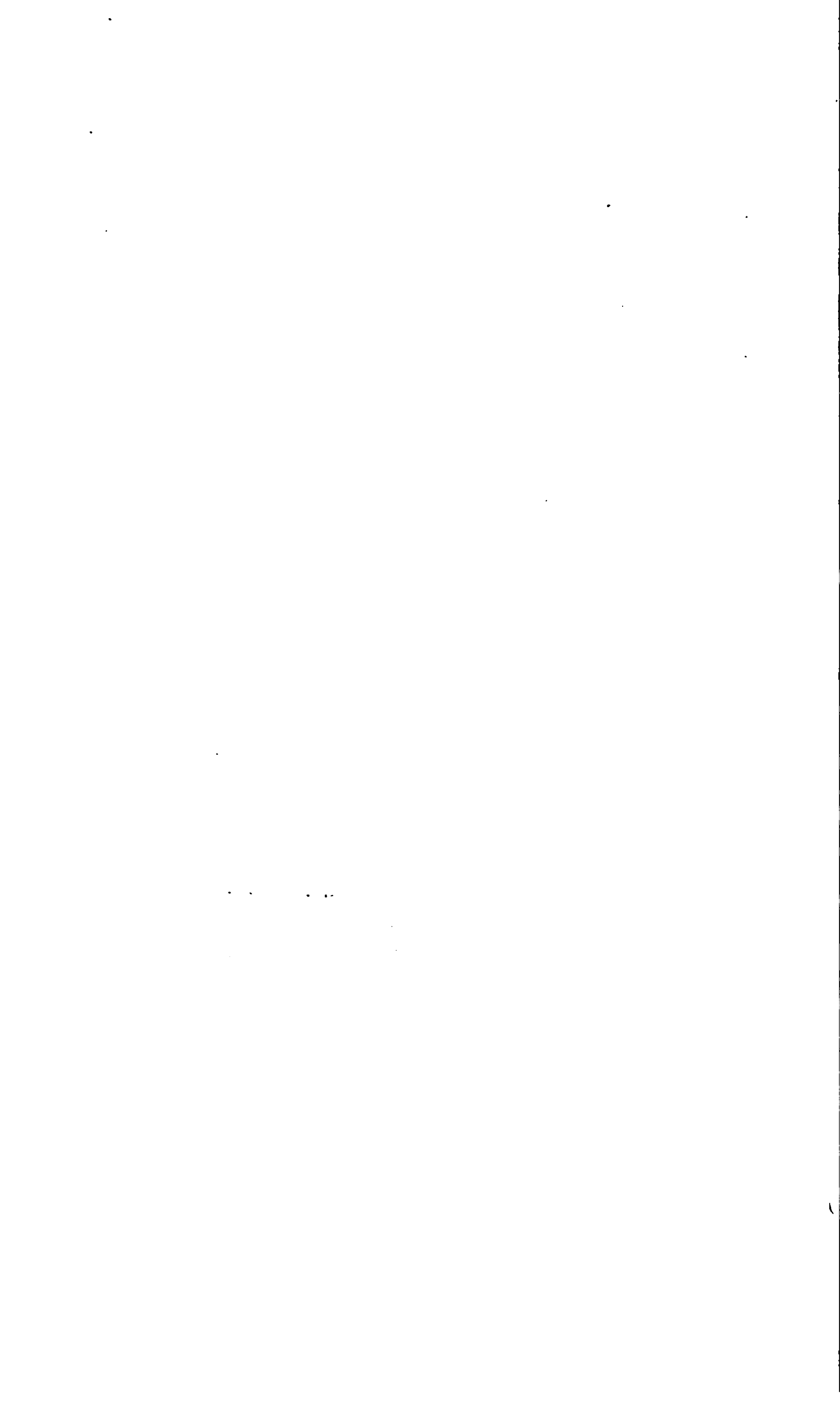
betreffenden Aeußerungen oder Erzählungen nachgespürt oder die vielleicht schon hie und da bekannte Berichtigung beachtet würde. Ja, wir können sogar die Bemerkung machen, daß das alte Sprichwort, welches sagt: Lügen haben kurze Beine, auf die Geschichte im entgegengesetzten Sinne paßt, da sie eben in dieser meist sehr lange bekommen und sich eines sehr guten Rufes erfreuen.

Belege für diese unsere Erörterungen, wird der Leser in den folgenden Blättern zur Genüge finden.

Inhalt.

*

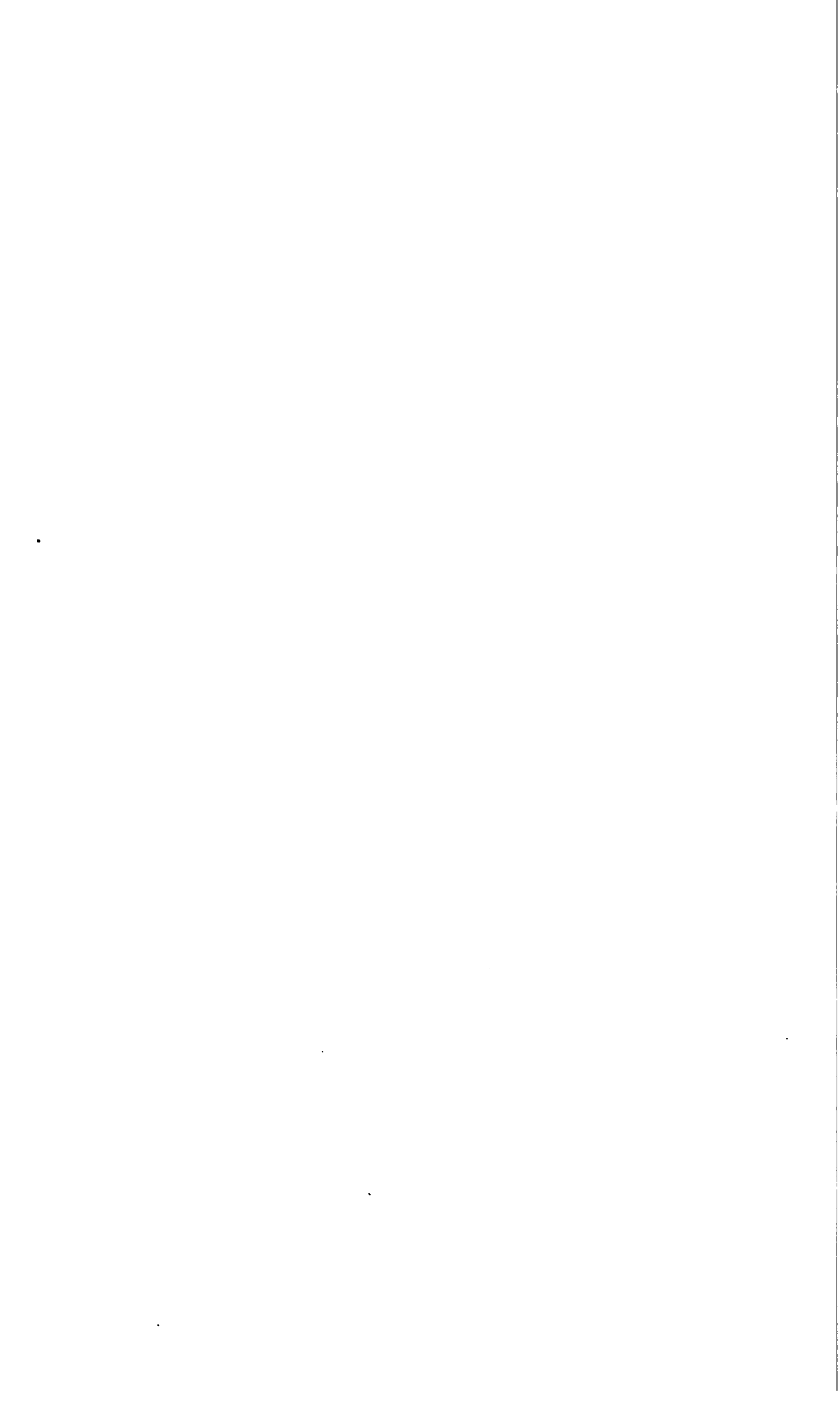
III.



I.

Auch der Geschichtsforscher lernt niemals aus. — — —
„Bald adelt er, was uns gemein erschien
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts."

Göthe's Tasso.



1.

Wilhelm Tell und der Rütlibund.

1300.

Die Sage von der Befreiung der schweizerischen Waldstädte und jene Wilhelm Tell's hängen innig zusammen. Ihre einzelnen Züge mit Gründlichkeit zu studiren, zu prüfen und ihre Glaub- oder Nichtglaubwürdigkeit festzustellen, ist schon seit dem Jahre 1836 durch Kopp's „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen geworden. Man hat sich dabei leider wenig darum bekümmert, genau nachzuforschen, in welchem Verhältnisse die einzelnen Berichte zu einander stehen, woher die Züge stammen, welche die späteren Erzählungen vor den älteren voraus haben, was der echten Ueberlieferung angehört, was historische oder poetische Combination der späteren Bearbeiter und was deren willkürlicher Zusatz ist. — Hier die Entwickelung mit wenigen Worten:

Seit die Habsburger in den Besitz schweizerischer Gauen gelangt, strebten sie nach der Ausbildung einer gewissen Landeshoheit, die Schweizer dagegen nach einer möglichst selbstständigen und unabhängigen Stellung. Beide hatten hierzu ihre historische Berechtigung, kein Theil aber konnte, eben weil beide zusammen trafen, sich mit Erfolg geltend machen, ohne Uebergriffe in die Rechte des Gegners. So ist Recht und Unrecht auf beiden Seiten gleich vertheilt. Damit die Schweizer jene Stellung erringen konnten, mußten sie vor

Allem trachten, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen. 1231 konnte sich dessen Uri rühmen, da Kaiser Friedrich II. dieses Land aus der Possessio des Grafen Rudolf von Habsburg löste. 1240 war das Gleiche mit Schwyz der Fall, welches Friedrich II., der sich eben mit Papst Innocenz im Streit befand, Mannschaft zuführte und ihm verkündete, daß es sich in den Schutz des Reiches begeben wolle. Viel später als Uri und Schwyz ist der dritte Hauptort der Waldstädte, Unterwalden, dazu gekommen, ein einheitliches Ganzes zu bilden. Die Constituirung desselben läßt sich mit Bestimmtheit nicht verfolgen, dagegen wissen wir, daß Niedwalden und Oberwalden sich 1291 vereint dem ewigen Bunde anschlossen. Es war das Todesjahr Kaiser Rudolf's I. Wenige Tage nach dessen Ableben, am 1. August, traten die drei genannten Orte zusammen und versprachen sich gegenseitige Hilfe gegen alle, woher immer kommenden Angriffe.

Die Schweizer erklärten hiermit die habsburg'sche Hoheit, welcher sie sich während der Regierungszeit Rudolf's unterwerfen mußten, als nicht zu Recht bestehend und waren gewillt, dies auch im offenen Kampfe zu behaupten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir bald darauf die Spuren eines offenen Kriegszustandes zwischen Oesterreich und den Waldstädten treffen. Derselbe dauerte bis in das Jahr 1293, in welchem Rudolf's Sohn, Albrecht, den Frieden wieder herstellte. Auf welche Weise die Aussöhnung erfolgte, ist schwer zu erklären, und ebenso zweifelhaft ist es, ob die Schweizer die Hoheit Oesterreichs wieder anerkannt haben. Wenige Jahre nachher, als Albrecht auf den deutschen Kaiserthron gelangt war, sehen wir dieses gute Verhältniß schon wieder gelockert, und unmittelbar nach Albrecht's gewaltsamem Ende strebten drei Waldstädte abermals nach dem alten Ziele der Reichsunmittelbarkeit. Sie wendeten sich deshalb auch nach der Erwählung des Grafen Heinrich von Luxemburg zum deutschen

Könige an diesen, der ihnen vor seiner Aussöhnung mit den österreichischen Herzögen die Bewilligung ihrer Forderung zusicherte. Später aber liefen die Schweizer wieder Gefahr, sie zu verlieren; der rasche Tod Heinrich's mußte ihnen daher willkommen sein. Als am 19. und 20. October 1314 von dem einen Theile der Kurfürsten Friedrich der Schöne und von dem andern Ludwig von Baiern gewählt wurde, schlossen sich die Waldstädte sofort an den Letzteren an. Friedrich's Bruder, Leopold, eröffnete nun den Reigen eines Kampfes, der mit Unterbrechungen bis in's 15. Jahrhundert dauerte, und die Begründung der Eidgenossenschaft zur Folge hatte. Die Schlacht am Morgarten, am 16. November 1315, dieser Sieg einer Schaar von Bauern und Hirten über einen der tapfersten und klügsten Kriegshelden seiner Zeit, legte hiezu den Grundstein. Dies die kurze, historische, ungeschminkte Erzählung von der allmählichen Entstehung des Bundes der Eidgenossen. Ganz anders lautet die von Jedermann gekannte Sage, in welcher der geheime Rütlischwur, die Tell, Stauffacher, Fürst, Melchthal, Geßler und Landenberg ihre wichtige Rolle spielen.

Ueber die Existenz dieser Persönlichkeiten, wie über die Entstehung des Rütlibundes und seiner Folgen, haben uns zahlreiche alte und neuere Quellen, ganz oder theilweise, mehr oder minder wahrscheinliche Aufschlüsse gegeben. Ein genaues Studium der literarisch-historischen Fundgruben belehrt uns, daß die Darstellung von der Entstehung des Schweizerbundes, wie der dabei handelnden Personen in verschiedenster Gestalt vor sich geht, daß Alles, was der Sage selbst angehört, nach und nach einen immer weiteren Umfang gewinnt, und daß die ursprüngliche Ueberlieferung durch fort und fort neu hinzukommende Züge ausgebildet worden ist.

Der älteste Chronist, welcher über die schweizerischen Verhältnisse schrieb, ist der Mönch Johannes von Winter-

thur; seine Chronik stammt aus den Jahren 1340—1347, weiß aber, obschon er sehr ausführlich die Schlacht von Morgarten (1315) schildert, in der sein Vater gekämpft hat, nichts von einem Tell und dem Rütlibund. Dasselbe ist der Fall mit den zwei Chronisten des nämlichen Jahrhunderts, Johannes Viltring in Kärnthen und Mathias von Neuenburg. Erst der Berner Rathsschreiber Justinger, der 1426 schrieb, erzählt wohl von Gewaltthaten, welche sich österreichische Vögte in den Waldstädten erlaubt haben sollen, nähere Umstände und Personen sind jedoch auch ihm nicht bekannt. Aber auch ein Urner Johann Plütiner und ein Schwyzer Johann Fund, die zu Anfang des 15. Jahrhunderts schrieben, erzählen nichts von dem Aufstande der hundert Jahre vorher stattgefunden haben soll. In der Mitte desselben Jahrhunderts trat ein heftiger Gegner der Schweiz auf, der Chorherr Felix Hemmerlin aus Zürich, und auch bei ihm ist von Tell, dem Rütlibund und Geßler noch keine Idee. Das erste Buch, welches von diesen handelt, ist das um 1470 erschienene „Weiße Buch", eine Urkundensammlung von Sarnen in Unterwalden. Hier erscheint nun zum erstenmale die Tell- und Rütlisage ziemlich so, wie sie später allgemein geglaubt wurde. Dieser in Unterwalden aufgetauchten Sage folgt bald jene des Gerichtsschreibers Melchior Ruß von Luzern, der nun die ganze Erzählung auf Uri überträgt. In seiner Chronik — von 1482 — ist Tell die Hauptperson, Verschworene kommen nicht vor, mithin auch kein Rütlibund. Elterlin, der erste Chronist des 16. Jahrhunderts, und Stumpf (1548) nennen schon den Landvogt Grißler (Geßler) und verlegt Stumpf die Zeit des Rütlibundes und Befreiung der Waldstädte in das Jahr 1313, also nach den Tod Heinrich VII. Derjenige nun, welcher die bisherigen Widersprüche ausglich und der Tellgeschichte die Gestalt gab, unter welcher sie bis heute geglaubt wurde, ist der berühmte Schweizer Chronist Tschudi

von Glarus († 1572). Aber auch er weiß noch nicht, daß Tell aus Bürglen stammt, daß er Walter Fürst's Schwiegersohn, daß er zwei Söhne Walther und Wilhelm gehabt, noch nicht daß der Vogt Geßler Hermann hieß und aus Bruneck war, und weiß vom Rütli ebenfalls noch nichts. Alle diese Details entdeckt zu haben ist erst das Verdienst eines Geschichtsschreibers der Neuzeit, des bekannten Johannes Müller († 1809). Und woher hat er sie? Theils aus frommen Fälschungen, welche sich zwei Geistliche in Uri erlaubt, um die Existenz des Tell zu retten, und theils aus seiner eigenen reichen Phantasie.

Schon im 17. Jahrhundert sind, wiewohl bescheiden, im 18. Jahrhundert aber kühnere Zweifel an der Wahrheit der Tellsage aufgetaucht; gestützt auf die Aehnlichkeit derselben mit derjenigen des dänischen Schützen Tako bei dem Chronisten Saxo erklärte der Berner Pfarrer Freudenberger 1760 Tell für eine Fabel, sein Buch aber wurde vom Henker verbrannt. Heute kann man aber die Wahrheit nicht mehr unterdrücken und selbst die Urner haben sie anerkennen müssen.

Die Hauptperson Tell bleibt unter allen Umständen eine erfundene. Sie erscheint nicht blos als Eigenthum Uris, auch Schwyz und Unterwalden wollen sie besitzen. Einmal durch das „Urner Spiel"*) popularisirt, durch seine That die aller anderen Gefährten überragend, eignete sich Wilhelm Tell trefflich dazu, als der eigentliche Begründer der Eidgenossenschaft angesehen zu werden. Ja, im Munde des Volkes wurden die drei Eidgenossen, Walter Fürst, Werner Stauffacher und Arnold Melchthal. geradezu als die drei Telle bezeichnet. Was den Kern der Tellsage betrifft, so haben diejenigen wohl Recht, welche zuerst annahmen, daß er eine Mischung sagengeschichtlicher und mythologischer Bestandtheile enthalte. Thatsache ist

*) Zwischen 1511 — 1513 entstanden.

es, daß dieselbe Geschichte in der Schweiz schon früher zwischen einem Tell des 12. Jahrhunderts und einem Grafen von Sendorf, in Island zwischen Ergil und König Nidung, in Nord-England zwischen Clousdely und einem König gleichgiltigen Namens, ebenso in Schottland wo der Tell M. Leod hieß, in Skandinavien zwischen Palmatoke und König Harald Blauzahn*), endlich in Dänemark wo Tako der Tell war, spielte, ja selbst in Persien existirt eine Tellsage. Wie man einen Tell überhaupt schuf, geht auch aus der Weise der Namensverdrehung hervor; so taufte man z. B. einen gewissen „Walter Trullo" — im Jahrzeitbuche von Schachdorf in einen „Walter de tello" um.

Wie mit Tell, so steht es auch mit den übrigen Persönlichkeiten der Sage. Sie werden mit dieser eben nur deshalb in Verbindung gebracht, weil sie gerade zu jener Zeit in der Schweiz gelebt haben sollen. Stauffacher hat nicht immer denselben Taufnamen; für Melchthal macht sich das Bedürfniß eines wirklichen Familiennamens bemerkbar, weshalb man ihn später Arnold von der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden nannte. Der Vogt Landenberg erscheint, weil man ihn als den Besitzer des Schlosses Sarnen ansieht, welches auf dem Landenberge lag. Geßler wird auch Geißler und Grißler genannt. Er war nie Vogt zu Küßnacht noch Herr im dortigen Schlosse. Das Hereinziehen Küßnachts und der „hohlen Gasse" in die Fabel, hat wohl seinen Grund darin, daß sich auch in Küßnacht Erinnerungen an heftige Streitigkeiten der Dorfbewohner mit den Rittern von Küßnacht, welche die dortige Vogtei von den Habsburgern zu Lehen trugen, erhalten hatten, und daß sich vielleicht an die Lokalität der „hohlen Gasse" die Sage einer dort vorgefallenen gewaltsamen That knüpfte. Dies mag die Veranlassung gegeben

*) Um 986, also schon drei Jahrhunderte früher als die Tellerzählung.

haben, später den Vogt der waldstädtischen Sage mit dem Vogte von Küßnacht zu identificiren und ihn hier seinen Tod finden zu lassen. Man geht dagegen wieder zu weit, wenn man annimmt, daß es nie einen Geßler gegeben; ein Landvogt dieses Namens erscheint 1386 zu Thurgau (hier und im Aargau waren Geßler ansässig) und ein Ritter Ulrich Geßler 1369 zu Meyenberg.

Wir sehen also, daß der Chronist Tschudi es war, der mehr als zwei und ein halbes Jahrhundert nach der Befreiung der Waldstädte, der ganzen Sage im wesentlichen die Form gegeben hat, unter der sie uns heute bekannt ist, ihren definitiven Abschluß aber erhielt sie durch Johannes Müller; in dem Zeitraume, welcher zwischen Beiden liegt (1505—1572 und 1752—1809) sind zahlreiche sagenhafte Züge hinzugekommen.

Die schöne Tellsage theilt aber das Schicksal vieler anderer historischen Erzählungen und muß aus dem Gebiete der Geschichte in das der Poesie wandern; sie verliert damit nichts von ihrer subjectiven Wahrheit, hat und wird Gemüther begeistern.

Ideler: Die Sage von dem Tellschuß. Berlin 1836.

Kopp: Geschichte der eidgenössischen Bünde. Leipzig 1845 — 1858 und desselben Urkunden zur Geschischte der eidgenössischen Bünde im Archiv für Kunde österr. Geschichte. VI. Bd. 1851.

Liebenau: Die geschichtlichen Ursachen der Entwickelung einer schweizerischen Eidgenossenschaft. Luzern 1857.

Huber: Die Waldstätten Uri, Schwyz und Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft. 1861.

Vischer: Die Sage von der Befreiung der Waldstädte. Leipzig 1867.

Rochholtz: Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Heidelberg 1876.

2.

Seifried Schweppermann.

(1322.)

„Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei". Also lautet der Schlußvers auf dem Grabsteine Seifried Schweppermann's, des bairischen Feldherrn, der durch List und Klugheit seinem Könige Ludwig bei Mühldorf den Sieg zugewendet haben soll. Das ist's, was uns die Chronisten bisher erzählt. Sie logen, mit und ohne Absicht, sowohl vom Siege Schweppermann's wie vom doppelten Ei-Gericht. Wer's nicht glauben will, der lese weiter in den Chroniken. Es war 1308. Kaiser Albrecht I. hatte das Zeitliche gesegnet, nicht in Frieden, sondern gewaltsam, durch die Hand seines eigenen Neffen, Johann von Schwaben. Die deutschen Fürsten, welchen das Recht der Kaiserwahl zukam, erkoren sich, das thatkräftige Haus Habsburg scheuend, einen luxemburgischen Grafen, Heinrich VII. Ein ritterlicher und einsichtsvoller Mann, wußte der Graf den Krieg, der von Oesterreich her auszubrechen drohte, durch versöhnlichen Geist abzuwenden. Anders, als nach dem Todes Heinrich's die Wahl der Fürsten eine streitige wurde, denn eine Anzahl Stimmen fiel Friedrich dem Schönen von Oesterreich und eine gleiche fiel Ludwig dem Baier zu. Gab's da keinen Ausgleich, so gab's Krieg, das wird Jedermann erklärlich finden. Und der Krieg blieb auch nicht aus. Acht Jahre schon hatte die Fehde gedauert, die erst im letzten Jahre an kriegsgeschichtlicher Bedeutung gewinnt. Der Schauplatz des Kampfes waren die süddeutschen Landschaften zwischen dem Oberrhein und dem Inn. Bei Mühldorf, einem Städtchen an diesem letztgenannten Flusse, das einst (bis 1803) zum Erzbisthum Salzburg gehörte und

in dem man heute fleißig Bier braut, ward 1332 fleißig und entschieden gestritten.

Es war am 20. September des oberwähnten Jahres. Herzog Friedrich von Oesterreich überschritt an diesem Tage mit 30.000 Mann, worunter 5000 Reiter den Inn, um auf dem linken Ufer des Flusses bei Mühldorf eine Lager- und Gefechtsstellung zu nehmen. Das baierische etwa gleich starke Heer, dessen Oberbefehl dem König Johann von Böhmen, als Verbündeten und besonderem Freunde Ludwig's übertragen war, kam aus Schwaben über den Lech gegen die Stellung der Oesterreicher angezogen. In beiden Heeren hatten die Führer die Absicht zu schlagen. Friedrich' stellte seine Truppen mit der Front gegen Westen zwischen dem Inn und Isar so auf, daß Mühldorf etwa eine halbe Meile hinter, Ampfing aber eben so weit vor seinem linken Flügel lag. Die Baiern hatten sich auf der Straße von München genähert und waren am Morgen des 28. September — dies war der denkwürdige Schlachttag — zum Angriffe bereit.

Ludwig selbst, verzagt und unmuthig, hatte sein Testament gemacht und alle Zeichen seiner königlichen Würde abgelegt. Er ritt ein leichtes Pferd, war ohne Rüstung, mit einem blauen weiß verbrämten Rocke bekleidet und hielt abseits vom Getümmel des Kampfes. Eilf gleichgekleidete Getreue umgaben ihn. Ganz anders der österreichische Fürst. Dieser trug eine weithin glänzende Rüstung; die Krone auf dem Helme, den Reichsadler auf der Brust, ordnete Friedrich kampfesmuthig die Reihen der Seinen, von dem glorreichen Gedächtnißtage der Wahl seines Ahns, vom Siege Rudolf's über die Böhmen und von der Gewißheit des heutigen Sieges zu ihnen sprechend. Die Schlacht begann mit dem ersten Strahle der aufgehenden Sonne. Die Ersten, welche aneinander geriethen, waren die wilden Ungarn und Rumänen (König Carl Robert's, des Anjou Unterthanen) mit den Böhmen. Diese hielten ihrer

Feinde Pfeilregen, wie der nachfolgenden Steirer und Salzburger Schwerthiebe muthig aus. Von beiden Seiten verrichtete man Wunder der Tapferkeit. Johann von Böhmen entging nur durch Verrath der Gefangenschaft, denn inmitten des Getümmels stürzte er vom Pferde und war nahe daran, Dietmar von Pilichsdorf, dem Bannerträger von Salzburg und Steier, in die Hände zu fallen. Da half ihm ein österreichischer Ritter und böhmischer Lehensmann, Eberstorf, auf die Beine und bot ihm sein eigenes Roß. Der Kampf währte fort; sechs volle Stunden schon fechten die Ritter zu Pferde und die Knechte zu Fuß, noch immer ist die Schlacht unentschieden, bis endlich das Glück sich auf die Seite Friedrich's zu neigen scheint. Da langen im Rücken der Oesterreicher bewaffnete Reiterschaaren an; sie führen die eigenen Farben und werden, da man in ihnen die Unterstützung Leopold des Biederben, des Bruders von Friedrich, vermuthet, freudig begrüßt. Muthiger dringt die Hauptmasse vor. Sie sieht sich schließlich furchtbar betrogen, da das für Freunde gehaltene Corps ein feindliches, von Friedrich von Zollern, dem Burggrafen von Nürnberg, ihr in den Rücken geführtes war. Um die Oesterreicher zu täuschen, gebrauchten sie österreichische Farben.

Die Wendung trat ein. Auf's neue stellten sich die Böhmen, während die Ungarn die Flucht ergriffen. Heinrich von Oesterreich und Heinrich von Kärnten werden mit einigen hundert Rittern gefangen. Unerschrocken kämpft dagegen Herzog Friedrich weiter, der mit eigener Hand schon viele Feinde erlegt hatte und nicht an Ergebung denkt. Da bricht plötzlich unter ihm sein Pferd, von Pfeilen durchbohrt, zusammen und in dieser hilflosen Lage nimmt ihn ein Ritter, auf dessen Schild sich ein Büffelskopf mit einem Ringe im Maule abgebildet befindet, gefangen. Der Zoller empfing Friedrich's Schwert, den österreichischen Herzog selbst empfing Ludwig, für welchen Andere den Sieg erfochten hatten. 5000 Todte und Ver-

wundete decken von beiden Seiten die Wahlstädte, 1400 vom Adel zählte der Gegner als Gefangene. Die Ehre, den Herzog von Oesterreich gefangen genommen zu haben, eigneten sich Mehrere zu, die neben ihm gefochten hatten. Friedrich aber musterte die Schilder, und als er auf den erwähnten Büffelskopf kam, sprach er: „Vor diesem Kuhmaul hab' ich mich heute nimmer erwehren mögen."— Der Schild war Eigenthum Albrechts von Rindsmaul. —

Mit der Gefangenschaft Friedrich des Schönen ist auch die Erzählung von der Schlacht bei Mühldorf zu Ende. Wo bleibt nun — da wir den Namen nicht erwähnt — unser Schweppermann? Wo bleibt die Mythe von den beiden Eiern? Er soll es ja gewesen sein, der das baierische Heer befehligt und die durch Zollern vollführte Umgehung angeordnet hatte. Und als nach dem errungenen Siege Ludwig von Baiern seinen Heerfürsten Trank und Speise zur Erquickung reichen wollte, da — so setzt die Sage der Chronik hinzu — fand es sich, daß man nichts als Eier habe. Der König vertheilte sie, die geringe an Zahl vorhanden, mit den Worten: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei."

Mit diesem frommen Kriegsmann nun hat es eine eigene Bewandniß, nämlich die, daß er entweder bei Mühldorf gar nicht mitgethan oder nur eine untergeordnete Rolle gespielt hat, da in den besten Berichten der Zeitgenossen, deren es eine bedeutende Anzahl und sehr ausführliche giebt, der benannten Erzählung auch nicht mit Einem Worte gedacht wird. Unter allen Helden, die genannt werden, kommt „Schwepfermann", — wie er geschrieben werden soll — gar nicht vor. Man kann daraus nur den Schluß ziehen, daß die damaligen Berichterstatter entweder alle einig waren, den Namen Schwepfermann's todtzuschweigen, oder daß die beiden von königlicher Hand gereichten Eier ein so hinreichender Lohn für die Thaten des Helden gewesen sind, daß man seiner nicht weiter zu er-

wähnen gebrauchte. Ludwig hat aber — wie Urkunden es beweisen — nach dem Kampfe alle diejenigen der Seinen, welche sich irgendwie hervorgethan, fürstlich belohnt, und selbst die wurden reichlichst entschädigt, welche blos ein Pferd verloren hatten. Und seinen obersten Feldherrn — es war dies aber, wie wir erfahren, der Böhmenkönig, — der ihm den Sieg erfochten, soll er mit zwei Eiern abgefunden haben?

Seifried Schwepfermann, ein ehrbarer Ritter (soll 1260 geboren worden sein), lebte zwischen den Jahren 1260 und 1337. Seine Güter lagen in dem bairischen Nordgau, er selbst wird urkundlich öfter als tapferer Kriegsmann erwähnt. Das Ereigniß, durch welches die Sage von Eiern ihren unerklärten Ursprung fand, war das Treffen von Gammelsdorf. 1313 lagen sich nämlich Friedrich der Schöne und Ludwig von Baiern wegen der Vormundschaft über Heinrich, des ein Jahr vorher verstorbenen Herzogs Otto von Baiern Sohn, und der Regentschaft von Niederbaiern in den Haaren. Damals stand ein großer Theil des baierischen Adels auf Seite des österreichischen Herzogs, der am 9. November 1313 unfern der Stadt Moosburg zwischen den Dörfern Isereck und Gammelsdorf von Ludwig angegriffen ward. Auch dieser Tag entschied sich für ihn. Anderthalb Jahre nachher erkennt Ludwig dem Seifried Schwepfermann als Ersatz für den im Reitergefecht zu Gammelsdorf erlittenen Schaden die Burg Grunsberg sammt Leuten und Gütern pfandweis zu. Und dieses Treffen allein ist es, welches auch auf Schwepfermanns Grabstein zu Kloster Castell (an der Lauter in der Oberpfalz), Erwähnung findet. Dort hieß es:

„Hie ligt begraben Seufried Schwepfermann,
Alles wandel an,
Ein ritter keck und fest,
Der zu Gammelstorff im streit tet das best.
Ist todt, dem gott genad, anno domini 1337."

Wir sehen also, daß hier ausdrücklich Gammelsdorf und nicht

Mühldorf genannt wird; auch kommt der Vers mit den Eiern nicht vor. Bis zum Jahr 1500 war er auf dem alten Grabdenkmal nicht zu lesen, woraus klar hervorgeht, daß man ihn erst nach dieser Zeit hinzugefügt hat. Diesen Zusatz hat die Tradition verschuldet. Sie machte zuerst aus dem Gammelsdorfer Gefecht die Mühldorfer Schlacht. Ihren Ursprung fand sie in Nürnberg, da die Schwepfermanns sich hier später angesiedelt hatten und bis in's fünfzehnte Jahrhundert hinein ein blühendes Geschlecht waren. Um diese Zeit erschien nämlich die Weltchronik des Nürnbergers Dietrich Truchseß und hier heißt es zum erstenmale bei Erwähnung der Mühldorfer Schlacht: „in welchem streyte auff Ludwigs teyle ein edelmann Swepffermann genant, so ritterlich und manlich fur, das von Ludwigen ym zu lob gerufft ward: yderman ein aye, und dem frummen Swepffermann zwey." Da haben wir also die Entstehung der so bekannten Sage; unbekannt dagegen bleibt in ihr die Erzählung von der Eieraustheilung, die auf irgend einem fremdgebliebenen Vorfalle in der Familie Schwepfermann beruhen und möglicherweise mit Seifried Schwepfermann gar nichts zu thun hat.

Interessant und lehrreich ist es, das allmähliche Wachsen der Sage zu beobachten. Vor 1500, so wissen wir, stand der Vers nicht auf dem Grabsteine; nach dieser Zeit erscheint er mit Einemmale, ohne daß man erfuhr, weshalb und woher. Truchseß nennt Schwepfermann einen Edelmann, etwa vierzig Jahre später avancirt er unter der Hand eines gewissen Meisterlin zum Bürger von Nürnberg und Bannerträger Ludwig's in der Schlacht von Mühldorf. Da war er also noch nicht oberster Feldhauptmann. Dazu machte ihn 1530 erst Aventin, der auch die landläufigen Geschichten mit der Kriegslist von Sonnenschein und Staub, vom Hinterhalte Zollern's u. s. w. erzählt. Aventin wie Johann Jacob Fugger, welcher Letztere fünfundzwanzig Jahre später schrieb, bezeichnen

die Worte Ludwig's von der Eieraustheilung als ein Sprichwort in Baiern, welches man auch der Grabschrift Schwepfermanns einverleibt habe. So lebte die Sage in Wort und Bild fort, von Geschlecht zu Geschlecht fröhlich gedeihend und wachsend, unausrottbar wie so viele andere.

Hatte Schwepfermann Baiern und seinen Fürsten zu Lebzeiten Sieg und Glück gebracht, so verurtheilte man ihn nach seinem Tode zu einem Unglück bringenden Helden. Er schläft nämlich in seiner ehemaligen Burg Kunstein, die Schweppermanns-Burg genannt, welche man um Mitternacht öfter schon beleuchtet gesehen hat. Unter Waffengeklirr und Kriegslärm schreitet dann Schwepfermann geharnischt aus einer jetzt zugemauerten Thür hervor und zieht zum Burgthor hinaus. So oft dies geschieht, bricht Kriegsnoth über das Land herein.

Forschungen zur deutschen Geschichte herausgegeben von der historischen Commission bei der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften. Göttingen 1863. 3. Bd.

Kopp: Geschichte der eidgenössischen Bünde. Leipzig 1845 — 1858. IV. Bd.

3.

Arnold Winkelried.

(1386.)

Die Heldengestalt Arnold von Winkelried's hat mit der Zeit auf dem alterthümlichen Goldgrunde der Schlacht von Sempach einen solchen Umfang an Charakter und Kraft gewonnen, daß gar nicht mehr gefragt wird, wodurch das Häuflein schlecht bewehrter und noch schlechter geübter Eidgenossen gegenüber der so bedeutenden Uebermacht des österreichischen Ritterheeres den Sieg errang. Es gilt als selbstverständlich, daß dieses Resultat allein der Großthat Winkelried's zu danken war und der schweizerische Patriotismus sowohl, wie seine Bewunderer vergessen dabei ganz, daß der Tapferkeit der Schweizer als Volk und Ganzes nicht viel zu thun übrig blieb, wenn ohne die freiwillige Selbstaufopferung eines Einzelnen die Sache der Freiheit verloren gewesen wäre.

Früher nun ist in Bezug auf Winkelried, wie auf Tell wenig darnach gefragt worden, seit welcher Zeit sein Name als derjenige des Helden, welcher die Schlacht entschied, genannt wird. Sein Dasein stand so fest, wie jenes Tell's, und erst als die Geschichte das des Letzteren gründlich in Zweifel stellte, erst da wurde auch in Bezug auf den Ersteren gefragt, welche Berechtigung er habe, als eine so hervorragende Person in der Geschichte genannt zu werden.

Vor Allem zur Ursache des Krieges zwischen Herzog Leopold dem Biedern von Oesterreich und den Eidgenossen, in welchem Winkelried berufen war, eine so große Rolle zu spielen.

Fast bis unmittelbar vor Eröffnung der Feindseligkeiten war Herzog Leopold im freundschaftlichsten Verhältniß zu den

Eidgenossen gestanden. Es lockerte sich dasselbe, als er 1380 die Herrschaften Nydau, Büron, Altreu und Balm durch Kauf an sich brachte, in deren Besitz Solothurn selbst gern gelangt wäre. Durch diesen Kauf geriethen sich auch der Graf von Kyburg, ein Vetter Leopold's, und Solothurn in die Haare. Jener, ein Nachbar der genannten Stadt, sollte die Gewähr für den Verkauf übernehmen, diese aber weigerte sich ein anderes Gericht als das eigene über ihre zu Altreu und Balm lebenden Bürger anzuerkennen. In der Fehde ward Solothurn auch von Bern kräftigst unterstützt, der Graf gerieth in große Noth und strebte den Frieden an. Er mußte in der Bern verbündeten kleinen Stadt Laupen Burgrecht nehmen und sich verpflichten, Solothurn wie Bern mit seiner ganzen Macht im Bedarfsfalle beizustehen; dafür wurde den Kyburgern der Schirm der beiden Städte, nöthigenfalls auch der gesammten Eidgenossenschaft zugesichert. Dies war nicht blos eine Abtrennung eines Zweiges des jüngeren Hauses Habsburg vom Gesammthause, sondern ein offen feindlicher Schritt gegen das ältere Haus, die Herzöge von Oesterreich. Denn die Grafen mußten geloben, ohne Einwilligung von Bern und Solothurn keinen Krieg anzufangen, Niemanden wider die beiden Städte zu dienen, und im Falle einer Einsprache Oesterreichs sollten die Kyburger mit Rath und That gegen dieses einstehen. Diese Abmachung konnte den Herzog Leopold sicher nicht mit Freude erfüllen; das Mißtrauen, einmal rege gemacht, zerstörte auch bald das alte gemüthliche Verhältniß, obwohl noch kein offener Bruch erfolgte. Solches geschah 1386, als die Stadt Luzern das auf der Straße nach Aargau, eine Wegstunde von Luzern erbaute herzogliche Schloß Rotenburg überfiel und einnahm, weil es ihr gleichsam als beständige Drohung vor den Thoren lag. Durch diese That waren die Würfel gefallen, und das bisher unverbrüchlich treue Luzern hatte damit die Bahn der Losreißung von österreichischer

Herrschaft betreten. Wir sehen also, daß die Ursache zu dem Kriege eigentlich von den Schweizern ausging und nicht, wie man in vielen Geschichtswerken liest, von Herzog Leopold, den man so gern einen „Rachezug für Morgarten" unternehmen läßt.

Das bedrohte Luzern sah sich nun nach Bundesgenossen um, welche demselben umsoweniger fehlen konnten, als es ein Jahr vor Ausbruch des Kampfes dem großen Städtebunde der Eidgenossen beigetreten war. Leopold dagegen sammelte sein Heer aus Tirol, Etschland, Schwaben, Elsaß, Breisgau und dem Bisthum Basel. Alles mußte mit schwerem Gelde aufgebracht werden und kam nur langsam zusammen. Nach einem der ältesten Schlachtberichte über den Tag von Sempach, einer Handschrift aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts, zogen die Eidgenossen, 1300 Mann stark, dem Feinde nach Luzern entgegen und lagerten sich in einem Walde, „so man nempt des Meyers Holltz."

Dem damaligen Kriegsgebrauch gemäß sicherten sie ihre Stellung durch Verhaue vor einem Ueberfalle. Es war am 9. Juli, einem Montage, als der Herzog seine Heerhaufen in Bewegung setzte. Er ritt über Eich, und wie alle Anzeichen schließen lassen, ohne genügende Vorsicht, aufwärts über Weidland und die nach Rottenburg führende Straße bis nahe an das Meyerholz. Es war zur Mittagszeit, als man der Eidgenossen gewahr wurde, die sich im kühlen Schatten ausgeruht hatten. Noch ehe ein Zusammenstoß erfolgte, rieth man Leopold bei der Beschaffenheit der Bodenverhältnisse, welche in keiner Weise ein Gefecht für schwer gerüstete Ritter gestatteten, umzukehren. Der Herzog aber wies jeden derartigen Antrag zurück und beschloß, sich mit den Eidgenossen zu messen. Also blieb keine andere Wahl, als zu Fuß zu fechten; es war übrigens nichts Neues, daß Ritter von ihren Hengsten stiegen; aber

daß eine 16 Fuß lange Lanze und eine eiserne Rüstung in der Sonnengluth der Nachmittagszeit der wärmsten Tage im Jahre sehr fatale Dinge sind, konnte Johann Ulrich von Hasenburg als erfahrener Kriegsmann leicht erkennen, auch die Hindernisse des Kampfplatzes vermochte er wohl zu erwägen.

Sein Rath ging noch jetzt dahin, sich zurückzuziehen; da aber die Jugend im Heere Leopold's sehr kampflustiger Natur war, hörte man nicht auf ihn. Oesterreichs Herzog bildete aus seinem Adel einen gewaltigen Schlachthaufen, zu dessen beiden Seiten das Fußvolk mit den Schützen aufgestellt wurde. Für die Schweizer war es kein Leichtes, einen so überlegenen Feind (nach den wahrscheinlichsten Angaben zählte Leopold's Heer 18.000 Mann) mit Vortheil anzugreifen. Nichtsdestoweniger traten sie ihm wohlgemuth entgegen. Sie verließen, nachdem sie wohlweislich eine Reserve ausgeschieden, den Wald, knieten nieder und baten mit emporgehobenen Händen Gott um seinen Beistand. Die Kampfordnung der Eidgenossen war, nach allgemeiner Annahme, der sogenannte Keil, und ist es selbstverständlich, daß hiebei die Spitzen stets den härtesten Standpunkt hatten. Man focht beiderseits mit großer Tapferkeit, viele Eidgenossen waren schon gefallen, die Phalanx der Ritter nicht gebrochen und für jene eine große Gefahr dadurch eingetreten, daß das herzogliche Fußvolk, sowie die Schützen sich gegen die Flanken der Schweizer wendeten. In diesen Augenblick der höchsten Noth fällt die Aufopferung Winkelried's, durch welche er seinen Landsleuten den Weg zum Siege bahnte.*) Unter die nach Hunderten zu zählenden Erschlagenen gehörte auch der „biderbe Herzog Lüpold von Oesterreich", ein von den treuen Landstädten wie von den Eidgenossen hochgefeierter Fürst.

---

*) Nach einem Schlachtberichte des Pfarrherrn Ulrichs (1577) wäre Winkelried schon mit dieser Absicht in die Schlacht gegangen, denn er habe ausgerufen: „Erhaltet mein Weib und Kind, ich will euch eine Gasse machen."

In vollster Kraft des Mannesalters stehend, wollte er, treu seinem edlen Rittersinne, diejenigen, welche für ihn in den Kampf und Tod gegangen, nicht mehr verlassen. Er erlag, voll Wunden, entblößten Hauptes tapfer kämpfend, gegen das Ende der Schlacht. Sein Leichnam ward, in einer Kiste verpackt, in der sich früher Stricke befanden, nach St. Blasius geführt und daselbst bestattet. Unter Maria Theresia kamen Leopold's Gebeine in das Kloster Königsfelden im Aargau.*) Jetzt ruhen sie im Benedictiner Stift St. Paul in Kärnthen.

Und nun zur Prüfung der alten schweizerischen Schlachtberichte. Der älteste Chronist, ein Zeitgenosse derselben, ist der Stadtschreiber von Bern, Justinger, er erzählt das Ereigniß sehr kurz aber gar nichts von Winkelried, ja nicht einmal von dem Lanzenwalle der Ritter. Ausführlicher sind die Berichte zweier Züricher Chroniken und eine derselben enthält einen Zug, welchen man für die älteste Spur der That Winkelried's hält. Es heißt daselbst: Nachdem die Eidgenossen großen Schaden erlitten, half Gott ihnen zum Siege. Das hatte man einem getreuen Mann unter den Eidgenossen zu verdanken; da dieser sah, daß es seinen Landsleuten so übel ging und die Herren mit ihren Lanzen und Spiessen überall die Vordersten niederstachen, bevor die Schweizer sie mit ihren Hellebarden erreichen konnten, da drang der ehrbare fromme Mann vor und erfasste so viel Spiesse, als er ergreifen konnte, und drückte sie nieder, so daß die Eidgenossen nun vordringen konnten. Und freudig rief er aus: „So fliehen Alle da hinten!" Die andere, gleichzeitige und sonst mit der erwähnten übereinstimmende und aus gleicher Quelle schöpfende Züricher Chronik hat diesen Zug nicht. Was nun diesen selbst betrifft, so ist

*) Erbaut von Elisabeth, der Witwe Kaiser Albrecht I., der unfern 1308 erworbet ward. Als man Leopold's Sarg 1770 öffnete, fand man ihn der Ueberführung wegen, mit Sand gefüllt und an der linken Seite der Gebeine ein Schwert.

nicht außer Acht zu lassen, daß weder der Name de tapfern Eidgenossen, welcher die Speere faßte, noch sein Tod gemeldet wird. Daß er nach vollbrachter That sich über die Flucht der Feinde freut, spricht gegen sein Unterliegen; wäre er gestorben, hätte es der Chronist sicherlich erwähnt. Die Erzählung ist eine spätere Einschiebung. Die Abschrift, in welcher sie enthalten ist, datirt aus dem Jahre 1476, die Abfassung der Chronik von 1466, also immerhin achtzig Jahre nach der Schlacht — eine Frist, nach welcher die Berichterstatter nicht mehr als Zeitgenossen gelten können, und innerhalb welcher eine Sagenbildung durch Gerüchte und Wiederholung solcher leicht möglich ist. Auch ohne dies wäre ein Mann ohne Namen, welcher durch seine That den Sieg herbeiführt, ohne den Tod zu erleiden, kein Winkelried. Nicht nur der Name, sondern die That selbst war aber noch dem Luzerner Chronisten Melchior Ruß unbekannt, welcher volle hundert Jahre nach der Schlacht sein Jahrbuch schrieb und darin, ganz Justingern nacherzählend, nicht ein Wort von Winkelried und seiner That sagt. Auch ein Lied fügt er bei, in welchem ebensowenig von ihm die Rede ist, obschon es eine Menge Einzelheiten und Namen Kämpfender und Gefallener erwähnt und nach des Chronisten Aussage unmittelbar nach der Schlacht entstand.

Dieses Lied nun ist beinahe ganz in ein anderes weit umfangreicheres aufgenommen, welches die älteste Quelle bildet, die Winkelried's That unter seinem Namen meldet, das heißt blos unter seinem Familien-, ohne seinen Vornamen. Die letzte Strophe schreibt es einem Luzerner, Namens Halbfuter zu, welcher es gedichtet hätte, als er aus der Schlacht gekommen sei. Die historische Kritik hat aber nachgewiesen, daß dasselbe vor dem dritten Jahrzent des 16. Jahrhunderts unbekannt war, die Behauptung der letzten Strophe also unwahr ist, was übrigens schon daraus hervorgeht, daß Ruß nur das kleinere Gedicht kennt. Ja es ist durch Ottokar Lorenz un-

zweifelhaft bewiesen, daß das größere Lied aus drei Gedichten zusammengesetzt ist, aus dem kleineren und zwei anderen. Vor dem 16. Jahrhundert wird also Winkelried's Name nicht genannt, und in demselben war es nun, daß der Geschichtschreiber Tschudi, derselbe dem wir auch die letzte Redaction der Tellsage verdanken, die Geschichte von Winkelried in diejenige der Schlacht von Sempach einfügte und seinem Helden den Vornamen Arnold gab.

Es fragt sich nun wie sich die Erzählung von Winkelried's Namen und That ausbildete. Dieselbe kömmt, wie sie das größere Sempacherlied und Tschudi erzählen, in der schweizerischen Geschichte öfter vor. Der älteste Schweizer Chronist, Johannes von Winterthur erzählt die That zweimal in Bezug auf sonst unbedeutende Schlachten, in den Jahren 1271 und 1332 jedesmal von den Kriegern der Habsburger im Kampfe gegen Bern, und der Nürnberger Patrizier Wilibald Pirkheimer, welcher bekanntlich den sogenannten Schwabenkrieg Kaiser Maximilian's gegen die Schweizer mitmachte, schreibt eine ähnliche That dem Heini Wolleb bei Frastenz 1499 zu, welcher sich wirklich, aber auf andere Weise aufgeopfert hat. Solcher Züge häufiges Vorkommen ist aber gerade ein verdächtiger Umstand bezüglich ihrer Wahrscheinlichkeit, und sie haben daher etwas von der Eigenthümlichkeit der Mythe an sich; kommt ja in derselben die Selbstaufopferung auch ohne Krieg sehr häufig vor, ohne daß wir an einzelne Fälle zu erinnern nöhig hätten.

Wir kommen nun zu dem Namen Winkelried. So schlimm es in historischer Beziehung um die Existenz einer Familie Tell steht, so günstig verhält es sich mit Derjenigen des Hauses Winkelried von Stans in Unterwalden. Die Winkelriede sind durch Urkunden seit alter Zeit wohl ausgewiesen. Der Aelteste des Geschlechtes, von dem wir wissen, war Ritter Rudolf vom Jahre 1248. In den Jahren 1275

bis 1303 erscheint wiederholt Heinrich von Winkelried, genannt Schrutan, ein Lehensmann Graf Rudolf's von Habsburg-Laufenburg.

Dieser Schrutan ist es aber, von welchem Tschudi seine erste auf die Winkelriede bezügliche Sage erzählt. Tschudi meldet nämlich in vollem Ernste, im Jahre 1250 habe ein großer Drache das Land Unterwalden verwüstet, und keine bewaffneten Maßregeln hätten etwas gegen ihn ausgerichtet. Da habe sich Herr Struth von Winkelried, der wegen eines Todtschlages verbannt gewesen, anerboten, den Drachen zu bekämpfen, wenn man ihm die Rückkehr in's Vaterland erlaube. Es geschah so; er tödtete das Ungeheuer mit seinem von Dornen umwundenen Speere und mit dem Schwerte. Als er aber letzteres empor hob, träufelte ihm das Gift des Drachens auf den Leib, so daß er sterben mußte.

Man sieht klar, daß diese Geschichte rein mythisch ist. Struth Winkelried ist die Unterwaldner Variation vom Herkules, Siegfried, St. Georg und Anderen, d. h. ein menschgewordener Gott, der den Drachen der Nacht tödtet, aber selbst wieder untergehen muß. Diese Erzählung Tschudi's wirft daher ein sehr ungünstiges Licht auf die Wahrheit seiner späteren von Winkelried dem Jüngeren bei Sempach.

Als Zeitgenossen der Tellsage und der Schlacht am Morgarten erscheinen (1309 — 1325) Rudolf und Walther von Winkelried, 1663 Wilhelm, und so noch Mehrere dieses Namens, ohne daß ihre Verwandtschaft untereinander bekannt wäre, bis wir endlich 1367 auf einen Zeugen, Namens Erni (Arnold) Winkelried stoßen und 1389 abermals auf einen Erni. Einer dieser beiden Erni ist entweder der von Sempach, dessen Schlacht zwischen jene beiden Jahre fällt, oder sie sind Ein und Derselbe. Dann wäre aber bei Sempach kein Winkelried gefallen. Tschudi führt allerdings seinen Arnold von Winkelried als den im Jahrzeitbuche von Stans unter den ge-

fallenen Unterwaldnern Erstgenannten auf; wann aber dieses Jahrzeitbuch verfaßt, ist nicht nachgewiesen.

Der erste und einzige der Winkelriede, welcher durch eidgenössische Berichte als Kriegsheld ausgewiesen, ist der Vater des letzten seines Stammes, Arnold von Winkelried. Ein Vorkämpfer in der Schlacht bei Bicocca — 22. April 1521 — gerieth er mit seinem alten Waffenkameraden Georg von Frundsberg, dem berühmten Landsknechtvater, zusammen, ihm zurufend: „Du alter Gesell, find ich dich da? Du mußt von meiner Hand sterben." Aber nicht Frundsberg fiel, sondern Arnold Winkelried.

Schließen wir. Indem wir das Resultat überblicken, läßt sich erkennen, daß es Thatsache ist, daß etwa anderthalbhundert Jahre nach der Schlacht von Sempach, die später erzählte That Arnold Winkelried's nicht bekannt war, die Schlacht aber allgemein so erzählt wurde, daß der Sieg der Schweizer derselben nicht bedurfte, sondern durch die Tapferkeit derselben und die schlechte Taktik der Oesterreicher erklärt wurde. Ob der zu derselben Zeit lebende Erni Winkelried in der Schlacht mitfocht oder gar darin fiel, kann bei dieser Sachlage nicht mehr von Belang sein. Es muß daher die That Winkelried's als eine nach und nach ausgebildete Sage betrachtet werden und der Held derselben als solcher dem Schicksale Tell's anheimfallen.

Lichnowsky: Geschichte des Hauses Habsburg. Wien 1836 ff. IV. Bd. — Lorenz: Leopold III. und die Schweizer Bünde. Wien 1860, und in Pfeifers Germania. VI. Band.

Kleißner: Die Quellen der Sempacher Schlacht und die Winkelried-Sage. Götting. Dissertat. 1873.

4.

Johann von Nepomuk.

(1393.)

Auf großen und auf kleinen Brucken
Steh'n vielgestaltete Nepomuken,
Von Erz, von Holz, gemalt, von Stein,
Kolossisch hoch und puppisch klein,
Jeder hat seine Andacht davor,
Weil Nepomuk auf der Brucken sein Leben verlor.
Göthe.

Keine Brücke in Böhmen, die nicht ihre Johannesstatue hätte; auf Marktplätzen und Röhrbrunnen ist der Heilige in seiner einfachen Priesterkleidung zu sehen, und „Jeder hat seine Andacht davor", besonders am sechzehnten Mai. Nach Prag aber strömen zu diesem Tage alljährlich ungeheure Menschenmengen, dem Heiligen ihre Reverenz zu beweisen. Und doch steht die Legende vom heiligen Johann auf sehr schwachen Füßen, und an Schriften, welche diesen Heiligen nicht gelten lassen wollen, fehlt es, wie jeder Gebildete weiß, keineswegs. Erst in jüngster Zeit sind über diesen Gegenstand wieder zwei Schriften erschienen; die eine von dem Prager Domherrn Fried, der es für seine Pflicht und Schuldigkeit hielt, für Beichtgeheimniß und Wundergeschichten eine Lanze zu brechen und der in diesem Theile seiner Arbeit nicht ernsthaft zu nehmen ist; die zweite von Eduard Reimann im letzten Hefte von Sybel's historischer Zeitschrift, eine Abhandlung, die mit der Schärfe historischer Kritik alle den Heiligen betreffenden Nachrichten zergliedert und uns übersichtlich die merkwürdigen Versuche darstellt, welche die Jesuiten unternommen, um dem Beichtvater zur Heiligkeit zu verhelfen.

Auf Grundlage dieser Schriften finde der Werdeprozeß der Heiligkeit des böhmischen Landespatrons in Kürze seine Darstellung.

Die Eltern des Heiligen waren schon bejahrt und noch ohne Kinder, als sie nach vielen Bitten zur Jungfrau Maria einen Sohn empfingen, dessen künftige Heiligkeit Gott durch helle Flammen anzeigte, die bei der Geburt das Haus umgaben. Er studirte zu Saaz und Prag, ward Prediger an der Teynkirche, dann Kanonicus an der Metropolitankirche, Almosenpfleger des Königs und der Königin und Beichtvater der Letzteren, als welcher er den bekannten Tod im Moldauflusse gefunden. Das sind die Hauptpunkte aus dem Leben des Heiligen, wie sie in späteren Werken erzählt werden. Und nun nehmen wir die Miene des strengen Historikers an und fragen, aus welchen gleichzeitigen Aufzeichnungen denn diese Daten, wobei wir der Wunder auch nicht mit einem Sterbenswörtlein gedacht haben, genommen sind. Da stehen wir bei der ersten Schwierigkeit. Denn wiewohl Gott selbst bei der Geburt wie bei dem Tode dieses Heiligen seine Gnade in Gestalt feuriger Flammen sichtbarlich über das Haupt Johann's ausgegossen, so weiß doch keine einzige gleichzeitige Nachricht etwas Aehnliches zu erzählen. Vom Beichtgeheimnisse spricht zuerst ein österreichischer Chronist Ebendorfer in seinem noch ungedruckten, gegen das Jahr 1450 verfaßten „Liber augustalis“ mit diesen Worten: „Wenzel ließ auch den Beichtvater seiner Gemalin, Johannes, Magister der Theologie, in der Moldau ertränken, sowohl weil derselbe gesagt, der sei des königlichen Namens würdig, welcher gut regiere, als auch weil er, *wie man sagt*, das Beichtgeheimniß zu verletzen sich weigerte.“ Da dieses Werk gegen das Jahr 1450 verfaßt, Johann von Nepomuk aber 1393 ertränkt wurde, so tritt also die Sage von dem Beichtgeheimnisse mehr als fünfzig Jahre nach dem Tode des Heiligen auf, und zwar als

4.

Johann von Nepomuk.

(1393.)

Auf großen und auf kleinen Brucken
Steh'n vielgestaltete Nepomuken,
Von Erz, von Holz, gemalt, von Stein,
Kolossisch hoch und puppisch klein,
Jeder hat seine Andacht davor,
Weil Nepomuk auf der Brucken sein Leben verlor.
Göthe.

Keine Brücke in Böhmen, die nicht ihre Johannesstatue hätte; auf Marktplätzen und Röhrbrunnen ist der Heilige in seiner einfachen Priesterkleidung zu sehen, und „Jeder hat seine Andacht davor", besonders am sechzehnten Mai. Nach Prag aber strömen zu diesem Tage alljährlich ungeheure Menschenmengen, dem Heiligen ihre Reverenz zu beweisen. Und doch steht die Legende vom heiligen Johann auf sehr schwachen Füßen, und an Schriften, welche diesen Heiligen nicht gelten lassen wollen, fehlt es, wie jeder Gebildete weiß, keineswegs. Erst in jüngster Zeit sind über diesen Gegenstand wieder zwei Schriften erschienen; die eine von dem Prager Domherrn Fried, der es für seine Pflicht und Schuldigkeit hielt, für Beichtgeheimniß und Wundergeschichten eine Lanze zu brechen und der in diesem Theile seiner Arbeit nicht ernsthaft zu nehmen ist; die zweite von Eduard Reimann im letzten Hefte von Sybel's historischer Zeitschrift, eine Abhandlung, die mit der Schärfe historischer Kritik alle den Heiligen betreffenden Nachrichten zergliedert und uns übersichtlich die merkwürdigen Versuche darstellt, welche die Jesuiten unternommen, um dem Beichtvater zur Heiligkeit zu verhelfen.

Auf Grundlage dieser Schriften finde der Werdeprozeß der Heiligkeit des böhmischen Landespatrons in Kürze seine Darstellung.

Die Eltern des Heiligen waren schon bejahrt und noch ohne Kinder, als sie nach vielen Bitten zur Jungfrau Maria einen Sohn empfingen, dessen künftige Heiligkeit Gott durch helle Flammen anzeigte, die bei der Geburt das Haus umgaben. Er studirte zu Saaz und Prag, ward Prediger an der Teynkirche, dann Kanonicus an der Metropolitankirche, Almosenpfleger des Königs und der Königin und Beichtvater der Letzteren, als welcher er den bekannten Tod im Moldauflusse gefunden. Das sind die Hauptpunkte aus dem Leben des Heiligen, wie sie in späteren Werken erzählt werden. Und nun nehmen wir die Miene des strengen Historikers an und fragen, aus welchen gleichzeitigen Aufzeichnungen denn diese Daten, wobei wir der Wunder auch nicht mit einem Sterbenswörtlein gedacht haben, genommen sind. Da stehen wir bei der ersten Schwierigkeit. Denn wiewohl Gott selbst bei der Geburt wie bei dem Tode dieses Heiligen seine Gnade in Gestalt feuriger Flammen sichtbarlich über das Haupt Johann's ausgegossen, so weiß doch keine einzige gleichzeitige Nachricht etwas Aehnliches zu erzählen. Vom Beichtgeheimnisse spricht zuerst ein österreichischer Chronist Ebendorfer in seinem noch ungedruckten, gegen das Jahr 1450 verfaßten „Liber augustalis“ mit diesen Worten: „Wenzel ließ auch den Beichtvater seiner Gemalin, Johannes, Magister der Theologie, in der Moldau ertränken, sowohl weil derselbe gesagt, der sei des königlichen Namens würdig, welcher gut regiere, als auch weil er, *wie man sagt*, das Beichtgeheimniß zu verletzen sich weigerte.“ Da dieses Werk gegen das Jahr 1450 verfaßt, Johann von Nepomuk aber 1393 ertränkt wurde, so tritt also die Sage von dem Beichtgeheimnisse mehr als fünfzig Jahre nach dem Tode des Heiligen auf, und zwar als

Gerücht, wie Ebendorfer durch das beigefügte: „wie man sagt“ andeutet.

Ein Prager Domherr, Namens Paul Zidek, hat dann im Jahre 1471 in böhmischer Sprache ein Buch verfaßt, worin er Folgendes erzählte: „Da Wenzel seine Gemalin im Verdacht hatte, und sie dem Magister Johannes, Dechant bei Allerheiligen, gebeichtet, kam der König zu ihm, damit er ihm sage, mit wem sie einen unerlaubten Umgang unterhalte, und da der Dechant nichts anzeigen wollte, ließ er ihn ertränken. Hierauf trocknete der Fluß aus, und als die Leute nicht mahlen konnten und kein Brod hatten, fingen sie an gegen den König zu murren, und das war der Anfang des Uebels.“ Da Zidek's Chronik nicht gedruckt wurde, konnte der berüchtigte Hajek von Liborzan, der größte Lügenchronist früherer Jahrhunderte, in seiner im Jahre 1541 erschienenen böhmischen Chronik seinen Lesern die Geschichte des Beichtvaters Johann mit neuen Zuthaten geschmückt, vorsetzen. Die Gemalin Wenzel's ermahnt diesen, von seinem unsittlichen Leben abzulassen, und dieser sucht nach Ursachen, sie aus dem Leben zu schaffen; er will daher vom Beichtvater wissen, welcher Sünden sie sich schuldig bekannt; da dieser aber beharrlich schweigt, wird er nach anderen Martern gebunden in die Moldau geworfen und ertränkt, worauf über dem Leichnam viele Lichter sich zeigten. Dann wurde der Leichnam in der St. Veitskirche begraben und das Grab mit einem Steine bedeckt, an welchem sich nachmals verschiedene Wunder zutrugen. „Wenn aber Jemand,“ erzählt Hajek, „seine Heiligkeit anfocht und mit Vorbedacht auf das in den Stein gehauene Kreuz trat, der hat noch an demselben Tage einen Schimpf erfahren. Deshalb haben die Prälaten dieses Grab mit einem eisernen Gitter umgeben lassen.

Wie klar liegt doch der Entwickelungsgang dieser Sage bis auf diese Zeit vor uns. Im Jahre 1393 wird ein Prager

Geistlicher, Johann, ertränkt aus einer Ursache, die wir noch erwähnen werden, welches Ereigniß ganz einfach von den Gleichzeitigen erwähnt wird. Um 1450 wird als Ursache, aber nur gerüchtweise, die Weigerung, das Beichtsiegel zu verletzen, angegeben; im Jahre 1471 gilt diese Ursache schon als die einzig richtige, und die Moldau trocknet aus; und im Jahre 1541 endlich, also anderthalbhundert Jahre nach dem Tode Johann's treten die Lichter um seinen Leichnam auf und Wunder geschehen an seinem Grabe.

Erst mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts beginnen schüchterne Versuche, auch in heiligen Schriften von dem Leben unseres Johannes Notiz zu nehmen. Da gab im Jahre 1602 der Probst Barthold von Breitenberg, aus Brüx gebürtig, daher gewöhnlich Pontanus genannt, Hymnen auf die heiligste Jungfrau Maria und die Schutzpatrone Böhmens heraus, und eine dieser Oden ist dem Johann von Nepomuk gewidmet, den er bereits mit der Bezeichnung „heiliger Johannes" titulirt. Nachdem er Johann's Verschwiegenheit besungen, ruft er aus: „Hieraus lernen wir den besten Beichtvater kennen." Und wie jede Fabel ihre Lehre liefern muß, so auch die Fabel vom heiligen Johannes, aus welcher der gelehrte Pontanus folgende Nutzanwendung zieht: „Lerne dem Priester deine Sünden bekennen, und du, der du hier die Stelle Gottes vertrittst, o lerne dieselben keinem Menschen offenbaren, das ist das Gebot der Kirche"; und schließlich bittet er den Heiligen, er möge seine Verehrer nicht von hinnen fahren lassen, ohne daß sie gebeichtet haben.

Darin nun steckt des Pudels Kern. Was waren das doch für gottlose Zeiten, die durch Luther heraufbeschworen worden waren! Eine große Zahl der Deutschen und Böhmen kümmerte sich blutwenig um das katholische Institut der Beichte und weigerte sich, den sündhaften Mitmenschen ihre Sünden zu bekennen. Was konnte man da nicht Alles erreichen, wenn

man einen Heiligen hatte, der wegen der Beichte sein Leben geopfert. Wenn dann ein Fürst kam, der in der Furcht des Herrn (zu Rom) erzogen war und es mit der katholischen Kirche ehrlich meinte, so konnte man dem Johann von Nepomuk zur Heiligkeit verhelfen, und dieser mußte dann aus Dankbarkeit mitwirken zur Ausrottung der lutherischen Pest.

Und der strengkatholische Fürst kam: Ferdinand II. Die Schlacht am Weißen Berge zu gewinnen, hatten offenbar die Schutzpatrone des Landes mitgewirkt und der Erzbischof von Prag, Johann Lohelius, ließ, als er am 16. Juli 1621 einen früher fünf Heiligen geweihten, von den Ketzern jedoch zerstörten Altar wieder einweihte, einen dieser fünf weg und setzte dafür Johann den Beichtvater. Bald erzählte man sich auch ein Wunder. Ein ruchloser Ketzer, der um das Grab des heiligen Johannes, diesen verspottend, herumtanzte, fühlte plötzlich heftige Fußschmerzen und verschied binnen einer Stunde.

Aber auch die Jesuiten kamen und nahmen sich der Sache an, und was diese Leute in Oesterreich anfassen, das — man weiß es — geht von statten. Ein Jesuit, Georg Ferus, widmete ein von ihm 1641 herausgegebenes Schriftchen über Johann von Nepomuk dem Grundherrn der Bewohner von Nepomuk, dem Baron Franz von Sternberg, den er in der Vorrede ermahnte, eifrig einzutreten für die Apotheose. Und wirklich, der Baron entschloß sich, an der Stelle, wo Johann geboren worden, eine Kirche zu bauen; aber als sie fertig war, wurde sie dem heiligen Johann dem Täufer geweiht. Wie schlau! wird man sagen; dem Johann von Nepomuk konnte sie nicht geweiht werden, weil er noch nicht canonisirt war; wurde er es, so konnte man künftig leicht den einen Johann in den andern verwandeln.

Je weiter man sich von der Lebenszeit des Johann von Nepomuk entfernte, desto mehr erfuhr man von seinem Leben. Der Probst Breitenberg hatte in Erfahrung gebracht, daß

er Almosenpfleger gewesen. Da kam der Jesuit Tanner und lieferte einen weiteren Beitrag; dann verfaßte der Prager Domherr Dlauhowesky ein Leben des Beichtvaters der Königin Johanna, das er dem Jesuiten Bohuslav Balbin überließ, der daraus eine neue Biographie machte, indem er allerlei Einzelheiten hinzudichtete. Man merke nun, wie man zu Wundern aus früherer Zeit kam, welche man zur Canonisation brauchte. Dlauhowesky sagte, ein im Jahre 1583 verstorbener Prager Domherr hätte Aufzeichnungen hinterlassen, daß es ein Büchlein gebe, worin allerlei Wunder des Johann von Nepomuk verzeichnet stünden, das er aber nicht hätte auffinden können. Aber wie viele Wunder konnten doch in einem kleinen Büchlein gestanden haben! Daher sagt Balbin: ein Buch, das zur Zeit des Calvinismus versteckt worden und seitdem abhanden gekommen. Zwar kennt auch Balbin das Buch weiter nicht, aber von einem Wunder weiß er bestimmt, daß es darin gestanden: ein Blinder war am Grabe des Märtyrers sehend geworden.

Indem man so mit vereinten Kräften arbeitete, kam endlich durch Balbin eine ziemlich detaillirte Biographie des Märtyrers zu Stande, aber das Prager Domkapitel lehnte die Widmung ab; der Erzbischof Mathäus Ferdinand ließ sogar das Bild des Märtyrers von dem Hauptaltare der Kirche zu Nepomuk herunternehmen mit den Worten: „Was macht der dort? Er ist kein Heiliger. Nehmt ihn sogleich herunter.“ Und ein Jesuit, Freyberger, stellte anno 1698 über Balbin's im Jahre 1680 in der von den sogenannten Bollandisten herausgegebenen Sammlung von Heiligenleben gedruckte Biographie Johann's Untersuchungen an und kam zu dem Resultate, daß Balbin manches mit mythologischer Feder rhetorisch ausgeschmückt habe, was bei Darstellung des Lebens der Heiligen nicht angehe. In Rom wurden die Prager Domherren mit ihrem Gesuche um die Heiligsprechung abgewiesen.

Aber die Jesuiten ruhten nicht: wir übergehen die ekelhaften Lügen und Erfindungen, die Verdrehungen und Ränke, durch welche sie dann endlich im Jahre 1729 die Heiligsprechung zuwege brachten.

Wer ist denn nun eigentlich dieser Johann von Nepomuk? Die Antwort des Historikers auf diese Frage ist folgende: Johann von Jenzenstein, ein Adeliger Böhmens, der schon als Knabe im Besitze von sieben Pfründen war, dann Bischof von Meißen und, 28 Jahre alt, Erzbischof von Prag und Kanzler des Königs Wenzel geworden war, hatte von jeher den weltlichen Freuden die größte Aufmerksamkeit geschenkt, bis eine schwere Krankheit aus dem Lebemanne einen überaus gottesfürchtigen, frommen Diener des Herrn machte, der viel Almosen gab, es aber seinem priesterlichen Hochmuthe nicht versagen konnte, mit dieser Lebensweise zu prunken. Mit dem König Wenzel, der bekanntlich mit der Geistlichkeit nicht gerade sanft verfuhr, kam er oft in Streitigkeiten. Der Landesunterkämmerer Huler hatte einst mehrere getaufte Juden ihren Glaubensgenossen auf deren Verlangen zurückgegeben; außerdem verlautete, er hätte geäußert, der Glaube der Juden sei besser, als der der Christen; ferner hatte er Studenten wegen unbekannter Excesse gefangen setzen und einen enthaupten lassen. Für alles dies sprach nun der Erzbischof durch seinen Vicar Johann Pomuk den Kirchenbann über den Unterkämmerer aus. Der König wüthete, als er davon erfuhr, so daß es zuerst der Erzbischof, dann seine zwei Vicare gerathen fanden, ihren Aufenthalt im Schlosse Raudnitz zu nehmen.

Dazu kam noch etwas. Wenzel hatte an seinem Hofe einen Titular-Patriarchen und drei Titular-Bischöfe; um einem derselben ein Bisthum zu verschaffen, wollte er eines gründen, und die reiche Benedictiner-Abtei Kladrau sollte die Einkünfte dazu hergeben. Er wartete nur den Tod des alten Abtes

Raczek ab; kaum aber war dieser gestorben, so wählten die Mönche schnell auf Betreiben des Erbischofs einen neuen Abt. Der Erzbischof hatte dem Könige einen zweiten Possen gespielt; da schrieb Wenzel an den Erzbischof jenen merkwürdigen Brief, der in lateinischer Sprache, in der er abgefaßt worden, sich ungleich köstlicher ausnimmt, als etwa in deutscher Uebersetzung: „Tu archiepiscope! Mihi castrum Rudnie et alia castra mea restituas et recadas mihi de terra mea Boemiae; et si aliquid contra me attentabis vel meos, volo te submergere, litesque sedare. Pragam veni.“ *) Als der Erzbischof mit seinen Räthen nach Prag kam, wurden sie gefangen genommen und einige davon später verhört. Die beiden Vicare und der Probst Wenzel von Meißen wurden auf das Rathhaus gebracht, wo der König ihnen ewiges Stillschweigen gebot und strengstens auftrug, nicht zu sagen, was ihnen geschehen sei; schließlich ließ er sie schwören, fortan Partei gegen den Erzbischof zu ergreifen. Standhaft blieb blos Johann Pomuk, eben der, welcher den Unterkämmerer vor das geistliche Gericht geladen, ihn gebannt und den neuen Abt von Kladrau bestätigt hatte. Er wurde denn auch schrecklich zugerichtet, gebunden und mit einem Stück Holz im Munde am 20. März 1393 in die Moldau geworfen.

Der Streit zwischen Wenzel und dem Erzbischofe nahm aber seinen weiteren Verlauf. Letzterer begab sich sogar mit dem Abte von Kladrau nach Rom zum Papste Bonifaz IX., wo er zwei Klageschriften einreichte, in denen er alle Sünden des Königs aufzählte. Diese Schriften sind vorhanden und gedruckt, aber sie enthalten nicht ein Wort davon, daß Wenzel die Beichte seiner Gemahlin habe erfahren wollen, und daß die Weigerung Johann's, das Geheimniß zu verrathen, die

---

*) Du Erzbischof! Packe dich fort aus meinem Böhmen. Wenn du aber gegen mich etwas unternimmst, so will ich dich ersäufen wie einen Hund. Komm nach Prag!

Ursache seines Todes gewesen. Johann war überhaupt nicht Beichtvater der Königin. Der erbitterte Feind des Königs hätte doch wahrlich nicht unterlassen, die Ermordung Johann's durch die Weigerung, das Beichtsiegel zu brechen, zu motiviren, wenn sie stattgefunden hätte. Und da auf die Fabel von dem Beichtgeheimnisse die ganze Heiligkeit Johann's von Nepomuk basirt ist, so fällt diese in Nichts zusammen.

Jenzenstein erreichte durch seine Klageschriften in Rom nichts; denn damals saß ein zweiter unfehlbarer Heiliger Vater in Avignon, und der zu Rom konnte den König Wenzel nicht vor den Kopf stoßen. Die Concurrenz, welche sich die zwei Heiligkeiten machten, sicherte dem Publicum eine anständige Behandlung. Aber die Anklagen des Erzbischofs, die später nach Prag gelangten, gaben der historischen Forschung die Belege für die Untersuchung, auf welche unrechtmäßige Weise der Vicar Johann Pomuk zu seinem Heiligenscheine gekommen.

Fried: Der geschichtliche heilige Johannes von Nepomuk. Prag 1871
Reimann: Johann von Nepomuk nach der Sage und nach der Geschichte. Sybel's historische Zeitschrift. 1872. 2. Heft. (Prof. Franz Mayer. „Neue freie Presse." 1872.)

5.

König Ladislau des Nachgebornen Ende.

(1457.)

Der Tod Ladislav's Posthumus gehört zu einem jener Ereignisse, welche ob ihrer Plötzlichkeit und damit verbundenen räthselhaften Erscheinungen Anlaß zu verschiedenen Auslegungen boten. Da fabelhafte Erzählungen die historische Thatsache der Nachwelt entstellt überlieferten, wird es ebenso schwer die Wahrheit zu ergründen, als auch die erste Quelle der Entstellung aufzufinden. Auch hier gilt, was bei so vielen anderen Anekdoten in der Geschichte der Fall, daß die Mannigfaltigkeit der Ansichten stetig wächst, je mehr die Entfernung zunimmt, welche uns von dem ursprünglichen Geschehenen trennt. Nirgends läßt sich dann der Werth und die Nothwendigkeit einer strengen historischen Kritik besser würdigen, als eben da.

Ladislav, genannt der Nachgeborne, da sein Vater, Kaiser Albrecht II. vier Monate früher gestorben, ehe Jener das Licht der Welt erblickte, ward am 22. Februar 1440 zu Komorn geboren. Es war eine stürmische Zeit, während welcher Ladislav den Titel eines Herzogs von Oesterreich und Königs von Ungarn und Böhmen führte. Noch waren die Wunden nicht vernarbt, welche ein zwanzigjähriger Bürgerkrieg den Landen geschlagen und man die Nachtheile der Minderjährigkeit des zum eigentlichen Regenten bestimmten Fürsten, sowie jene einer langen vormundschaftlichen Regierung gefühlt hatte, als sich diese Zustände, vermehrt durch die Gefahren von Türkeneinfällen erneut in Aussicht stellten. In dem einen Erbreiche, in Ungarn, fiel sogar ein Theil den Magnaten vom Habsburger ab, und erkor sich Wladislaw Jagello von Polen zum Könige. Dieser

Gerücht, wie Ebendorfer durch das beigefügte: „wie man sagt" andeutet.

Ein Prager Domherr, Namens Paul Zidek, hat dann im Jahre 1471 in böhmischer Sprache ein Buch verfaßt, worin er Folgendes erzählte: „Da Wenzel seine Gemalin im Verdacht hatte, und sie dem Magister Johannes, Dechant bei Allerheiligen, gebeichtet, kam der König zu ihm, damit er ihm sage, mit wem sie einen unerlaubten Umgang unterhalte, und da der Dechant nichts anzeigen wollte, ließ er ihn ertränken. Hierauf trocknete der Fluß aus, und als die Leute nicht mahlen konnten und kein Brod hatten, fingen sie an gegen den König zu murren, und das war der Anfang des Uebels." Da Zidek's Chronik nicht gedruckt wurde, konnte der berüchtigte Hajek von Liborzan, der größte Lügenchronist früherer Jahrhunderte, in seiner im Jahre 1541 erschienenen böhmischen Chronik seinen Lesern die Geschichte des Beichtvaters Johann mit neuen Zuthaten geschmückt, vorsetzen. Die Gemalin Wenzel's ermahnt diesen, von seinem unsittlichen Leben abzulassen, und dieser sucht nach Ursachen, sie aus dem Leben zu schaffen; er will daher vom Beichtvater wissen, welcher Sünden sie sich schuldig bekannt; da dieser aber beharrlich schweigt, wird er nach anderen Martern gebunden in die Moldau geworfen und ertränkt, worauf über dem Leichnam viele Lichter sich zeigten. Dann wurde der Leichnam in der St. Veitskirche begraben und das Grab mit einem Steine bedeckt, an welchem sich nachmals verschiedene Wunder zutrugen. „Wenn aber Jemand," erzählt Hajek, „seine Heiligkeit anfocht und mit Vorbedacht auf das in den Stein gehauene Kreuz trat, der hat noch an demselben Tage einen Schimpf erfahren. Deshalb haben die Prälaten dieses Grab mit einem eisernen Gitter umgeben lassen.

Wie klar liegt doch der Entwickelungsgang dieser Sage bis auf diese Zeit vor uns. Im Jahre 1393 wird ein Prager

Geistlicher, Johann, ertränkt aus einer Ursache, die wir noch erwähnen werden, welches Ereigniß ganz einfach von den Gleichzeitigen erwähnt wird. Um 1450 wird als Ursache, aber nur gerüchtweise, die Weigerung, das Beichtsiegel zu verletzen, angegeben; im Jahre 1471 gilt diese Ursache schon als die einzig richtige, und die Moldau trocknet aus; und im Jahre 1541 endlich, also anderthalbhundert Jahre nach dem Tode Johann's treten die Lichter um seinen Leichnam auf und Wunder geschehen an seinem Grabe.

Erst mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts beginnen schüchterne Versuche, auch in heiligen Schriften von dem Leben unseres Johannes Notiz zu nehmen. Da gab im Jahre 1602 der Probst Barthold von Breitenberg, aus Brüx gebürtig, daher gewöhnlich Pontanus genannt, Hymnen auf die heiligste Jungfrau Maria und die Schutzpatrone Böhmens heraus, und eine dieser Oden ist dem Johann von Nepomuk gewidmet, den er bereits mit der Bezeichnung „heiliger Johannes" titulirt. Nachdem er Johann's Verschwiegenheit besungen, ruft er aus: „Hieraus lernen wir den besten Beichtvater kennen." Und wie jede Fabel ihre Lehre liefern muß, so auch die Fabel vom heiligen Johannes, aus welcher der gelehrte Pontanus folgende Nutzanwendung zieht: „Lerne dem Priester deine Sünden bekennen, und du, der du hier die Stelle Gottes vertrittst, o lerne dieselben keinem Menschen offenbaren, das ist das Gebot der Kirche"; und schließlich bittet er den Heiligen, er möge seine Verehrer nicht von hinnen fahren lassen, ohne daß sie gebeichtet haben.

Darin nun steckt des Pudels Kern. Was waren das doch für gottlose Zeiten, die durch Luther heraufbeschworen worden waren! Eine große Zahl der Deutschen und Böhmen kümmerte sich blutwenig um das katholische Institut der Beichte und weigerte sich, den sündhaften Mitmenschen ihre Sünden zu bekennen. Was konnte man da nicht Alles erreichen, wenn

man einen Heiligen hatte, der wegen der Beichte sein Leben geopfert. Wenn dann ein Fürst kam, der in der Furcht des Herrn (zu Rom) erzogen war und es mit der katholischen Kirche ehrlich meinte, so konnte man dem Johann von Nepomuk zur Heiligkeit verhelfen, und dieser mußte dann aus Dankbarkeit mitwirken zur Ausrottung der lutherischen Pest.

Und der strengkatholische Fürst kam: Ferdinand II. Die Schlacht am Weißen Berge zu gewinnen, hatten offenbar die Schutzpatrone des Landes mitgewirkt und der Erzbischof von Prag, Johann Lohelius, ließ, als er am 16. Juli 1621 einen früher fünf Heiligen geweihten, von den Ketzern jedoch zerstörten Altar wieder einweihte, einen dieser fünf weg und setzte dafür Johann den Beichtvater. Bald erzählte man sich auch ein Wunder. Ein ruchloser Ketzer, der um das Grab des heiligen Johannes, diesen verspottend, herumtanzte, fühlte plötzlich heftige Fußschmerzen und verschied binnen einer Stunde.

Aber auch die Jesuiten kamen und nahmen sich der Sache an, und was diese Leute in Oesterreich anfassen, das — man weiß es — geht von statten. Ein Jesuit, Georg Ferus, widmete ein von ihm 1641 herausgegebenes Schriftchen über Johann von Nepomuk dem Grundherrn der Bewohner von Nepomuk, dem Baron Franz von Sternberg, den er in der Vorrede ermahnte, eifrig einzutreten für die Apotheose. Und wirklich, der Baron entschloß sich, an der Stelle, wo Johann geboren worden, eine Kirche zu bauen; aber als sie fertig war, wurde sie dem heiligen Johann dem Täufer geweiht. Wie schlau! wird man sagen; dem Johann von Nepomuk konnte sie nicht geweiht werden, weil er noch nicht canonisirt war; wurde er es, so konnte man künftig leicht den einen Johann in den andern verwandeln.

Je weiter man sich von der Lebenszeit des Johann von Nepomuk entfernte, desto mehr erfuhr man von seinem Leben. Der Probst Breitenberg hatte in Erfahrung gebracht, daß

er Almosenpfleger gewesen. Da kam der Jesuit Tanner und lieferte einen weiteren Beitrag; dann verfaßte der Prager Domherr Dlauhowesky ein Leben des Beichtvaters der Königin Johanna, das er dem Jesuiten Bohuslav Balbin überließ, der daraus eine neue Biographie machte, indem er allerlei Einzelheiten hinzudichtete. Man merke nun, wie man zu Wundern aus früherer Zeit kam, welche man zur Canonisation brauchte. Dlauhowesky sagte, ein im Jahre 1583 verstorbener Prager Domherr hätte Aufzeichnungen hinterlassen, daß es ein Büchlein gebe, worin allerlei Wunder des Johann von Nepomuk verzeichnet stünden, das er aber nicht hätte auffinden können. Aber wie viele Wunder konnten doch in einem kleinen Büchlein gestanden haben! Daher sagt Balbin: ein Buch, das zur Zeit des Calvinismus versteckt worden und seitdem abhanden gekommen. Zwar kennt auch Balbin das Buch weiter nicht, aber von einem Wunder weiß er bestimmt, daß es darin gestanden: ein Blinder war am Grabe des Märtyrers sehend geworden.

Indem man so mit vereinten Kräften arbeitete, kam endlich durch Balbin eine ziemlich detaillirte Biographie des Märtyrers zu Stande, aber das Prager Domkapitel lehnte die Widmung ab; der Erzbischof Mathäus Ferdinand ließ sogar das Bild des Märtyrers von dem Hauptaltare der Kirche zu Nepomuk herunternehmen mit den Worten: „Was macht der dort? Er ist kein Heiliger. Nehmt ihn sogleich herunter." Und ein Jesuit, Freyberger, stellte anno 1698 über Balbin's im Jahre 1680 in der von den sogenannten Bollandisten herausgegebenen Sammlung von Heiligenleben gedruckte Biographie Johann's Untersuchungen an und kam zu dem Resultate, daß Balbin manches mit mythologischer Feder rhetorisch ausgeschmückt habe, was bei Darstellung des Lebens der Heiligen nicht angehe. In Rom wurden die Prager Domherren mit ihrem Gesuche um die Heiligsprechung abgewiesen.

Aber die Jesuiten ruhten nicht: wir übergehen die ekelhaften Lügen und Erfindungen, die Verdrehungen und Ränke, durch welche sie dann endlich im Jahre 1729 die Heiligsprechung zuwege brachten.

Wer ist denn nun eigentlich dieser Johann von Nepomuk? Die Antwort des Historikers auf diese Frage ist folgende: Johann von Jenzenstein, ein Adeliger Böhmens, der schon als Knabe im Besitze von sieben Pfründen war, dann Bischof von Meißen und, 28 Jahre alt, Erzbischof von Prag und Kanzler des Königs Wenzel geworden war, hatte von jeher den weltlichen Freuden die größte Aufmerksamkeit geschenkt, bis eine schwere Krankheit aus dem Lebemanne einen überaus gottesfürchtigen, frommen Diener des Herrn machte, der viel Almosen gab, es aber seinem priesterlichen Hochmuthe nicht versagen konnte, mit dieser Lebensweise zu prunken. Mit dem König Wenzel, der bekanntlich mit der Geistlichkeit nicht gerade sanft verfuhr, kam er oft in Streitigkeiten. Der Landesunterkämmerer Huler hatte einst mehrere getaufte Juden ihren Glaubensgenossen auf deren Verlangen zurückgegeben; außerdem verlautete, er hätte geäußert, der Glaube der Juden sei besser, als der der Christen; ferner hatte er Studenten wegen unbekannter Excesse gefangen setzen und einen enthaupten lassen. Für alles dies sprach nun der Erzbischof durch seinen Vicar Johann Pomuk den Kirchenbann über den Unterkämmerer aus. Der König wüthete, als er davon erfuhr, so daß es zuerst der Erzbischof, dann seine zwei Vicare gerathen fanden, ihren Aufenthalt im Schlosse Raudnitz zu nehmen.

Dazu kam noch etwas. Wenzel hatte an seinem Hofe einen Titular-Patriarchen und drei Titular-Bischöfe; um einem derselben ein Bisthum zu verschaffen, wollte er eines gründen, und die reiche Benedictiner-Abtei Kladrau sollte die Einkünfte dazu hergeben. Er wartete nur den Tod des alten Abtes

Raczek ab; kaum aber war dieser gestorben, so wählten die Mönche schnell auf Betreiben des Erbischofs einen neuen Abt. Der Erzbischof hatte dem Könige einen zweiten Possen gespielt; da schrieb Wenzel an den Erzbischof jenen merkwürdigen Brief, der in lateinischer Sprache, in der er abgefaßt worden, sich ungleich köstlicher ausnimmt, als etwa in deutscher Uebersetzung: „Tu archiepiscope! Mihi castrum Rudnie et alia castra mea restituas et recadas mihi de terra mea Boemiae; et si aliquid contra me attentabis vel meos, volo te submergere, litesque sedare. Pragam veni." *) Als der Erzbischof mit seinen Räthen nach Prag kam, wurden sie gefangen genommen und einige davon später verhört. Die beiden Vicare und der Probst Wenzel von Meißen wurden auf das Rathhaus gebracht, wo der König ihnen ewiges Stillschweigen gebot und strengstens auftrug, nicht zu sagen, was ihnen geschehen sei; schließlich ließ er sie schwören, fortan Partei gegen den Erzbischof zu ergreifen. Standhaft blieb blos Johann Pomuk, eben der, welcher den Unterkämmerer vor das geistliche Gericht geladen, ihn gebannt und den neuen Abt von Kladrau bestätigt hatte. Er wurde denn auch schrecklich zugerichtet, gebunden und mit einem Stück Holz im Munde am 20. März 1393 in die Moldau geworfen.

Der Streit zwischen Wenzel und dem Erzbischofe nahm aber seinen weiteren Verlauf. Letzterer begab sich sogar mit dem Abte von Kladrau nach Rom zum Papste Bonifaz IX., wo er zwei Klageschriften einreichte, in denen er alle Sünden des Königs aufzählte. Diese Schriften sind vorhanden und gedruckt, aber sie enthalten nicht ein Wort davon, daß Wenzel die Beichte seiner Gemahlin habe erfahren wollen, und daß die Weigerung Johann's, das Geheimniß zu verrathen, die

*) Du Erzbischof! Packe dich fort aus meinem Böhmen. Wenn du aber gegen mich etwas unternimmst, so will ich dich ersäufen wie einen Hund. Komm nach Prag!

Ursache seines Todes gewesen. Johann war überhaupt nicht Beichtvater der Königin. Der erbitterte Feind des Königs hätte doch wahrlich nicht unterlassen, die Ermordung Johann's durch die Weigerung, das Beichtsiegel zu brechen, zu motiviren, wenn sie stattgefunden hätte. Und da auf die Fabel von dem Beichtgeheimnisse die ganze Heiligkeit Johann's von Nepomuk basirt ist, so fällt diese in Nichts zusammen.

Jenzenstein erreichte durch seine Klageschriften in Rom nichts; denn damals saß ein zweiter unfehlbarer Heiliger Vater in Avignon, und der zu Rom konnte den König Wenzel nicht vor den Kopf stoßen. Die Concurrenz, welche sich die zwei Heiligkeiten machten, sicherte dem Publicum eine anständige Behandlung. Aber die Anklagen des Erzbischofs, die später nach Prag gelangten, gaben der historischen Forschung die Belege für die Untersuchung, auf welche unrechtmäßige Weise der Vicar Johann Pomuk zu seinem Heiligenscheine gekommen.

Fried: Der geschichtliche heilige Johannes von Nepomuk. Prag 1871
Reimann: Johann von Nepomuk nach der Sage und nach der Geschichte. Sybel's historische Zeitschrift. 1872. 2. Heft. (Prof. Franz Mayer. „Neue freie Presse." 1872.)

5.

König Ladislav des Nachgebornen Ende.

(1457.)

Der Tod Ladislav's Posthumus gehört zu einem jener Ereignisse, welche ob ihrer Plötzlichkeit und damit verbundenen räthselhaften Erscheinungen Anlaß zu verschiedenen Auslegungen boten. Da fabelhafte Erzählungen die historische Thatsache der Nachwelt entstellt überlieferten, wird es ebenso schwer die Wahrheit zu ergründen, als auch die erste Quelle der Entstellung aufzufinden. Auch hier gilt, was bei so vielen anderen Anekdoten in der Geschichte der Fall, daß die Mannigfaltigkeit der Ansichten stetig wächst, je mehr die Entfernung zunimmt, welche uns von dem ursprünglichen Geschehenen trennt. Nirgends läßt sich dann der Werth und die Nothwendigkeit einer strengen historischen Kritik besser würdigen, als eben da.

Ladislav, genannt der Nachgeborne, da sein Vater, Kaiser Albrecht II. vier Monate früher gestorben, ehe Jener das Licht der Welt erblickte, ward am 22. Februar 1440 zu Komorn geboren. Es war eine stürmische Zeit, während welcher Ladislav den Titel eines Herzogs von Oesterreich und Königs von Ungarn und Böhmen führte. Noch waren die Wunden nicht vernarbt, welche ein zwanzigjähriger Bürgerkrieg den Landen geschlagen und man die Nachtheile der Minderjährigkeit des zum eigentlichen Regenten bestimmten Fürsten, sowie jene einer langen vormundschaftlichen Regierung gefühlt hatte, als sich diese Zustände, vermehrt durch die Gefahren von Türkeneinfällen erneut in Aussicht stellten. In dem einen Erbreiche, in Ungarn, fiel sogar ein Theil den Magnaten vom Habsburger ab, und erkor sich Wladislaw Jagello von Polen zum Könige. Dieser

drang auch bald in Ungarn ein, behielt die Oberhand und nöthigte seine allgemeine Anerkennung durch die Gewalt des Stärkeren ab. Jetzt flüchtete die Mutter Ladislav's, Elisabeth, mit diesem zu Kaiser Friedrich III. nach Wien. Derselbe schützte und erzog seinen jungen Vetter, wiewohl diese Erziehung fehlerhaft war und wenngleich der berühmte Aeneas Sylvius (nachmals Papst Pius II.) ihn unterrichtete. Während in Ungarn Ulrich von Cilley für Ladislav, Johann Hunyad für Wladislaw kämpfen, ruhten auch in Böhmen und Oesterreich die Waffen nicht. Erst als der Jagellone bei Varna 1444 gefallen war, konnte sich Ladislav alleiniger König von Ungarn heißen, aber die innern Unruhen wogten in allen drei Reichen bei der Eifersucht der Statthalter aufeinander fort. 1452 sah sich Kaiser Friedrich endlich genöthigt, sein jetzt zwölfjähriges Mündel der Vormundschaft zu entlassen. Den größten Einfluß übte nun der Hunyade auf Ladislav und nachdem der Erstere gestorben, trat Ulrich Cilley, der Statthalter von Oesterreich an seine Stelle. Auch mit dem früheren Freunde, dem Kaiser selbst, ward Ladislav in offene Fehde verwickelt. Nach glücklicher Beilegung des Zwistes und nachdem Johann Hunyadi die Türken vor Belgrad entscheidend geschlagen, dachte man daran, den zum mannbaren Jüngling herangereiften Könige eine Gemalin zu geben. Die Wahl fiel auf die schöne Prinzessin Margarethe von Frankreich.

Ladislav's Aeußere wird uns um diese Zeit als überaus einnehmend geschildert; er war von schlanker Gestalt, hatte eine freundliche Gesichtsbildung, überaus frische Gesichtsfarbe, volle schwarze Augen und keine zu große Adlernase. Ein seltener Schmuck goldblonder Locken umwallte sein Haupt bis auf die Schultern. In allen seinen Bewegungen verrieth er natürlichen Anstand; diese Schönheiten, die natürliche Gutmüthigkeit und die Anmuth seines Umganges erwarben ihm den Beinamen: „die Wonne der Welt."

Es war im Jahre 1457, als man die Anstalten traf, in Prag, woselbst seit 1450 Georg Podiebrad als königlicher Statthalter residirte, das Beilager abzuhalten. Eine glänzende Gesandtschaft, siebenhundert Reiter und sechsundzwanzig Prachtwagen waren schon vorausgegangen, um die Braut aus ihrer Heimath abzuholen. Wie die Chronisten nachträglich bemerken, so waren dieser Heirath böse Vorzeichen beschieden, denn zwei Kometen verkündeten ihr Unheil und im Thiergarten brüllten die Löwen derart fürchterlich, dabei ein so wildes Wesen an den Tag legend, daß die Prager in große Angst geriethen.

Mitten in den Vorbereitungen nun, die geliebte Braut würdig zu empfangen, und das Hochzeitsfest ebenso zu begehen, in diesen erwartungsvollen Augenblicken wird Ladislav, in der Frische der Jugend, unerwartet von einem geheimnißvollen Uebel befallen und dreimal vierundzwanzig Stunden reichen hin, den gesunden Jüngling in einen Leichnam zu verwandeln.

Am 20. November versah der junge König die Taufpathenstelle bei einem Kinde Zdenek von Sternberg's und nahm nach der Tafel Abschied mit dem Anzeichen innerlichen Unwohlseins. Tags darauf ließ Ladislav die Aerzte kommen, verheimlichte aber aus Scham das bedenklichste Sympton seiner Krankheit. Er präsidirte hierauf noch einer Gerichtssitzung und war den Tag über sehr trübe und ernst gestimmt, erst gegen Abend heiterten sich seine Mienen wieder auf. In der Nacht verschlimmerte sich sein Zustand derart, daß am Morgen des 22. seine Krankheit vollständig ruchbar wird. Die Aerzte thun das Ihrige mit Vomitiven und Purgativen, endlich auch mit Aderlässen, aber alle ihre Mittel erwiesen sich gegen den unerbittlichen Feind unzulänglich. Die Krankheit ist im steten Zunehmen, die Kräfte nehmen rasch ab, und der König selbst gibt alle Hoffnung auf. Er empfiehlt Land und Leute dem Gubernator Georg Podiebrad, macht sein Testament, und läßt sich mit den heiligen Sacramenten versehen. Am

23. November 1457, am heiligen Clemenstage, einem Mittwoch, kurz vor Sonnenuntergang hauchte der kaum achtzehnjährige König seine Seele aus.

Am 24. erfolgte die Ausstellung und Tags darauf das feierliche Leichenbegängniß Ladislav's Posthumus. Lassen wir über die erstere einen alten Chronisten sprechen: „Der König lag da auf der Bahre, unter einem Baldachin, mit enthülltem Antlitz, so daß ihn jeder sehen konnte, um die Bahre herum gingen die böhmischen und österreichischen Herren und hinterdrein das gemeine Volk in zahlloser Menge. Und da war viel Wehgeschrei und Weinen, wie einst als der alte Kaiser Karl IV. gestorben. Und wie man den König kurz vorher mit Freuden und großen Ehren, mit Trompetenklang und Musik aufgenommen, als er durch das eine Thor nach Prag kam, so begleitete man ihn durch das andere Thor mit großem Jammer und Leidwesen. Und nicht minder groß war die Trauer seiner Braut, die den König im Bilde lieb gewonnen." — „Sie habe seit der Zeit nie mehr gelacht und sei den Böhmen fremd geblieben," schrieb in sein Tagebuch Gabriel Tezel, ein ehrsamer Nürnberger Patrizier, der in den Sechzigerjahren Herrn Tod von Reznital nach Frankreich begleitete.

Die Plötzlichkeit des Todesfalles war zu auffallend, als daß er nicht allseits Bedenken erregt hätte und die verschiedensten Gerüchte laut geworden wären. Man sprach von heimlichem Mord und von Vergiftung. Eine bestimmt und offen ausgesprochene Beschuldigung von einem der Sache Nahestehenden kam jedoch nicht vor und die offizielle Angabe, daß Ladislav eines natürlichen Todes, und zwar an der Pestilenz gestorben, fand von vornherein Glauben. Allmählig aber bemächtigten sich verschiedene Stimmen der oberwähnten Gerüchte, die öffentliche Meinung faßte sie in den verschiedenen Ländern auch abweichend auf, verbreitete sie weiter, Gefühl und Phantasie ergänzten den Stoff und gestalteten ihn vielseitig

um. Jetzt bezeichnete man auch schon die Urheber der schändlichen That, war aber auch darin nicht einig.

Die Einen schoben das Verbrechen Georg Podiebrad in die Schuhe, weil er Ladislav's Nachfolger war, und weil die Anschuldigung eine gute Waffe wider den Ketzerkönig abgab. Andere wiesen auf die Gattin Podiebrad's, Johanna, auf den hussitischen Bischof Rokiczana, auf Mathias Hunyadi, endlich auf eine eifersüchtige Buhlerin, welche Ladislav nicht in den Armen einer Anderen wissen wollte. Beweise gibt es aber nicht für alle diese Angaben. Ebenso läßt man das Opfer durch einen vergifteten Apfel, dann durch eine Rübe, bald wieder durch Erwürgen hinraffen. Alle Anzeichen, innere wie äußere, sprechen jedoch für den Tod durch den sogenannten Bubonen-Typhus — die wirkliche Pest, — welcher während des Mittelalters in Europa sehr häufig auftrat.

Die Krankheits-Erscheinungen und ihr Verlauf, die officiellen Angaben, denen an Ort und Stelle Niemand widerspricht, und die namentlich durch die Landtagsacten vom 8 Jänner 1458 ihre eclatante Sanction erhalten, sie lassen nur einen natürlichen Ausgang annehmen. Nicht minder deutet darauf der wichtige Umstand, daß der König bis zum letzten Athemzuge sein vollstes Bewußtsein hatte, was nach competenten ärztlichen Zeugnissen bei tödlichem Verlauf accuter Vergiftung eine reine Unmöglichkeit ist. Der Abgang jedes positiven und directen, an Ort und Stelle abgegebenen Zeugnisses und die große einander gegenseitig bekämpfende wie aufhebende Mannigfaltigkeit und Unverträglichkeit der Angaben über die Art des gewaltsamen Todes bekräftigen schließlich nur diejenigen Annahmen, welche Ladislav's Posthumus Ende als ein naturgemäßes darstellen.*)

*) Die Streitfrage wegen einer Vergiftung des Königs hat bis n unsere Zeit verschiedene Federn in Bewegung gesetzt, und ein com-

Die nächsten Folgen des traurigen Ereignisses, dessen sich auch die Poesie bemächtigte, waren unabsehbare. Das Band zerriß, welches die drei Reiche, Ungarn, Böhmen und Oesterreich vor nicht zwei Decennien vereinigt hatte und siebenzig trübe Jahre sollten vorübergehen, ehe dieselben auf's Neue und abermals in Folge des frühen Ende eines jungen Königs, Ludwig II., mit einander verbunden wurden.

Lichnowsky: Geschichte des Hauses Habsburg. Wien 1836 ff.
Chmel: Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte der Habsburgischen Fürsten Ladislav, Albrecht VI. und Herzog Sigismund: fontes rer. aust. 2. Abtheilung, und Beiträge zur Geschichte König Ladislav des Nachgebornen Nr. VI der Habsb. Excurse.
Birk: Beiträge zur Geschichte der Königin Elisabeth von Ungarn und Ladislav Posthumus in Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte und Kunst. Wien 1848.

---

petenter Arzt versuchte nachzuweisen, daß eine Arsenikvergiftung immerhin möglich gewesen. Zur Behauptung seiner Angaben führte er unter anderem an, daß Ladislav's Leichnam nach 15 und noch nach 132 Jahren unversehrt erhalten war. Dies setzte eine Besichtigung der irdischen Ueberreste Ladislav's voraus, von welcher jedoch die nicht minder gründlichen und kritischen Prüfungen Anderer nichts zu erzählen wissen. Dem Streite würde jedenfalls eine, in ähnlicher Weise wie vor wenigen Jahren am Leichname König Karl XII. von Schweden vorgenommene Untersuchung, mit Einemmale ein Ende machen.

6.

Johanna die Wahnsinnige

(geb. 1479, gest. 1555).

Zu den Anekdoten und Fabeln in der Geschichte, welche merwürdigerweise erst in unseren Tagen eine neue Darstellung und Bestätigung, besser gesagt Dokumentirung, erfahren haben, gehört jene: Daß Donna Juana, die Mutter Karl V., gar nicht wahnsinnig gewesen, sondern es erst durch die fünfzigjährige Gefangenschaft, in welcher ihr Vater, Ferdinand der Katholische, ihr Gemahl Philipp und ihr Sohn Karl sie gehalten, sowie durch die daselbst erduldete Folter geworden sei. Es ist dies ein düsteres, das tiefste Mitleid einerseits und den höchsten Unwillen anderseits herrufendes Bild, dessen jüngste Renovirung, gleichsam unter amtlicher Darlegung ein junger deutscher talentirter Publicist, Gustav Bergenroth besorgte *) und damit genügendes Aufsehen erregte.

Hören wir ihn selbst. Donna Juana war 1479, als die zweite Tochter des berühmten Autokraten Ferdinand von Aragon und Isabella's von Castilien geboren worden. Nach dem frühzeitigen Ableben ihrer Geschwister konnte sie als die voraussichtliche Erbin der spanischen Königreiche angesehen werden. Aber Juana war frühzeitig eigenwillig, hatte ketzerische Neigungen und haßte die Inquisition, so zwar, daß schon um 1503 ihre Mutter an die Ausschließung der Tochter von der Thronfolge dachte, indem sie erklärte, wenn nach ihrem Tode Johanna abwesend oder unfähig oder nicht Willens sein

*) „Supplement to Volume I and II of lettres, despatches and state papers, relating to the negotiations between England and Spain.“ Vom engl. Staatsarchiv 1869.

sollte zu regieren, König Ferdinand die Regierung fortführen möge. Juana wurde mittlerweile mit Philipp, dem Sohne Maximilian I., vermält. Da starb ihre Mutter, Ferdinand ergriff von Castilien Besitz, wogegen Philipp protestirte, sich aber später beruhigte und — man kann sich denken durch wen! — schon 1506 an Gift starb. — Die siebenundzwanzigjährige Juana war nun eine vielumworbene Witwe, Grund genug für die Herrschsucht und Ländergier des unnatürlichen Vaters, die Tochter in Tordesillas in enge Haft zu bringen. In einem dunkeln Zimmer wird sie gehalten, nicht einmal im Palaste wird ihr freie Bewegung gestattet, ihre ganze Gesellschaft bildet ihre jüngste Tochter Katharina. Der Gouverneur aber geht so weit, Grausamkeit gegen die Unglückliche anzuwenden, er gebraucht die damals übliche Folter, „la cuerda“ gegen sie. Diese Folter bestand darin, daß das Opfer an einem Stricke, der an den Armen befestigt war, aufgehängt wurde, während man Gewichte an seine Füße befestigte. Der Gemarterte schwebte da stets in der Gefahr, die Glieder zu brechen, oder aus den Gelenken zu reißen, oder unter den entsetzlichsten Schmerzen zu sterben. 1516 starb der grausame Vater, aber Karl, der Sohn der Armen, der nun folgte, erleichterte ihre Lage in keiner Weise; er tadelte es, daß Kardinal Ximenez jenen grausamen Gouverneur entfernt hatte und ließ seine Mutter in der fürchterlichen Haft.

1520 wird sie durch den castilischen Aufstand auf kurze Zeit befreit; Juana, in die Möglichkeit versetzt, dem Aufstand eine Alles überwältigende Macht zu geben, indem sie sich an die Spitze desselben stellt, thut es dennoch nicht. „Versuche es Niemand“, sagte sie, „mich mit meinem Sohne zu entzweien“, und als die Königlichen Tordesillas einnehmen, geht sie ihnen voll Freude entgegen. Trotzdem kommt sie wieder in Haft, die nun bis an ihr Ende dauert und eine viel härtere ist. Strengere Maßregeln wurden nöthig, ihr Kind ward ihr ent-

rissen, sie selbst auf den Umgang mit ihrem Kerkermeister und einigen Weibern beschränkt. „Tag und Nacht nachsinnend über den Trug, dem sie zum Opfer gefallen, war es natürlich, daß ihr Verstand endlich zerrüttet wurde. Sie glaubte sich in den letzten Jahren ihres Lebens von bösen Geistern umgeben, die jede gute Herzensregung in ihr verhinderten.“ Sie sah in ihrer Einbildung ein große, gespensterhafte Katze die Seele ihres Vaters und ihres Gemahls in Stücke reißen und sich auch ihr nahen, um sie zu zerfleischen. Dazwischen hatte sie aber immer Perioden, in welchen sie ruhiger war und ihr ganzes Elend erkennen konnte. Physisch sank sie in einen vollständig thierischen Zustand herab. — Endlich am 12. April 1555 gab sie ihren Geist auf, unter einem Dankgebet an den Herrn dafür, daß er sie endlich von ihren Qualen erlöse. — Das war das Loos der Stammmutter des spanisch-österreichischen Hauses! — So weit die Bergenrothische Darstellung. — Weil die Unglückliche gegen Bigotterie und Inquisition sich mit glühendem Hasse erhob, weil man nicht auf ihren Tod warten wollte, um ihr Erbe zu gewinnen, deshalb kerkerte man sie als angeblich Wahnsinnige ein und marterte sie physisch und psychisch so lange, bis sie wirklich wahnsinnig wurde und endete. Gibt es ein ärgeres Verbrechen, das der Vater an dem Kinde, der Sohn an der Mutter vollziehen kann? Das Licht des Verstandes, diese „edelste Himmelsgabe“, Der zu rauben, der man das Leben verdankt, in raffinirter Weise sie darum zu bringen, aus bloßer Ländergier. Zur Ehre der Menschheit, der Ferdinand's von Aragonien, wie seines Enkels des großen Kaisers Karl V. sei es gesagt, daß an dieser Erzählung auch gar nichts Wahres ist, Donna Juana war wirklich wahnsinnig und ist nie gefoltert worden. Dieses nachgewiesen zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst des durch seine Studien im 16. und 17. Jahrhundert wohl orientirten Gelehrten, Professor Dr. R. Rösler.

An der Hand seiner ebenso geistvollen als gründlichen Schrift über Johanna die Wahnsinnige sei der Nachweis geliefert, wie das hochinteressante Verhältniß Karl V. zu seiner Mutter in Wahrheit gewesen, und wie sich bei Letzterer der Irrsinn entwickelte.

Unabweisbare Dokumente lassen ersehen, daß der Wahnsinn Johanna's keineswegs ein durch Kerkerhaft und Folter erzeugter war und sie erst in den letzten Jahren ihres Lebens befiel, sondern daß sie mindestens schon 1516 von Geistesstörungen befallen war. Es bezeugt dies kein Feind Johanna's, sondern ein englischer Agent, John Stiles, er schreibt: Die Königin ist so, wie sie war zu Lebzeiten des verstorbenen Königs, ihres Vaters; natürlich würden ihre Unterthanen froh sein, wenn sie geheilt würde, zur Ehre, zum Heil und Wohl all' ihrer Länder. Ihre Umgebung (darunter auch ihr vertrauter Leibarzt) sagt aus, daß sie durch Zauberei von Geistern geängstigt werde. — Diesem klaren Ausspruch über Johanna's Geistesstörung konnte Bergenroth kein einziges gegentheiliges Zeugniß entgegenstellen. Dagegen würde die Enthüllung von der wiederholten Anwendung der Folter wohl geignet sein, die Vermuthung nahezulegen, es sei ein Verbrechen ausgeübt und eine Gesunde eingesperrt worden. Es frägt sich nun, hat man Johanna wirklich gefoltert? Bergenroth behauptet, dies sei unzweifelhaft und baut seine Ansicht auf drei Dokumente, in denen die Ausdrücke „cuerda“ und „premia“ (Folter) vorkämen.

Durch einfaches Vergleichen der Bergenroth'schen Uebersetzung mit dem spanischen Original gelang es Rösler, mit unbestreitbarer Gewißheit nachzuweisen, daß Bergenroth entweder das Spanische nicht ordentlich verstanden, oder absichtlich seine Gedanken in die Erzählung hineingefälscht habe. So sagt er, der Vater Johanna's habe die Anordnung gegeben, da diese sich, wenn man ihr den Willen nicht thue,

des Essens und Trinkens enthalte und er für ihr Leben fürchte, sie dann, um ihr Leben zu erhalten — auf die Folter zu spannen. Etwas Widersinnigeres wird es wohl nicht geben, um Jemand beim Leben zu erhalten, als eine Folter anzuwenden, die leicht den Tod herbeiführen kann. Die fragliche Stelle „cuerda", welche Bergenroth als „foltern" angenommen, heißt aber „die Taue nachlassen" oder „die Zügel lockern." Ihre Anwendung hier hat keine andere Bedeutung als: man soll der Königin oft nachgeben, um sie zu bewegen, wieder Speise und Trank zu sich zu nehmen und so vom Aeußersten abzuhalten. Und auch in der zweiten Stelle ist aus einer falschen Uebersetzung eines Wortes die falsche Ansicht und eine Hauptgrundlage des ganzen Truggebäudes geworden. Der Gouverneur der Königin wünscht diese zu einer Uebersiedlung zu bewegen; wie immer, widersetzt sie sich auch hier, und da dieser sich nicht zu helfen weiß, räth er dem Kaiser, die „premia" anzuwenden. Dies heißt mit Zwang oder Nöthigung aber nicht durch „Folter." Es ward also nichts Anderes beabsichtigt, als das Johanna Zuträgliche im Nothfalle auch gegen ihren Willen durchzusetzen. Falsche Uebersetzungen und willkürliche Verdrehungen finden sich noch mehrere vor, wie auch willkürlich die Annahme bezüglich der Ketzerei und des Lutheranismus Johanna's; mit überzeugender Schärfe hat Rösler im Einzelnen nachgewiesen, daß von alledem auch gar nichts wahr ist, und Johanna immer eine gute Katholikin gewesen.

Eine lange Reihe von positiven Angaben beweisen, daß schon sehr früh 1498 eine große Apathie Johanna's Wesen beherrschte und vielleicht schon 1502 gewisse fixe Ideen dazu kamen. Der frühe Tod ihres Gatten, das ist wohl eine natürliche Annahme, wird die Entwickelung ihrer Krankheit beschleunigt haben, wenigstens kann man diesen Schluß aus dem merkwürdigen Benehmen Johanna's nach dem Tode Ferdinand's ziehen.

Von einer schlechten Behandlung kann ebensowenig die Rede sein, da sich überall die Sorge Karl V. um die Gesundheit seiner Mutter zeigte; er besuchte sie öfter, ließ sich stets über sie berichten und ihr die Freude zukommen, ihre jüngste Tochter Katharina bis zu deren Verheirathung um sich zu haben. Schließlich erübrigt noch zu zeigen, daß die Eingangs erwähnten Motive der Einkerkerung gar nicht bestanden. Weder deshalb weil sie Ketzerin, was ja gar nicht der Fall, noch um sie aus der Herrschaft zu verdrängen, sie wollte weder herrschen, noch konnte sie es. Johanna ward einfach als Geisteskranke, der Ehre des Hauses halber, und weil dies eine naturgemäße Sache, der Oeffentlichkeit entzogen. —

Rösler: Johanna die Wahnsinnige. Wien. Faesy. 1870.
Pauli: Bergenroth's Entdeckungen in Simanca. Sybel's historische Zeitschrift XI. Band.
(Nach A. Horawitz „Presse." Mai 1870.)

7.

Karl V. Abdankung, Aufenthalt zu St. Just und Tod.

(1558.)

Ueber die Abdankung Karl V. namentlich aber über sein „Klosterleben" und sein Ende sind trotz der reichhaltigen Aufschlüsse, welche in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten als Berichtigung zugeflossen, zahlreiche Anekdoten im Umlauf. Sie werden der Masse stets neu in Wort und Bild aufgetischt.

Was die Abdankung Karl V. betrifft, der sich noch in voller Manneskraft und auf dem Höhepunkte seiner Macht

befand, so war sie schon den meisten seiner Zeitgenossen ein Räthsel, zu dessen Aufklärung auch die Geschichte bis vor kurzem nur wenig beigetragen hat. Im Gegentheil haben Einzelne sich eher bemüht, die Wahrheit mit romantischer Zuthat zu verdunkeln. Erst in neuerer Zeit hat die historische Kritik die bisher gang und gäbe gewesenen Erzählungen, sowohl über Karl V. Abdankung als über sein Klosterleben, ihrer Beleuchtung unterworfen und das von ihr zerrissene Phantasiegebilde durch eine wahrheitsgetreue Darstellung ersetzt.

Was den Entschluß des Kaisers betrifft, seine Krone niederzulegen, und sich von der Welt zurückzuziehen, so war derselbe in seiner Entstehung viel älter, als in seiner Ausführung. Schon 1534, also zweiundzwanzig Jahre vor seiner wirklichen Abdankung, wollte er der Krone entsagen. Es war dies in einem Momente, in dem er noch in der Vollkraft seines Lebens stand, denn er zählte eben 34 Jahre, und kurz vorher einen glänzenden Sieg — die Einnahme von Tunis — davongetragen hatte. Die wahren Beweggründe seiner Schritte müssen in dem Zusammentreffen verschiedener, auf Karl's Geist und Gemüth wirkender Umstände gesucht werden. Hierher gehören vor Allem: die Vereitlung seines Planes, seinem Hause die verlorene Stellung im Norden Europa's zu verschaffen; das Entgegenwirken der Päpste, welchen gegenüber er das alte Uebergewicht, das mit der Kaiserwürde einst verbunden war, wieder herstellen wollte; ferner der Protestantismus und die Feindschaft Frankreichs. Was den ersteren betrifft, so ist es allbekannt, daß er seine ursprünglich rein religiöse Richtung nach und nach in eine politische verwandelte und in dieser dem Kaiser überall entgegentrat. Bezüglich Frankreichs ist nur zu erwähnen, daß dieses ihm alle Kriege zuzog, die er sein Leben lang zu führen hatte, und daß alle Kämpfe in der letzten Zeit Karl's, die in dem Könige Heinrich II. ihren Mittelpunkt fanden, gegen diesen unglücklich geführt

wurden. So sah Karl V. am Abende seines Lebens alle Pläne gescheitert, ja sogar seinen bisher tadellos erhaltenen Kriegsruhm verdunkelt. Das schmerzliche Gefühl, welches aus der Erkenntniß dieser Verhältnisse hervorgehen mußte und ihn mit einer tiefen Schwermuth heimsuchte, sowie eine geschwächte Gesundheit bestimmten ihn endlich, der Regierung seiner ausgedehnten Lande zu entsagen.

Zu seinem Ruhesitze hatte der Kaiser das Hieronymiten-Kloster Yuste*) in Spanien, gelegen am Fuße eines im nördlichen Estremadura sich hinziehenden Gebirgsrückens, auserlesen. Der Platz war trefflich gewählt, denn in den Tiefen der Waldeinsamkeit, in welchen Yuste lag, konnte sich Karl einem Leben stiller Beschaulichkeit hingeben, das er ja suchte, und trotzdem mit der Welt in Verkehr bleiben, was er ebenfalls vollkommen berücksichtigt hatte. Am 8. August 1556 verließ der Kaiser, der diesen Titel beibehalten, wohl mit Rücksicht auf die Interessen des habsburgisch-österreichischen Hauses, Brüssel, wo die feierliche Niederlegung seiner Regierung einige Monate vorher (October 1555) stattgefunden hatte. Sein Gefolge war groß und sein Haus nach dem glänzenden Beispiele des burgundischen Hofes gebildet. Hundertundfünfzig Personen begleiteten ihn nach Spanien, von welcher Anzahl mehr als ein Drittel in Yuste bei ihm verblieb. Nach einer glücklichen Fahrt landete er am 28. September in dem alten Hafen von Lareda. Hier begegnen wir schon einer geläufigen Anekdote. Gewisse Geschichtsschreiber erzählen nämlich, der Kaiser habe sich bei der Landung auf die Erde geworfen und ausgerufen: „O, du gemeinsame Mutter der Menschen, nackt kam ich aus Deinem Schooß und nackt kehre ich zu ihm zurück!" Diese immerhin erbauliche Anekdote ist eine reine Erfindung. In Valladolid fand Karl den zärtlichsten und herzlichsten Empfang

*) Nicht St. Just.

von Seite seiner Tochter; da er mehrere Tage hier verweilte, so besprach er sich mit ihr über Staatsangelegenheiten und unterstützte sie bei der Regierung des Königreiches mit seiner langjährigen und vielseitigen Erfahrung. Es war offenbar, daß, wenn er sich auch, wie Diocletian, von der Welt zurückziehen wollte, er nicht, gleich diesem Kaiser geneigt war, sich gegen die großen Interessen der Menschheit ganz abzuschließen. In Valladolid weilte auch sein Enkel, der Infant Don Carlos, dessen kurze aber tragische Laufbahn ein so dunkles Blatt in der Geschichte jener Zeit füllt. Dem Kaiser gefiel weder Benehmen noch Gemüthsart des unglücklichen Prinzen, und er sprach dies auch unverhohlen gegen seine Tochter aus, welcher er zur Obhut anvertraut war.

Mitte November war der Kaiser endlich auf dem Platze seiner Wahl, doch noch immer nicht ganz in dem Hafen der Ruhe, angelangt. Da nämlich der von ihm durch zwei Baumeister eigens bestellte Bau eines Palastes, der an das Kloster anschließen sollte, noch nicht vollendet war, so blieb er in Jarandilla, einem zwei Stunden von Yuste gelegenen Dorfe, und wohnte hier in dem Schlosse eines Grafen von Orogesa. Spaziergänge, Jagden und die Beurtheilung einlaufender Depeschen füllten seine Zeit aus. Letztere beantwortete er stets mit guten Rathschlägen, und so lag es klar am Tage, daß Karl sich eine lebhafte Theilnahme an Allem, was die Wohlfahrt des Reiches betraf, nicht abgewöhnte. Besuche, welche er von dem in der Nachbarschaft wohnenden Adel, der ihm seine Huldigungen dazubringen wünschte, annahm, und Lectüre brachten ebenfalls Abwechslung.

Die Genüsse der Tafel mußten ihn nicht minder trösten, denn Karl hat sich während seines ganzen Lebens denselben mit Leidenschaft hingegeben, sie — und nicht die Kasteiungen und Entbehrungen eines Mönches, als welchen man uns den Kaiser so gern vorführt — sind an seinem raschem Ende

schuld. Sein Appetit war übermäßig, und er nahm es darin mit Ludwig XIV. oder Friedrich dem Großen oder jedem anderen fürstlichen Gourmand auf, dessen Leistungen auf die Nachwelt gekommen. Die Consequenz, mit welcher er ihn unter allen Umständen befriedigte, wird bei ihm zu einem Charakterzug. Man weiß genau, daß Karl sich früh vor dem Aufstehen gewöhnlich einen eingemachten Kapaun mit Zucker, Milch und Gewürz zubereitet, serviren ließ, worauf er sich ruhig wieder schlafen legte. Mittags speiste er reichlich, nach der Vesperzeit nahm er abermals eine Mahlzeit und später des Abends genoß er viel fette oder gewürzte Speisen. Um diese ungewöhnliche Masse Kost hinunterzuspülen, trank er auch im Verhältnisse. In Eis gekühltes Bier war eines seiner Lieblingsgetränke und oft das Erste, was er beim Aufstehen genoß. Von stärkeren Getränken zog er Rheinwein vor, und behielt, wie ein Augenzeuge (Roger Ascham) sagt: „den Kopf fünfmal so lange als Einer von uns im Glase und trank niemals weniger als eine Quart auf einmal.“ Beichtvater und Doctor ermahnten ihn oft wegen seiner Gourmandise, aber er ließ sie reden und verschaffte sich obendrein stets Dispens zur Fastenzeit. Alle diese Neigungen begleiteten den Kaiser in seine Einsamkeit, und in dem täglichen Briefwechsel, welchen Quixada und Gaztelu, Hof-Intendant und Geheimschreiber, mit dem Staatssekretär in Valladolid führten, ist jedesmal vom Essen die Rede. Für jeden Tag ist der Speisezettel entworfen, Fische und Pasteten spielen darin eine Hauptrolle, jeder Gegend ward eine bestimmte Lieferung zugewiesen, und nach Tordesilla mußte der Staatssekretär sogar um „Würste“ schreiben, weil Karl meinte, daß sie nur dort von vorzüglicher Qualität. Der Adel und die Geistlichkeit konnten ihm auf keine bessere Art ihre Aufmerksamkeit bezeigen, als wenn sie ihn recht freigebig mit guten Eßwaaren bedachten, zeitweise aber auch mit Schmuck- und Putzgegenständen. Einmal sendete

ihm eine Dame ein paar zierlich gearbeitete Handschuhe; Karl betrachtete sie und hierauf seine gichtgeschwollenen Finger, dabei bemerkend: „Die Herzogin sollte mir auch Hände, um sie anzuziehen, mitgeschickt haben". Die Gicht ward Karl's lästige, aber treue Begleiterin, denn er wollte von Enthaltsamkeit von den Tafelfreuden bei seiner jetzigen unthätigen Lebensweise nichts wissen. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, er erklärte rund heraus, es damit halten zu wollen, wie es ihm gefiele.

Endlich war der Bau zu Yuste fertig. Karl entließ also den größten Theil seiner Begleitung und traf die Wahl derjenigen, welche ihm in die Einsamkeit bis an sein Ende folgen sollten. Der Kummer derselben, witzelt Mignet ganz richtig, welche sich für immer von ihrem Herrn trennen sollten, kam nur dem Schmerz derer gleich, deren Schicksal es war, sich mit ihm in dem Hieronymiten-Kloster zu begraben. Es ist nämlich bekannt, daß Karl ein sehr gütiger und leutseliger Herr gewesen, der seine Umgebung mit großer Schonung behandelte, aber nicht sehr freigebig war. Da aber die meisten Menschen die Selbstsucht zur alleinigen Richtschnur ihrer Handlungen machen, so ließen auch hier Viele die Köpfe hängen, weil — Karl wenig Geld hatte und die Aussichten zu einer heiteren Lebensweise nicht vorhanden waren.

Am 3. Februar 1557 trat Karl seine letzte Reise an. Die Klosterglocken tönten ihm das Willkommen zu, und die ganze Klosterbruderschaft, die sein Erscheinen schon lange nicht mehr erwarten konnte, empfing ihn im feierlichen Aufzuge. Gaztelu nennt sie, nach näherer Bekanntschaft, „ein zudringliches Geschlecht und um so zudringlicher im Verhältnisse zu ihrer Unwissenheit, woran in der Bruderschaft von Yuste kein Mangel ist." Der Kaiser machte nicht lange darauf dieselben Erfahrungen.

Die Wohnung, welche Karl V. in Yuste bezog, war ein einfacher Bau von mäßigem Umfange und stand mit dem Rücken gegen die südliche Mauer des Klosters gelehnt. Ein schöner Garten — durch eine hohe Mauer von jenem der Mönche geschieden — breitete sich vor dem Hause aus. Hier also, und nicht in dem Kloster selbst, verlebte der Kaiser seine letzten Tage. Der Hausrath und die Ausschmückung der inneren Gemächer scheinen jedoch nicht im Einklange mit der Ausschmückung des Gebäudes gestanden zu sein, da die Verzeichnisse über die Ausstattung der Zimmer Karl's einen solch' reichlichen Vorrath von Matratzen, Kissen, Decken, Bettzeug, Tapeten, Baldachinen u. s. w. aufweisen, daß das Herz der begehrlichsten Hausfrau sich darüber gefreut hätte. Daß der Kaiser ferner in Bezug seiner Bekleidung nicht gleichgültig war, geht daraus hervor, daß sich in seiner Garderobe nicht weniger als sechzehn Kleider von Sammt und Seide, mit Hermelin oder Eiderdunen gefüttert, befanden. Und doch finden wir Karl so häufig in der Mönchskutte mit der Tonsur abgebildet!

Mit Silberzeug war er nicht weniger reichlich versehen, da sein Tafelservice, sowie seine Toilettesachen, Vasen, Krüge, Waschbecken, wie die Gefäße seiner Apotheke und die meisten Geräthschaften in der Küche und Speisekammer von diesem kostbaren Metalle waren. Juwelen finden sich weniger vor, obwohl er mehrere Kistchen mit allerlei Kleinodien hatte, unter Anderen auch eines mit Amuleten und Talismanen. Sein Vertrauen zu diesen Dingen ist weniger dem Aberglauben als der Leichtgläubigkeit zuzuschreiben, die eine Frucht der Unkenntniß der wahren Eigenschaften der Stoffe war — eine Unkenntniß, welche der Kaiser mit den bestunterrichteten Männern seiner Zeit theilte, die in Allem, was physikalische Wissenschaft betraf, beständig in Irrthümer verfielen, deren sich heutzutage ein Schulknabe schämen würde. Ein Schmuck,

der mehr Werth als diese Kleinodien und das Silber hatte, war eine auserlesene Sammlung von Gemälden, deren einige zu den schönsten Meisterwerken der Kunst gehören. Dagegen hatte Karl nur eine kleine Sammlung von Büchern mitgebracht, da er sich nie viel dem Lesen gewidmet.

Karl's Lebensweise in Yuste war so regelmäßig, als es sich von Jemandem, der in der Atmosphäre eines Klosters lebt, erwarten läßt. Er stand früh auf und frühstückte sofort. Sein Magen verabscheute jede Leere, selbst für die allerkürzeste Zeit. Sodann erschien sein Beichtvater, um mit ihm die Morgenandacht durchzunehmen. Hierauf zerstreute sich Karl mit mechanischen Arbeiten, bekanntlich hatte er eine Leidenschaft für Uhren; die Schwierigkeit, diese gleichmäßig gehen zu machen, soll ihn einst zu einem philosophischen Ausspruch veranlaßt haben, über die Thorheit seines früheren Beginnens, gegen Menschen Glaubenszwang zu üben, während es ihm nicht einmal gelingen wollte, zwei Uhren gleichmäßig gehen zu machen. Aber daß seine Philosophie nie den zu einer solchen Bemerkung erforderlichen Standpunkt erreichte, beweist zur Genüge mehr als Eine Aeußerung. die er in Yuste mündlich und schriftlich gethan. Mittags hörte der Kaiser die Messe, welcher er entweder im Chore oder am Fenster eines seiner Zimmer, das auf die Kanzel der Kirche sah, beiwohnte. Hier hörte man auch oft seine volltönende Stimme sich mit dem Gesange des Chores vermischen. Er liebte die Musik sehr und kannte die Grundprinzipien der Kunst. Sang einer der Mönche falsch, so wurde er zornig und begrüßte ihn mit den kräftigsten Schimpfworten, die er im Kriege gelernt hatte, und die viel besser für das Lager, als für das stille Kloster paßten. Unmittelbar nach der Messe, speiste er zu Mittag, stets allein, wie es das Vorrecht des Königthums erforderte. Nach Tische mußte der Beichtvatter aus dem Leben eines oder des anderen Heiligen vorlesen, mitunter wurde auch blos geplaudert. Dann

folgte eine kurze Siesta, hierauf wurden, und zwar dreimal die Woche, von einem gelehrten Theologen Stücke aus der heiligen Schrift vorgelesen. Den Rest des Tages occupirten ihn die Geschäfte, welche gerade seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Nach der Vesper und ehe er sich zur Ruhe begab, nahm er ein Abendessen ein, bei dem fast immer Fische in stark gewürzter Zubereitung ein Gericht bildeten.

So war das Leben Karl V. in Yuste beschaffen. Religiosität, leider stark mit Bigotterie gefärbt, bildet einen Grundzug von Karl's Charakter schon zu jenen Zeiten, wo er alle Herrschergewalt ausübte. Mit den Mönchen hatte er, außer bei den kirchlichen Ceremonien, wenig Umgang. Ein einziges Mal ließ er sich so weit herab, mit ihnen im Refectorium zu speisen. Er saß an einer besonderen Tafel, stand aber noch im Anfange des Mahles auf, da ihm die einfache Kost nicht genügte. Um jedoch seine Wirthe nicht zu kränken, gab er Befehl, die noch nicht berührten Gerichte für ihn aufzuheben. Er speiste nie mehr bei den Mönchen und lud auch keinen derselben zu sich. Als ihr Prior gestorben, baten sie Karl, vom Ordensgeneral die Erlaubniß zur Wahl eines neuen Priors zu erlangen. Aber Karl gab ärgerlich zur Antwort, daß er weder mit ihren Angelegenheiten noch mit denen des Ordens belästigt zu sein wünsche.

Die früher erwähnte Einförmigkeit in der Lebensweise des Kaisers wurde bald durch die Politik unterbrochen, denn die allgemein verbreitete Meinung, daß sich derselbe in Yuste blos mit seiner Seele beschäftigte, ist gründlich falsch. Diese Meinung ist von einigen Geschichtsschreibern nur deshalb verbreitet worden, weil sie ihrem Anhange dadurch einen Nutzen zu verschaffen suchten, indem sie mit dem Werthe des von einem Monarchen dargebrachten Opfers, in ein Kloster gewandert zu sein, prahlten. König Philipp erbat sich aber sowohl schriftlich wie durch Abgesandte den weisen Rath seines

Vaters, ja wollte sogar, daß sich derselbe zum Leiter des schlecht bestellten Finanzdepartements machen möge. Karl unterstützte seinen Sohn durch Rath und That und gab wirklich den Finanzminister ab, da er dieses Departement unter seine Obhut nahm. Auch an seine Tochter und ihren Geheimschreiber schrieb er selbst und ließ er Briefe mit Rathschlägen für Krieg oder Frieden abgehen. Yuste wurde der Mittelpunkt der Politik. Couriere eilten beständig zwischen diesem Orte und den Höfen von Brüssel und Valladolid hin und her. Doch nicht allein von da, sondern auch von fremden Fürsten erschienen Gesandte im Kloster, um mit Karl in Person zu unterhandeln, und bald wußte alle Welt, daß der abgedankte Monarch nicht in einer Klosterzelle eingemauert war, sondern sein Wille noch immer einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ausübe. Nicht minder erschienen zahlreiche Bittsteller oder vornehme Adelige zur Aufwartung, die Quixada genug Sorge machten, da er sie mit ihrer oft sehr zahlreichen Dienerschaft unterbringen mußte.

Um diese Zeit war Karl auch mit der Niederschreibung seines Lebens oder eines Theiles desselben beschäftigt. Sein Manuscript ist aber nie auf die Nachwelt gekommen, da Philipp es nach seines Vaters Tode verbrennen ließ. Nach Philipp's Meinung war ein König von einem Kreis besonderer Heiligkeit umgeben, in welchen das neugierige Auge eines gewöhnlichen Menschen nicht eindringen durfte. Er wollte seinen Vater der Welt als einen Helden dargestellt wissen, und kein Mensch, wußte er, erscheint seinem Kammerdiener als ein Held. Letzteres will nämlich besagen, daß Philipp Kenntniß davon hatte, wie Karl's Kämmerling, Van Malen mit einer lateinischen Uebersetzung dieses Manuscriptes beschäftigt war; beide Arbeiten theilten daher das Loos so manchen Ketzers in Spanien und erlitten ein Autodafé. Der Untergang der Selbstbiographie eines Mannes, der an der Spitze der euro-

päischen Politik fast ein halbes Jahrhundert hindurch gestanden, ist von jedem Freunde der Wissenschaft zu beklagen.

Ende September 1557 besuchten den Kaiser seine beiden Schwestern, die verwitweten Königinnen von Frankreich und Ungarn, und blieben fast drei Monate in Jarandilla; später traf auch die Königin von Portugal ein. Eleonora, die Königin von Frankreich, starb bald hierauf, und ihr Tod betrübte Karl außerordentlich. Obgleich nicht gewohnt seine Empfindungen zu zeigen, füllten sich seine Augen jedesmal mit Thränen, wenn er mit Gaztelu von ihr sprach. Maria, die Königin von Ungarn, eilte Trost zu spenden und Trost zu erlangen. Diesmal wohnte sie bei Karl selbst. Nach vierzehntägigem Aufenthalte nahmen die Geschwister Abschied für immer, denn Maria überlebte Karl nur wenige Wochen. In dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren, von der Landung des Kaisers und seiner Schwestern in Spanien an, war die irdische Laufbahn von allen Dreien vollendet.

Im Monate April 1558 empfing er die Nachricht, daß seine Entsagung der Kaiserkrone endlich angenommen und Ferdinand zum Kaiser gewählt worden sei. Sogleich berief er seine Hofleute, theilte ihnen die Neuigkeit mit und setzte hinzu: „Für mich genügt fortan der Name Karl, von nun an bin ich nichts." Thatsächlich ließ er alle Wappenschilder und andere kaiserliche Ehrenzeichen entfernen, sich ein einfaches Wappen stechen, und nahm es so genau, daß, als die Damen von Cuacos ihm ein Körbchen mit Blumen, kunstreich so gelegt, daß sie die Kaiserkrone darstellten, überreichten, er sie nicht in seinem Zimmer stehen ließ, bis der Gärtner sie in eine andere Form gebracht hatte. Gerade zu dieser Zeit empfing Karl die für ihn beunruhigende Nachricht, daß die Lehren der Reformation endlich auch über die Pyrenäen gedrungen waren. Dieses Uebel so rasch als möglich zu unterdrücken, ward jetzt der Hauptgegenstand seines Denkens, ja er schrieb

sogar seiner Tochter Johanna, daß im Falle man nicht energisch genug bei der Ausrottung alles Ketzerwesens zu Werke gehe, er das Kloster verlassen, und die Abhilfe selbst in die Hand nehmen werde. Auch seinem Sohne ertheilte er die nöthigen Rathschläge, und mit Trauer muß man auf den Fanatismus sehen, welchen er in seiner Familie ebenfalls zu erwecken suchte. Das bleibt ein unvertilgbarer Fleck in Karl's Charakter und war von schweren Folgen. Sein Beispiel und seine Lehren leiteten die Politik des erbarmungslosen Philipp II. und jene des blödsinnigen Philipp III. Sogar in seinem Testamente trieb er die Nachkommen an, den Pfad der Religionsverfolgung ja nicht zu verlassen.

In den letzten Tagen des August soll ein Ereigniß stattgefunden haben, welches in neuerer Zeit vielfach ein Gegenstand kritischer Untersuchung gewesen ist. Wir meinen die Feier des eigenen Leichenbegängnisses durch den Kaiser. Die Urquelle dieser Erzählung sind zwei hieronymitische Mönche, von welchen der eine Augenzeuge war, der andere aber durch seine Stellung leicht Auskunft von Augenzeugen erlangen konnte. Seitdem ist diese Erzählung mit immer neuen Ausschmückungen wiederholt worden, bis Robertson, einer der Biographen Karl's, erwähnt, daß derselbe sich, nachdem er im Todtenhemde den Exequien beigewohnt, in seinen Sarg gelegt und darin einige Zeit, sich frommen Gedanken überlassend, verblieben sei. Erst in neuester Zeit hat eine sorgfältigere Untersuchung, die unverträgliche Angaben in dem Berichte entdeckte, einige Schriftsteller veranlaßt, diesen als ein Klostermärchen zu betrachten und ganz an seiner Wahrheit zu zweifeln. Ein erheblicherer Einwand ist auch das vollständige Schweigen von Karl's nächster Umgebung über diese Erzählung. Es wäre jedenfalls seltsam, wenn weder Gaztelu noch Quixada, die Beide jeden nur halbwegs interessanten Vorfall im Leben ihres Herrn so sorglich aufgezeichnet haben, nicht mit Einem

Worte eines so außerordentlichen Ereignisses erwähnt hätten. Dieses Stillschweigen ist so bedeutsam, daß es statt eines blos negativen fast den Werth eines positiven Beweises gegen die Wahrheit der Erzählung erhält. Zwar den sonderbaren Gedanken, sein eigenes Leichenbegängniß zu feiern, konnte man Karl ganz gut zutrauen, und jener Mönch, welcher die Erzählung zu Papier brachte, erfreute sich des besten Rufes. Eine absichtliche Entstellung ist ihm daher nicht leicht zuzuschreiben. Es ist also möglich, daß Karl sein Leichenbegängniß gefeiert, indem er dem Requiem, gehüllt in einen dunklen Mantel, mit einer brennenden Kerze in der Hand, inmitten seines Haushaltes beiwohnte.

Anfangs September ward der Kaiser von einem heftigen Tertianfieber befallen, und da er über seinen Zustand besorgt wurde, bestellte er auch seine letzten Angelegenheiten. Die Zeit bis zum 21. des genannten Monates verfloß unter solchen Anordnungen; die Krankheit verließ ihn nicht. Am Morgen des 21. September, zwei Stunden nach Mitternacht, starb er plötzlich. Seine Reste wurden anfangs im Kloster, später im Escurial beigesetzt.

Der Palast und das Kloster Yuste existirten bis in das Jahr 1810. Während des Krieges auf der Halbinsel fand eine in der Nachbarschaft fouragirende Abtheilung französischer Dragoner einen ihrer Kameraden nicht weit vor den Thoren von Yuste ermordet. Keinen Moment bezweifelnd, daß ihn die Mönche bei Seite geschafft hätten, brach die wüthende Soldateska in's Kloster, verjagte seine Inwohner und legte das Gebäude in Asche. Die Kirche und Karl's Wohnung entgingen jedoch diesem Schicksale, bis im Jahre 1820 ein Raubzug der „Patrioten" das Werk der Zerstörung vollendete. 1837 wurden die Klöster in Spanien überhaupt und damit auch jenes zu Yuste aufgehoben. Palast und Kirche stehen noch heute; überall aber herrscht der Verfall. Ersterer dient als Speicher

für Getreide und Oliven, letztere ist allen Schmuckes beraubt. Nur die gütige Natur hat über die Verheerungen der Zeit und Gewalt eine reiche Decke von wilden Blumen gebreitet, und die düsteren Ruinen in ein buntes Kleid gehüllt.

Yuste lebt nur im Gedächtnisse der Vergangenheit. Schon beginnt sein Name von der Karte zu verschwinden, und es wird bald nur noch jenen in der Geschichte behaupten.

Gachard: Retraite et mort de Charles V. Bruselles 1854.
Prescott: Das Klosterleben Karl V. Leipzig 1857.

8.

Don Carlos' Ende.

(1568.)

Groß ist die Anzahl der Geschichtsschreiber, welche den Tod Don Carlos', zweiten Sohnes König Philipp II. von Spanien aus seiner Ehe mit Maria von Portugal, als keinen natürlichen bezeichnen, sondern ihn auf Befehl des eigenen Vaters durch die Hand des Nachrichters herbeiführen lassen. Nicht klein aber auch ist die Zahl jener Historiker, welche dieser Auffassung entgegentreten, sie als eine Fabel, und das Ende des spanischen Infanten aus den Folgen seiner verrückten Lebensweise erklären. Für die erstere Anschauung trat zuletzt der im Capitel „Johanna die Wahnsinnige" als Autor genannte Gustav Bergenroth ein; er will ein Dokument im berühmten Archive zu Simanca gefunden haben, das Niemand Geringeren zum Verfasser als den Beichtvater Don

Carlos' gehabt, und in welchem die Hinrichtung desselben mit allen Nebenumständen ausführlich erzählt wird. Bergenroth selbst starb, ehe er diese Entdeckung, welche schon früher von ihm gebrachte Angaben über Don Carlos' Ende widerlegt haben würde, veröffentlichen und die Echtheit des Dokumentes prüfen, konnte.*) Ersteres geschah durch W. C. Cortwright, in einer Denkschrift über Bergenroth. Auf der anderen Seite stehen dagegen Namen, wie Prescott, Mignet, de Mouy, Gachard, vor Allem aber der des Altmeisters deutscher Geschichtsschreibung, Rankes. Genau vor einem halben Jahrhundert (1829) hat derselbe in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" schon eine kritische Abhandlung veröffentlicht, welche die räthselvolle und den Deutschen überdies durch eines ihrer schönsten dramatischen Kunstwerke besonders nahegerückte Geschichte des Don Carlos aufzuhellen unternahm. Seit dieser Zeit wurde wiederum Manches über den Charakter und den tragischen Untergang des spanischen Infanten geschrieben; namentlich hat das Werk Gachard's: „Don Carlos und Philipp II." (1863 und 1867), Beifall gefunden, und dieses Werk ist es auch, welches Ranke den Anlaß gab, jetzt abermals das Wort zu ergreifen und als Gesammtresultat aller historischen Studien auf diesem Gebiete eine neue „Geschichte des Don Carlos" darzubieten.

Ehe wir diesem Meisterwerke unsere Aufmerksamkeit schenken, sehen wir uns, weil Ursprung und Entwickelung der mannigfaltigen Auffassungen über die fraglichen Momente im Leben des erwähnten Prinzen, zu welchen auch sein angebliches Liebesverhältniß mit seiner Stiefmuttter, der Königin Elisabeth zählt, aufhellend, um ältere Quellen um.

---

*) Wenn es jedoch mit Bergenroth's Entdeckung nicht anders steht, als mit jener über Johanna die Wahnsinnige, dann ist sie ad acta zu legen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß der in einem Gefängnisse erfolgte Tod Don Carlos', sowie seine vorhergegangene Verhaftung, Ereignisse waren, welche in Europa das größte Aufsehen verursachten, und daß die verschiedendsten Gerüchte über die Ursachen derselben im Umlaufe waren; sie haben die Geschichtsschreiber bis heute beschäftigt. Schon wenige Monate nach dem Ende des Infanten erschien von Juan Lopez ein zwar vom König Philipp gebilligter, aber keine Aufschlüsse gebender Bericht über dieselben. Dreizehn Jahre später — 1581 — klagt der Prinz von Oranien in seiner Apologie den König als Mörder seines Sohnes, ja auch seiner Gemahlin Elisabeth von Valois an. 1583 schrieb der florentinische Geschichtsschreiber Giambattista Adriani über die, angeblich in Folge des wahnsinnigen Gebahrens Don Carlos' nothwendig gewordene Einschließung desselben und seinen durch ihn selbst herbeigeführten Tod. Aber schon 1604 trat ihm der französische Historiker Mathieu wieder als Ankläger Philipp's entgegen. Dies hatte vor ihm auch sein Landsmann de Thou gethan; andere z. B. der leichtfertige, unzuverlässige Gregorio Leti in seiner Biographie Philipp's II. folgten diesen Führern. Dagegen schrieb schon 1619 der im Allgemeinen wohlunterrichtete, jedoch nicht wahrheitsgetreue spanische Geschichtsschreiber Louis Cabrera in seinem Leben jenes Königs wieder als dessen Apologet. Ein anderer Biograph Philipp's, van den Hammen verarbeitete Cabrera's Mittheilungen. Kritisch gesichtete Geschichtserzählungen sind bei diesen Schriftstellern nicht zu finden. Den Anlauf zu einer solchen nahm 1630 der Jesuit F. Strada, ein gründlicher, wenn auch nicht unparteiischer Bearbeiter des Abfalls der Niederlande von Spanien. Er führt als nicht glaubwürdig die verschiedenen, König Philipp höchst nachtheiligen, über die Verhaftung und den Tod des Prinzen in Umlauf gewesenen Gerüchte an, und gibt eine der Wahrheit ziemlich nahe kommende Erklärung

der Ursachen derselben. Sechsunddreißig Jahre später erschienen die schon handschriftlich vielfach gelesenen Werke des einerseits frivolen und leichgläubigen, anderseits aber die von ihm sebst wahrgenommenen Thatsachen in der Regel wahr schildernden Memorabilienschreibers von Brantôme im Drucke, der Don Carlos einen eigenen, wahres und falches durcheinanderwerfenden Abschnitt widmet und in einem zweiten seines Verhältnisses zur Königin Elisabeth erwähnt. Brantôme's Mittheilungen wurden 1672 von dem schöngeistigen Abbé de St. Real zur Grundlage seines: „Don Carlos, nouvelles historique"*) genommen und darin zu einem historischen Roman verarbeitet, welcher, wie es scheint, auch von Schiller für wahrhaftige Geschichte gehalten wurde. Im Laufe der Zeiten erschienen noch andere gleichfalls unkritische Biographien von Don Carlos, aber schon 1817/18 waren von dem berühmten Geschichtsschreiber der spanischen Inquisition Llorente einige kritische Untersuchungen über Don Carlos' Verhaftung und Tod angestellt worden, worauf endlich, wie oben angegeben, Ranke's Abhandlung zur Geschichte des spanischen Infanten folgte, in der, vermittelst einer Menge bis dahin ungedruckter Geschichtsquellen das Wahre in Don Carlos Lebensschicksalen vom Falschen und Erdichteten überzeugend geschieden ward. Der Wahrheit seiner Darstellung stimmen hierauf Raumer, Ahrendt (in Löwen), de Mouy (in Paris) und Belgiens berühmter Geschichtsforscher Gachard (die Werke dieser beiden eben genannten Autoren führen den gemeinsamen Titel: „Don Carlos et Philipp II.") zu. Ranke's neueste Charakterzeichnung des Don Carlos ist historisch wie auch besonders psychologisch von so überzeugender Kraft, daß man die Arbeit wohl als eine im Wesentlichen abschließende betrachten darf, und sie besitzt überdies den eigenthümlichen Reiz

*) Deutsch von L. Schmidt. 1828 und 1831.

der Ranke'schen Darstellungsweise, daß sie mit ehernem Griffel in die Tafeln der Weltgeschichte eingegraben erscheint und dabei doch der anmuthigen, ja selbst künstlerischen Form nicht entbehrt. Ihr zu Grunde liegt nun auch die nachstehende Erzählung.

Um das Innere eines Menschen kennen zu lernen, sagt Ranke, muß man auch nach seinem Namen, seiner Herkunft fragen, umsomehr, wenn diese etwas so Außerodentliches hat, wie bei Don Carlos. Er ist der Großenkel der düsteren, eifersüchtigen und melancholischen Johanna der Wahnsinnigen, einer Tochter des Gründers der Inquisition, aus deren Ehe mit Philipp dem Schönen jene denkwürdig burgundisch-spanischen Naturen abstammen, welche der katholischen Kirche unerschütterlich treu, zuweilen nicht ohne Tiefsinn, häufig verdächtig, nach der universalen Monarchie zu streben, lange Zeit der Mittelpunkt fast aller europäischen Bewegungen gewesen sind. Er ist ferners der Enkel Karl V., aus dessen Verbindung mit Elisabeth von Portugal sein Vater, der mit Recht und Unrecht so übel beleumundete Philipp II. entsproß. Carlos wurde den 8. Mai 1545 zu Valladolid, der damaligen Hauptstadt Spaniens, geboren und verlor seine Mutter schon vier Tage nach der Entbindung. Der Knabe war ungewöhnlich schwach. Wir finden, daß er drei Jahre alt wurde, ehe er sprechen lernte. Er stammelte immer und sprach niemals deutlich. Da Philipp während seines Sohnes vierten und vierzehnten Jahre nur kurze Zeit in Spanien war, so wuchs er ohne elterliche Sorgfalt heran. Neun Jahre alt geworden, erhielt er in Onorato Juan, einem gelehrten Edelmann, einen geschickten Lehrer, der sich auch bald Philipp's volles Vertrauen erwarb und die wilde Heftigkeit des Prinzen durch wohlgewählte Lectüre zu mäßigen suchte.

Von Anfang an geschieht seiner zur Gewaltthätigkeit geneigten und streitlustigen Gemüthsart Erwähnung. Zu

bezähmen wußte er sich nicht. Eine unschädliche Schlange, die man ihm schenkte, verletzte ihn, er biß ihr dafür den Kopf ab. War er einerseits trotzig, ungestüm, selbst grausam, so war er auch wieder mild, freigebig und zeigte Anerkennung für Andere, war voll Hingebung für seinen Lehrer. Vor Allem wiegte seine Seele sich in der Aussicht auf Waffenruhm und ein glänzendes Leben. Ein guter Schüler, ein gefügiger Zögling war der Infant jedoch mit nichten. Eine Besserung erwartete man nur von der Ankunft seines Vaters, welche im September 1559 erfolgte. Auf die Erziehung des Prinzen konnte sie zunächst wenig Einfluß haben, da derselbe von einem Quartalfieber ergriffen war, das ihn einige Jahre verfolgte und die Entwickelung seiner Kräfte hemmte. Auch abgesehen von der Krankheit, möchte man fragen, ob bei Naturen, wie die des Don Carlos eine war, überhaupt von der Erziehung viel zu erwarten ist.

Ehe der Infant sowohl zur Herstellung seiner Gesundheit als zur Ausbildung nach Alcala kam, woselbst eine reich dotirte Universität existirte, 1561, ließ sein Vater die Stände von Castilien ihm feierlich huldigen. Ohne daß er der heiß begehrten Unabhängigkeit theilhaftig wurde, gefiel er sich, von der Gegenwart des Vaters befreit, hier doch und begann sein Fieber völlig zu weichen. Seine Freunde sahen auch mit Vergnügen, daß er sein Herz der Liebe zu einem weiblichen Wesen eröffnete; sie hofften, daß eine solche Neigung seine ganze Existenz fördern und seine Seele für das, was anständig und ritterlich, vollends erwecken werde. Der Gegenstand seiner Neigung aber stand tief unter seiner Infantenwürde, es war die Tochter des Schloßwarts. Don Carlos wohnte in dem oberen Geschoß, und um das Mädchen unbemerkt sehen zu können, mußte er eine nicht ganz sichere Treppe hinabsteigen, die nur Licht hatte, wenn die untere zu einem Garten führende Thür offen geblieben war. Eines Tages, es war der 18. April

1562, hatte er seine Geliebte zu einem Rendezvous bestellt. Dem Obersthofmeister des Infanten jedoch, Don Garcia, hatte diese Liebelei keinen Geschmack abzugewinnen gewußt, weshalb er die erwähnte Verbindungsthür mit dem Garten schließen ließ. Don Carlos, heftig und ungestüm wie immer, betrat nun an dem genannten Tage die Stiege, stürmte in der Finsterniß dieselbe hinab, machte einen Fehltritt und stürzte, wobei er sich den Hinterkopf nicht unerheblich verletzte. Anfangs hielt man das Uebel ohne Bedeutung. Als aber das kaum gewichene Fieber sich wieder zur Wunde gesellte, fürchtete man für das Leben des Infanten. Trotz aller ärztlichen Hilfe, die Philipp sendete, der auch selbst an das Krankenlager seines Sohnes eilte, glaubte man doch, daß Don Carlos nur durch ein Wunder gerettet werden könne. Zu diesem Behufe brachte man den unverwesten Leichnam eines vor etwa hundert Jahren im Geruche der Heiligkeit verstorbenen Franziskanermönches, Fray Diego, an sein Bett, nach dessen Berührung die Todesgefahr wich. Mindergläubige meinen, daß die Geschicklichkeit des herbeigerufenen damals berühmten maurischen Anatomen Vesalius das Beste hiebei gethan haben werde.

Von dem Unfall zwar genesen, war derselbe für Don Carlos insoferne von Folgen, als das alte Fieber ihn nicht mehr gänzlich verließ, sondern periodisch wiederkehrte und leiblich und geistig in seiner Entwickelung zurückhielt. Bis jetzt war das Verhältniß zwischen Vater und Sohn noch immer ein freundliches und wohlwollendes, es blieb dasselbe auch noch einige Zeit, bis das mehr und mehr tadelnswerthe Benehmen des Prinzen einer- und die durch dasselbe veranlaßte Strenge und der finstere Charakter seines Vaters anderseits es allmälig in ein feindseliges verwandelte. Er wollte freigebig sein, allein er hat kein Geld, und oft leidet er an einem unfürstlichen Mangel; es dürstet ihn nach Thaten, aber beschränkend steht ihm sein Vater gegenüber, um, blühend in

bester Manneskraft, alles selbst zu verrichten; er ist an einen Obersthofmeister gebunden, an den er einst Hand anlegen wollte und den der Vater doch an seiner Seite läßt. Philipp wartete in schweigender Geduld die Reife seines Sohnes ab, die Reife von Eigenschaften, welche ihm mit Recht entsetzlich waren. Man kann es fast sehen, wie die Katastrophe sich näherte und unausbleiblich werden mußte.

Don Carlos, körperlich zurückgeblieben noch im zwanzigsten Lebensjahre, entwickelte auch eine höchst bedenkliche moralische Beschaffenheit. Er schlug seine Leute, bedrohte mit dem Dolche die wichtigsten Personen, wenn sie ihm nicht gefielen, und durchbrach überall Herkommen und Gesetz. Sogar in die Cortesversammlung drang er einmal ein und überschüttete sie mit Zorneswörten, weil sie angeblich sich in seine Angelegenheiten mit dem Vater gemischt. Und als aus dem Fenster eines Hauses, an welchem er vorüberritt, ihm etwas Wasser auf den Kopf fällt, da befiehlt er, daß das Haus niedergebrannt und die Bewohnerschaft desselben getödtet werde. Aehnliche Fälle wiederholen sich; der Vater versucht durch Zugeständnisse und Ermahnungen eine Aenderung herbeizuführen, vergebens; schließlich verlangt der Infant eine Regierungsgewalt für sich. Konnte ihm Philipp eine solche anvertrauen? Es schien nicht möglich.

Diese Unmöglichkeit trieb den Vater wie den Sohn zum Aeußersten. Carlos erklärt öffentlich, er hasse Niemanden so sehr wie seinen Vater, der ihn zur Vermählung und Regierung für unfähig halte, faßte auch den Entschluß aus Spanien zu fliehen. Diese Flucht konnte dem Könige aus politischen Gründen gefährlich werden, sie mußte daher verhindert, Carlos gefangen gesetzt werden; es geschah dies in der Nacht vom 18. auf den 19. Februar 1568.

Die Gründe für diese Gefangennehmung wurden den verschiedenen Höfen mehr oder minder eingehend, den Ständen

des eigenen Reiches die Sache also dargelegt, daß sie die Unfähigkeit Don Carlos', jemals den Thron zu besteigen, anerkennen sollten. Ehe es dazu kam war der Infant aber schon dem Irdischen entrückt.

In seinem Gefängnisse überließ sich Don Carlos den wildesten Ausschweifungen, wodurch seine ohnedies so geschwächte Lebenskraft bald ganz zusammenbrach. Wenige Tage vor seinem Tode beruhigte sich die stürmische Seele des Prinzen, er war wie verwandelt und sprach nur vernünftige Worte. In einem Frieden, wie er ihn, so lange sein kurzes Dasein gewährt, nicht gehabt, verschied er um ein Uhr Mitternacht des 23. Juli 1568.*)

Der unerwartete Tod Don Carlos' veranlaßte nicht blos in Spanien, sondern auch im Auslande sehr bald das Gerücht: er sei nicht eines natürlichen Todes gestorben; selbst die Gesandten erwähnen desselben in ihren Berichten, ohne es jedoch als glaubwürdig zu bezeichnen. Nach den Einen soll der Prinz vergiftet (nach de Thou durch eine vergiftete Suppe), nach Matthieu durch zwei Sklaven erdrosselt, nach Brantôme erstickt, nach Anderen förmlich enthauptet worden sein.**) Man wollte in dem Sarge den Kopf des Prinzen zwischen seinen Beinen liegen gesehen haben. Die Haupturheber für alle diese Märchen sind außer de Thou, Brantôme, der Prinz von Oranien, dann Philipp's gewesener Staatssekretär Antonio Perez (von dem im nächsten Abschnitte „Eboli" die Rede sein wird) während seiner Verbannung in Frankreich. Ranke und Ahrendt, Prescott, Gachard und de Mouy haben auf's überzeugendste die Grundlosigkeit dieser Angaben dargethan.

---

*) Fünf Jahre später wurde der im Dominikanerkloster bisher beigesetzte Sarg in den Escurial übertragen.

**) Nach der erwähnten Bergenroth'schen Version wurde der Henker unter romantischen Umständen sofort erschossen.

Es hat damit dasselbe auf sich, als wie mit der Fabel, daß König Philipp seiner Gattin, auf die Anzeige ihrer angeblichen Untreue hin, durch die Herzogin von Alba den Giftbecher reichen lassen. Elisabeth von Valois folgte ihrem Stiefsohne wenige Monate schon — 3. October — im Tode nach.

So viel in Kürze die Wahrheit über Don Carlos und sein Ende, das gewaltsam herbeizuführen, wie Ranke treffend sagt, Philipp gar nicht nöthig hatte, da der an sich schwache, durch immerwährende Krankheiten ermattete, durch die Einwirkungen wilder Leidenschaftlichkeit und unerträglicher Behandlung zerrüttete Leib des Infanten ohnedies auf keine Dauer schließen ließ. Schließlich muß hier noch des angeblichen Liebesverhältnisses des Infanten zu seiner Stiefmutter gedacht werden. Jene versuchte Liebschaft mit der Schloßwartstochter war seine erste und letzte, er zeigte später keinerlei Neigung mehr für's weibliche Geschlecht. Es ist ein oft wiederkehrender Punkt in den Gesandtschaftsberichten, daß man ihm keine Zeugungsfähigkeit zutraue. Außerdem sprach er immer äußerst geringschätzig und cynisch von den Frauen. Unumstößlich bleibt es dagegen, daß Don Carlos seiner Stiefmutter, die stets voll Güte gegen ihn war, jederzeit eine hohe Verehrung und warme Zuneigung zollte und ihr gegenüber, aber nur ihr allein, höflich war, edle Empfindungen zeigte. Die Liebe des Infanten also zur Königin, wie sie uns Schiller so schön besingt, gehört ausschließlich in's Reich der Phantasie, wie seine Freundschaft zu dem der Sage angehörenden Marquis Posa.

Ranke: Geschichte des Don Carlos. (40. und 41. Band sämmtlicher Werke.) Leipzig 1877.
Gachard: Don Carlos et Philippe II. (1863 und 1867.)
Maurenbrecher: Don Carlos in Sybel's historischer Zeitschrift 1864.
Prescott: History of the reign of Philipp the Second. Boston 1856.

9.

Die Prinzessin von Eboli

(geb. 1540, gest. 1592).

Zu denjenigen Personen der Geschichte, welche durch die poetische Schöpfung des Dichters mit einer besondern Romantik umgeben worden, die vor der eingehenden und unbefangenen Prüfung des Historikers jedoch nicht Stich hält, gehört auch Donna Anna de Mendoza y la Cerda Prinzessin von Eboli. Zwar haben schon Ranke und Lafuente gelegentlich ihrer Forschungen über die spanische Geschichte die Richtigkeit der früher beliebten Auffassungen über die Eboli angezweifelt, allein die endgültige dokumentarische Widerlegung und Richtigstellung unternahm vor Kurzem erst ein ehemaliger spanischer Diplomat: Gaspar Muero.

Die namentlich durch Mignet in seinem Werke Antonio Perez und Philipp II. in Curs gesetzten und hierauf wiederholten Angaben, lassen sich dahin zusammenfassen: daß König Philipp, in Leidenschaft für die Prinzessin Eboli entbrannt, mit ihr längere Zeit in vertrauter Beziehung gestanden habe. Als er aber später erfuhr, sie wende ihre Neigung seinem Geheimsekretär Antonio Perez zu, hätte Philipp aus Rache und Eifersucht gegen Perez und die Prinzessin Eboli eine Reihe von Verfolgungen in's Werk gesetzt, deren sich Perez durch die Flucht, die Prinzessin Eboli aber nur durch den Tod entziehen konnte.

Diese entstammt dem hochangesehenen Hause der Mendoza und war in Cifuentes, einem Stammsitze ihrer Familie, im Jahre 1540 geboren. 1559 vermälte sie sich mit Ruy Gomez, einem Edelmanne portugiesischer Herkunft und Günstlinge Philipp II., welcher ihm den Prinzentitel von Eboli und

den Herzogstitel von Estremera und Pastrana verliehen hatte. Donna Anna's Ehe scheint bis zum Ableben ihres Gemals, das 1573 erfolgte, eine glückliche gewesen zu sein, wie sie auch mit reicher Nachkommenschaft gesegnet war. Nun wird schon während dieser Zeit von Einigen behauptet, daß Beziehungen zwischen König Philipp und der Prinzessin von Eboli bestanden hätten. Philipp stand aber nachweisbar damals mit Donna Eufrasia de Guzmann im vertrauten Verhältnisse und vermälte sich hierauf mit Isabella von Valois, welche mit der Eboli einen Freundschaftsbund schloß, der wohl nie so innig geworden wäre, als ihn die Berichte der Zeitgenossen schildern, wenn letztere wirklich zum Könige in dem ihr zugemutheten Verhältnisse sich befunden haben würde. Auch begegnet man in den sonst über derlei Dinge sehr redseligen Meldungen der venetianischen Gesandten keiner Erwähnung eines solchen Verhältnisses, während sie das Philipp's zur Guzmann wiederholt berühren.

Nach dem Tode ihres Gatten zog sich die Prinzessin Eboli in ein von ihr in Pastrana erbautes Kloster mit der Absicht zurück, ihre Tage als Nonne zu beschließen. Sie entsprach jedoch in ihrem ganzen Thun und Lassen so wenig einer solchen und spottete allen Regeln des Ordens, daß derselbe die Hilfe des Königs gegen die eigene Stifterin anrief. Philipp entsprach dieser Bitte und ließ die Prinzessin in einem Schreiben auffordern, das Kloster zu verlassen und ihren Pflichten als Vormünderin ihrer Kinder und Verwalterin ihres großen Vermögens nachzukommen. Es bedurfte jedoch einer Wiederholung und Verschärfung dieses Befehles bis sie diesem Willen des Königs nachkam. Eine zweite Heirath ihres Vaters, gefolgt von der Geburt eines männlichen Erben, schmälerte bedeutend das Vermögen der Eboli, das überdies noch durch Ansprüche bedroht ward, die ein Verwandter, Inigo de Mendoza, auf einen Theil desselben erhob.

Donna Anna sah sich dadurch genöthigt, im Jahre 1576 oder 1577 nach Madrid zu übersiedeln, und hier trat sie dann zuerst mit Don Antonio Perez, dem Geheimsekretär Philipp II., in jene unlauteren Beziehungen, welche bald ihrem Rufe sowohl als ihrer Ruhe so schweren Eintrag thaten, daß dadurch ihre fernere Existenz jene dramatische Färbung erhielt, die ihren Namen mit der Geschichte verwob und ihn bis auf den heutigen Tag überlieferte.

Die Intimität zwischen Eboli und Perez ward bald so offenkundig, daß Juan de Escobedo, Sekretär des Prinzen Juan d'Austria, damaligen Gouverneurs der Niederlande, als er einiger Staatsgeschäfte halber nach Madrid gesendet worden, bald hievon Nachricht erhielt. Escobedo, welcher seine ganze Existenz der Gunst des verstorbenen Gatten der Prinzessin Eboli verdankte, fühlte sich über deren Fehltritt so entrüstet, daß er ihr in einem Augenblicke der Aufwallung erklärte, er würde, wenn sie nicht sofort die Verbindung mit Perez abbräche, hievon dem Könige Anzeige erstatten, damit dieser dem Skandale ein Ziel setze.

Charaktere wie Perez und Eboli konnte eine solche Drohung nur zum Aeußersten reizen und sie kamen daher überein, daß man der Gefahr einer Trennung durch den Tod Escobedo's zuvorkommen müsse. Perez wollte aber hiezu durch den König selbst ermächtigt werden. Mit der ihm eigenen Ueberredungskunst und schlauer Benützung einiger Gerüchte über angebliche ehrgeizige Absichten Don Juans, der im Vereine mit der Partei der Guisen in Frankreich einen Handstreich gegen Spanien beabsichtigte, um dort einen Aufstand zu erregen, wußte Perez die dem Mißtrauen nur zu sehr zugängliche Seele des Königs mit dem Verdachte zu erfüllen, das Escobedo nach Madrid gekommen sei, um das Terrain für dieses Unternehmen vorzubereiten. Auf Grund der damals jedes Mittel heiligenden Staatsraison und mit greller Ausmalung

der dringenden Nothwendigkeit, Escobedo rasch bei Seite zu schaffen, gelang es Perez, sich hiezu autorisiren zu lassen. Als ein erster Versuch mit Gift mißlang, ließ Perez in der Nacht des 31. März 1578 Escobedo in einer der Straßen Madrid's durch gedungene Leute niederstechen.

Es ist nun am Orte, eines zweiten Geheimsekretärs König Philipp's, Mateo Vasquez zu erwähnen, dessen Aufgabe unter anderen es auch war, den König über Alles, was zu seiner Kenntniß gelangte, schriftlich zu unterrichten, worauf Philipp ebenfalls schriftlich zu antworten pflegte.

Der Mord Escobedo's gehörte nun zu den Ereignissen, über welche Vasquez, der nicht in das Geheimniß gezogen worden war, seinem Herrn alles hinterbringen zu müssen glaubte, was ihm darüber zu Ohren kam. Der Verdacht, daß der Tod Escobedo's ein Rachewerk des Perez und der Prinzessin Eboli gewesen, begann sich bald in Madrid zu verbreiten.

Es begreift sich nun schwer, was Philipp II. bewegen konnte, das Billet Vasquez' dem Perez zu übergeben und es ihm zu überlassen, die hierauf zu ertheilende Antwort aufzusetzen, welche Vasquez „übermäßiger Neugier, allzukühnen und unbegründeten Urtheils beschuldigt."

Dieser Zwischenfall aber, statt Perez vor weiteren Verfolgungen zu sichern, ward verhängnißvoll für ihn und seine Geliebte; denn Vasquez, der von der Mittheilung seines Billetes an Perez Kenntniß erhielt und schon lange mit diesem seinem Collegen, den er jedes Frevels für fähig hielt, zerfallen war, besorgte nicht ohne Grund dessen Rache für die dem Könige gemachte Anzeige und bot nun Alles auf, um sich dagegen zu schützen. Zunächst versuchte er durch dritte einflußreiche Personen, darunter auch den Botschafter Kaiser Maximilian II., Grafen Khevenhüller, auf Perez beschwichtigend einzuwirken und ihm das Versprechen abzunöthigen, daß er die Sache fallen lasse. Als aber Perez jede Versöhnung von

sich wies, trachtete Vasquez, ihn der Justiz in die Hände zu spielen, damit diese ihn unschädlich mache, und unterstützte zu diesem Ende die Verwandten des Escobedo, die schon mehrmals den Versuch unternommen hatten, Perez für dessen Mord verantwortlich zu machen. In der That gelang es auch Vasquez durch Aufbringung von Beweisstücken Perez so sehr in die Enge zu treiben, daß dieser selbst seine Sicherheit für gefährdet erachtete und den König um seinen Abschied und die Bewilligung bat, sich in's Ausland begeben zu dürfen. Philipp lehnte beides ab; es ist dies so unklar, wie die Weigerung Perez', den ihm angetragenen Botschafterposten in Venedig zu übernehmen. Dadurch blieb die Krisis ungelöst und steigerte sich endlich bis zu dem Punkte, daß der König sich genöthigt sah, der Justiz ihren Lauf zu lassen. Am 28. Juli 1579 ward zuerst Perez gefänglich eingezogen und wenige Stunden später auch die Prinzessin Eboli.

Daß sich sonach diese in dem Prozesse gegen Perez mitverflochten fand, erklärt sich sowohl durch die ihr von der öffentlichen Meinung zur Last gelegte Mitwissenschaft an der Ermordung Escobedo's, als auch durch die Art, in welcher sie sich an dem Streite zwischen ihrem Geliebten und Vasquez betheiligte, dessen vom Könige gewünschte Beilegung vornehmlich durch ihre Leidenschaftlichkeit verhindert ward.

Von da ab, d. i. vom Jahre 1579 bis zu ihrem am 2. Februar 1592 erfolgten Tode, verblieb die Prinzessin Eboli in mehr oder minder strengem Gewahrsam. Erst befand sie sich im Thurme Pinto bei Madrid, später mit mehr Bequemlichkeit im Schlosse San Torcaz. 1581 erlaubte ihr der König, sich nach ihrem Schlosse in Pastrana zu verfügen, wo sie dann nur einer Art Hausarrest unterzogen ward. Immerhin aber blieb ihre Lage bis zum Jahre 1590 eine erträgliche. Um diese Zeit war der Prozeß gegen Perez endlich so weit entschieden, daß dessen naher und ungünstiger Ausgang

sich mit Sicherheit erwarten ließ. Perez aber entzog sich der ihn erwartenden Strafe durch die Flucht nach Arragonien, woselbst er die Unzufriedenheit des Volkes wegen Aufhebung der Fueros (Rechte) zur Anzettelung eines Aufstandes benützte. Als dieser durch die Regierung blutig unterdrückt ward, suchte Perez Zuflucht in Frankreich, wo er 1611 in Armuth starb.

Auf die Nachricht von seiner Entweichung aus dem Kerker und seiner Umtriebe in Aragonien, glaubte man gegen die Prinzessin Eboli, der man ein geheimes Einverständniß mit Perez auch in diesem Falle zumuthete, mit größerer Strenge verfahren zu sollen. Schon seit Jahren bewohnte sie in Pastrana mit ihrer zweiten unverheiratheten Tochter einige nur von Außen verschlossene und überwachte Gemächer, deren Fenster keine Gitter hatten. Als man aber fürchtete, sie könnte sich Perez in Aragonien anschließen, ward verordnet ihre Fenster mit doppeltem Gitter zu versehen. Trotz ihrer Gegenvorstellungen, die sie, soweit es ihr möglich war, auch mit thätlichen Widerstande begleitete, ward die Maßregel mit aller Strenge durchgeführt. Seither fühlte sich Eboli so gebrochen, daß sie das Bett nicht mehr verließ und in tiefster Schwermuth ihrem Ende, welches am 2. Februar 1592 erfolgte, entgegensah.

Die Aufklärungen des Forschers Muero lassen erkennen, daß das Verschulden der Prinzessin Eboli an der bitteren Wendung ihres späteren Schicksals ein so vielfaches war, daß selbst die Leiden ihrer dreizehnjährigen und für eine Natur wie die ihre um so härteren Gefangenschaft kaum ausreichen, um für sie mehr als gewöhnliches Mitgefühl zu erwecken. Ihr Name erscheint fürderhin kaum mehr geeignet, die Poesie an sie zu fesseln; die wahrheitsgetreue Geschichte hat ihr den bisher anhaftenden Zauber genommen.

Perez in Bülau: Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen ꝛc. Leipzig 1864. 11. Band.

(Nach Anonymus: Die Prinzessin Eboli. Heimath 1872.)

10.
Die vierhundert Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen.

(1622).

Am 6. Mai 1622 wurde bei dem Städtchen Wimpfen im Großherzogthume Baden zwischen dem Feldherrn der Liga Grafen Tilly und dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach die Schlacht geschlagen, an welche sich eine bekannte Sage, die von dem Heldentode der vierhundert Pforzheimer Bürger, knüpft. Sie taucht zum erstenmale 1782, also ganze 160 Jahre später auf, und lag ihr blos eine Familienerzählung zu Grunde, die sich von den Großeltern des ersten Erzählers auf ihn vererbt hat. Einmal geboren, wuchs das Kind der Sage rasch wie Unkraut heran und wurde fortan sorgsam gepflegt. Die That der vierhundert Pforzheimer erfuhr stets neue Verherrlichung, ward durch Zuthaten bereichert, ja es währte nicht lange, so erschienen die Vierhundert auch auf der Bühne. Sie sollen in der erwähnten Schlacht die Leibwache des Markgrafen gebildet, dessen gefährdete Person eng und fest wie eine Mauer umschlossen haben, bis er sich in Sicherheit befand, worauf sie alle, Tilly's angebotene Gnade verschmähend, den ehrenvollen Heldentod gestorben sind.

Am 200. Jahrestage der Schlacht wollte man diese That besonders verherrlichen und Großherzog Ludwig von Baden bestellte deshalb 1821 eine Commission von drei höheren Offizieren, welche die genauesten Recherchen anstellen sollten, die aber trotz aller Mühe kein Material fanden, welches die Sage in dem Umfange bestätigte, den sie bereits gewonnen hatte. Die Commission fand nur den Bericht eines „ungenannten Augenzeugen" welcher sagt: „Das weiße Regiment unter dem Obersten Helmstädt hat sich bis auf den letzten Mann gewehrt."

Trotzdem es also mit den vierhundert Bürgern Pforzheim's — die unter der Anführung ihres Bürgermeisters Berthold Deimling gestanden — nichts war, hielt man doch der Pietät halber die Sage aufrecht, man änderte sie jedoch soweit um, daß man jetzt die Pforzheimer Compagnien, welche gewöhnlich des Markgrafen Leibwache gebildet haben sollen, in das weiße Regiment eintheilte, dessen Reste, namentlich die Pforzheimer, sich bis auf den letzten Mann in einer Wagenburg vertheidigt hätten, damit der Markgraf nicht in feindliche Hände falle. (Wie kam der heraus?)

Diesen Angaben sieht man sofort an, daß man aus Tendenzrücksichten etwas zusammenreimen wollte, was doch nicht zusammen gehört; denn in das weiße Regiment konnte man nur die Fußkompagnie einreihen, nicht aber auch die Reiterkompagnie, beide zusammen geben aber nur die 400 Mann ab, welche Pforzheim stellte. Wären dieselben aber eine Leibwache gewesen, so hätte man sie wieder nicht in das weiße Regiment einreihen können. Aber jeder Zweifel löst sich einfach dadurch, daß die Pforzheimer Compagnie von Haus aus stets zum weißen Regiment gehörte, wie weiter unten dargethan wird.

Der älteste gleichzeitige Bericht über die Schlacht von Wimpfen ist das Schreiben des Sekretärs Abel, datirt Durlach den 8. Mai 1622, an den nürnbergischen Stadtoberst von Leubelfingen, „wie es in der Wimpfener Schlacht hergegangen." Hier finden wir kein Wort über die Pforzheimer, er sagt nur: „Von uns sind 600 Mann auf der Wahlstatt geblieben." Wie er das „uns" ausgelegt, ist zu erörtern jetzt nicht mehr möglich; ob er dasselbe nämlich auf das ganze Heer, wozu ein Regiment Pfälzer und ein Regiment Würtemberger gehörte, oder nur auf den badischen Theil bezieht. Der zweite Bericht von dem früher erwähnten ungenannten Augenzeugen der Wimpfener Schlacht, Datum Heilbronn den 11. Mai

1622, sagt beiläufig dasselbe und ebenfalls gar nichts von der Pforzheimer That, nur bezüglich des Schlusses der Affaire gibt er an: „Der Oberst Helmstott (Helmstädt) hat sich mit dem weißen Regiment gewehret bis auf den letzten Mann, hätte auch die Victori erhalten, wo nur die Reiterei Stand gehalten hätte, welche sich aber gleich davon gemacht." — Der Augenzeuge gibt den ganzen Verlust auf 5000 Mann an.

Der dritte Bericht endlich, Datum Carlsburg (d. i. das Schloß in Durlach) den 13. Mai 1622 ist von dem Markgrafen Georg Friedrich selbst verfaßt und an den Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg gerichtet. Derselbe ist, wie der Erstere bemerkt, acht Tage nach der Schlacht geschrieben, wo also schon eine bessere Uebersicht und Kenntniß des Ganzen möglich war. Er bemerkt, in seinem Schreiben, daß er das Feld, jedoch „ohne großen Verlust", außer an Artillerie und Geld, räumen mußte und gedenkt des Todes des Herzogs Magnus von Würtemberg und des Pfalzgrafen von Birkenfeld. Ist es nun möglich, daß der Markgraf schreibt: „ohne großen Verlust", wenn sich 400 Bürgerwehren für ihn opfern, damit er gerettet werde? Ist es möglich, daß eine solche That geschah, ohne daß derselben auch nur mit Einem Worte Erwähnung geschieht? Ja nicht einmal des weißen Regimentes erwähnt der Markgraf, und wenn es, wie man nach dem Berichte des ungenanten Augenzeugen annehmen dürfte, sich buchstäblich bis auf den letzten Mann gewehrt hatte, so wäre sicher der Markgraf am Schlusse seines Schreibens darauf zu reden gekommen, wo er bemerkt: „Habe nichts unterlassen, unsere Truppen, so weit möglich, wiederum zu sammeln, und sind Willens, uns mit nächster Tage wiederum in's Feld zu begeben."

Die That des Einzelnen im Gefechte wird selten gleich im weiteren Kreise bekannt, aber die That einer ganzen Abtheilung thut sich sofort von selbst hervor, zumal wenn der Fürst und

Feldherr ihr seine Rettung dankt, wie hier. Doch weiter! Ein Jahr nach der Schlacht erschien von Jüngler eine Lebensbeschreibung des Markgrafen; aber auch sie erzählt uns nichts von den Vierhundert, so wenig wie die späteren Chroniken u. dergl.

Nachdem nun für die angebliche Heldenthat der Pforzheimer keinerlei authentischer Beweis zu erbringen, so blieb nur die mündliche Ueberlieferung in der Familie des schon erwähnten Bürgermeisters Deimling über, von welchem, wie Eingangs schon erwähnt, ein Nachkomme zuerst mit der Erzählung aufgetaucht. Allein auch diese Familiennotizen hielten vor einer strengen und eingehenden Prüfung nicht Stich, denn es ergab sich nach den städtischen Büchern, 1. daß Berthold Deimling um jene Zeit gar nicht Bürgermeister war, sondern ein gewisser Deschler, und zwar von 1613 bis 1622, und von 1622 bis 1627 Wolf Karle. Deimling war ferners nicht Commandant der Pforzheimer, noch weniger des weißen Regimentes, und starb nicht auf dem Schlachtfelde, sondern erst dreizehn Jahre später, 1635, an der Pest.

Gelegenheitlich dieser Nachforschungen wurde aber auch ferners noch festgestellt, 2. daß die vierhundert Pforzheimer weder die Garde noch das weiße Regiment bildeten. Die erstere formirte sich aus 154 Mann Gardereiterei und einem Gardefähnlein zu etwa 300 Mann, das Letztere zählte 1622 nur 9 Compagnien, davon entfiel auf die Stadt Pforzheim 1 Compagnie und auf das Amt Pforzheim, Stein und Langsteinbach zusammen ein Reiterfähnlein von 100 Mann. Somit kommen nicht ganz 400 Mann für die Stadt Pforzheim heraus.

3. Es ist nachgewiesen, daß der Commandeur des weißen Regimentes von Helmstädt hieß.

4. Es starben nicht alle vierhundert Pforzheimer in der Schlacht.

Der Beweis hiefür wird durch die spätere Zahl der Geburten erbracht, denn es ist klar, daß, wenn die damalige

kleine Stadt Pforzheim auf einen Schlag 400 Bürger verloren hätte, eine Abnahme der Geburten sich gezeigt haben würde, was aber durchaus nicht der Fall war, im Gegentheile, es steigt von 1623 an bis 1633 die Geburtszahl (mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1627).

Endlich ist zu bemerken, daß nur Ein gleichzeitiger Bericht, der des ungenannten Augenzeugen, die besondere Tapferkeit des weißen Regimentes, keiner aber der Pforzheimer erwähnt.

Die 160 Jahre nach der Schlacht entstandene Sage wurde ohne genaue Prüfung in die Welt geschickt und ist nun als solche festgestellt.

Nach Anonymus: „Die Sage von dem Heldentode“ 2c. Gartenlaube 1873.

11.

Joseph Silvio, Graf Piccolomini, genannt „Max“,

kais. Oberst und Prior von Pisa.

(1648.)

Unter den vielen dramatischen Dichtungen Schiller's, deren Stoff der Geschichte entnommen, fesselt vor Allem das dreifach gegliederte Meisterwerk der theatralischen Kunst: „Wallenstein.“ Dasselbe ist nicht allein als Dichtung, sondern auch als nationales Werk wie kaum ein zweites ansprechend. Es zeugt ebenso vom tiefen Studium menschlicher Charaktere, wie von meisterhafter Auffassung einer besonders interessanten Episode aus der Geschichte Deutschlands und Oesterreichs.

den Herzogstitel von Estremera und Pastrana verliehen hatte. Donna Anna's Ehe scheint bis zum Ableben ihres Gemals, das 1573 erfolgte, eine glückliche gewesen zu sein, wie sie auch mit reicher Nachkommenschaft gesegnet war. Nun wird schon während dieser Zeit von Einigen behauptet, daß Beziehungen zwischen König Philipp und der Prinzessin von Eboli bestanden hätten. Philipp stand aber nachweisbar damals mit Donna Eufrasia de Guzmann im vertrauten Verhältnisse und vermälte sich hierauf mit Isabella von Valois, welche mit der Eboli einen Freundschaftsbund schloß, der wohl nie so innig geworden wäre, als ihn die Berichte der Zeitgenossen schildern, wenn letztere wirklich zum Könige in dem ihr zugemutheten Verhältnisse sich befunden haben würde. Auch begegnet man in den sonst über derlei Dinge sehr redseligen Meldungen der venetianischen Gesandten keiner Erwähnung eines solchen Verhältnisses, während sie das Philipp's zur Guzmann wiederholt berühren.

Nach dem Tode ihres Gatten zog sich die Prinzessin Eboli in ein von ihr in Pastrana erbautes Kloster mit der Absicht zurück, ihre Tage als Nonne zu beschließen. Sie entsprach jedoch in ihrem ganzen Thun und Lassen so wenig einer solchen und spottete allen Regeln des Ordens, daß derselbe die Hilfe des Königs gegen die eigene Stifterin anrief. Philipp entsprach dieser Bitte und ließ die Prinzessin in einem Schreiben auffordern, das Kloster zu verlassen und ihren Pflichten als Vormünderin ihrer Kinder und Verwalterin ihres großen Vermögens nachzukommen. Es bedurfte jedoch einer Wiederholung und Verschärfung dieses Befehles bis sie diesem Willen des Königs nachkam. Eine zweite Heirath ihres Vaters, gefolgt von der Geburt eines männlichen Erben, schmälerte bedeutend das Vermögen der Eboli, das überdies noch durch Ansprüche bedroht ward, die ein Verwandter, Inigo de Mendoza, auf einen Theil desselben erhob.

Donna Anna sah sich dadurch genöthigt, im Jahre 1576 oder 1577 nach Madrid zu übersiedeln, und hier trat sie dann zuerst mit Don Antonio Perez, dem Geheimsekretär Philipp II., in jene unlauteren Beziehungen, welche bald ihrem Rufe sowohl als ihrer Ruhe so schweren Eintrag thaten, daß dadurch ihre fernere Existenz jene dramatische Färbung erhielt, die ihren Namen mit der Geschichte verwob und ihn bis auf den heutigen Tag überlieferte.

Die Intimität zwischen Eboli und Perez ward bald so offenkundig, daß Juan de Escobedo, Sekretär des Prinzen Juan d'Austria, damaligen Gouverneurs der Niederlande, als er einiger Staatsgeschäfte halber nach Madrid gesendet worden, bald hievon Nachricht erhielt. Escobedo, welcher seine ganze Existenz der Gunst des verstorbenen Gatten der Prinzessin Eboli verdankte, fühlte sich über deren Fehltritt so entrüstet, daß er ihr in einem Augenblicke der Aufwallung erklärte, er würde, wenn sie nicht sofort die Verbindung mit Perez abbräche, hievon dem Könige Anzeige erstatten, damit dieser dem Skandale ein Ziel setze.

Charaktere wie Perez und Eboli konnte eine solche Drohung nur zum Aeußersten reizen und sie kamen daher überein, daß man der Gefahr einer Trennung durch den Tod Escobedo's zuvorkommen müsse. Perez wollte aber hiezu durch den König selbst ermächtigt werden. Mit der ihm eigenen Ueberredungskunst und schlauer Benützung einiger Gerüchte über angebliche ehrgeizige Absichten Don Juans, der im Vereine mit der Partei der Guisen in Frankreich einen Handstreich gegen Spanien beabsichtigte, um dort einen Aufstand zu erregen, wußte Perez die dem Mißtrauen nur zu sehr zugängliche Seele des Königs mit dem Verdachte zu erfüllen, das Escobedo nach Madrid gekommen sei, um das Terrain für dieses Unternehmen vorzubereiten. Auf Grund der damals jedes Mittel heiligenden Staatsraison und mit greller Ausmalung

der dringenden Nothwendigkeit, Escobedo rasch bei Seite zu schaffen, gelang es Perez, sich hiezu autorisiren zu lassen. Als ein erster Versuch mit Gift mißlang, ließ Perez in der Nacht des 31. März 1578 Escobedo in einer der Straßen Madrid's durch gedungene Leute niederstechen.

Es ist nun am Orte, eines zweiten Geheimsekretärs König Philipp's, Mateo Vasquez zu erwähnen, dessen Aufgabe unter anderen es auch war, den König über Alles, was zu seiner Kenntniß gelangte, schriftlich zu unterrichten, worauf Philipp ebenfalls schriftlich zu antworten pflegte.

Der Mord Escobedo's gehörte nun zu den Ereignissen, über welche Vasquez, der nicht in das Geheimniß gezogen worden war, seinem Herrn alles hinterbringen zu müssen glaubte, was ihm darüber zu Ohren kam. Der Verdacht, daß der Tod Escobedo's ein Rachewerk des Perez und der Prinzessin Eboli gewesen, begann sich bald in Madrid zu verbreiten.

Es begreift sich nun schwer, was Philipp II. bewegen konnte, das Billet Vasquez' dem Perez zu übergeben und es ihm zu überlassen, die hierauf zu ertheilende Antwort aufzusetzen, welche Vasquez „übermäßiger Neugier, allzukühnen und unbegründeten Urtheils beschuldigt."

Dieser Zwischenfall aber, statt Perez vor weiteren Verfolgungen zu sichern, ward verhängnißvoll für ihn und seine Geliebte; denn Vasquez, der von der Mittheilung seines Billetes an Perez Kenntniß erhielt und schon lange mit diesem seinem Collegen, den er jedes Frevels für fähig hielt, zerfallen war, besorgte nicht ohne Grund dessen Rache für die dem Könige gemachte Anzeige und bot nun Alles auf, um sich dagegen zu schützen. Zunächst versuchte er durch dritte einflußreiche Personen, darunter auch den Botschafter Kaiser Maximilian II., Grafen Khevenhüller, auf Perez beschwichtigend einzuwirken und ihm das Versprechen abzunöthigen, daß er die Sache fallen lasse. Als aber Perez jede Versöhnung von

sich wies, trachtete Vasquez, ihn der Justiz in die Hände zu spielen, damit diese ihn unschädlich mache, und unterstützte zu diesem Ende die Verwandten des Escobedo, die schon mehrmals den Versuch unternommen hatten, Perez für dessen Mord verantwortlich zu machen. In der That gelang es auch Vasquez durch Aufbringung von Beweisstücken Perez so sehr in die Enge zu treiben, daß dieser selbst seine Sicherheit für gefährdet erachtete und den König um seinen Abschied und die Bewilligung bat, sich in's Ausland begeben zu dürfen. Philipp lehnte beides ab; es ist dies so unklar, wie die Weigerung Perez', den ihm angetragenen Botschafterposten in Venedig zu übernehmen. Dadurch blieb die Krisis ungelöst und steigerte sich endlich bis zu dem Punkte, daß der König sich genöthigt sah, der Justiz ihren Lauf zu lassen. Am 28. Juli 1579 ward zuerst Perez gefänglich eingezogen und wenige Stunden später auch die Prinzessin Eboli.

Daß sich sonach diese in dem Prozesse gegen Perez mitverflochten fand, erklärt sich sowohl durch die ihr von der öffentlichen Meinung zur Last gelegte Mitwissenschaft an der Ermordung Escobedo's, als auch durch die Art, in welcher sie sich an dem Streite zwischen ihrem Geliebten und Vasquez betheiligte, dessen vom Könige gewünschte Beilegung vornehmlich durch ihre Leidenschaftlichkeit verhindert ward.

Von da ab, d. i. vom Jahre 1579 bis zu ihrem am 2. Februar 1592 erfolgten Tode, verblieb die Prinzessin Eboli in mehr oder minder strengem Gewahrsam. Erst befand sie sich im Thurme Pinto bei Madrid, später mit mehr Bequemlichkeit im Schlosse San Torcaz. 1581 erlaubte ihr der König, sich nach ihrem Schlosse in Pastrana zu verfügen, wo sie dann nur einer Art Hausarrest unterzogen ward. Immerhin aber blieb ihre Lage bis zum Jahre 1590 eine erträgliche. Um diese Zeit war der Prozeß gegen Perez endlich so weit entschieden, daß dessen naher und ungünstiger Ausgang

sich mit Sicherheit erwarten ließ. Perez aber entzog sich der ihn erwartenden Strafe durch die Flucht nach Arragonien, woselbst er die Unzufriedenheit des Volkes wegen Aufhebung der Fueros (Rechte) zur Anzettelung eines Aufstandes benützte. Als dieser durch die Regierung blutig unterdrückt ward, suchte Perez Zuflucht in Frankreich, wo er 1611 in Armuth starb.

Auf die Nachricht von seiner Entweichung aus dem Kerker und seiner Umtriebe in Aragonien, glaubte man gegen die Prinzessin Eboli, der man ein geheimes Einverständniß mit Perez auch in diesem Falle zumuthete, mit größerer Strenge verfahren zu sollen. Schon seit Jahren bewohnte sie in Pastrana mit ihrer zweiten unverheiratheten Tochter einige nur von Außen verschlossene und überwachte Gemächer, deren Fenster keine Gitter hatten. Als man aber fürchtete, sie könnte sich Perez in Aragonien anschließen, ward verordnet ihre Fenster mit doppeltem Gitter zu versehen. Trotz ihrer Gegenvorstellungen, die sie, soweit es ihr möglich war, auch mit thätlichen Widerstande begleitete, ward die Maßregel mit aller Strenge durchgeführt. Seither fühlte sich Eboli so gebrochen, daß sie das Bett nicht mehr verließ und in tiefster Schwermuth ihrem Ende, welches am 2. Februar 1592 erfolgte, entgegensah.

Die Aufklärungen des Forschers Muero lassen erkennen, daß das Verschulden der Prinzessin Eboli an der bitteren Wendung ihres späteren Schicksals ein so vielfaches war, daß selbst die Leiden ihrer dreizehnjährigen und für eine Natur wie die ihre um so härteren Gefangenschaft kaum ausreichen, um für sie mehr als gewöhnliches Mitgefühl zu erwecken. Ihr Name erscheint fürderhin kaum mehr geeignet, die Poesie an sie zu fesseln; die wahrheitsgetreue Geschichte hat ihr den bisher anhaftenden Zauber genommen.

Perez in Bülau: Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen rc. Leipzig 1864. 11. Band.
(Nach Anonymus: Die Prinzessin Eboli. Heimath 1872.)

10.

Die vierhundert Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen.

(1622).

Am 6. Mai 1622 wurde bei dem Städtchen Wimpfen im Großherzogthume Baden zwischen dem Feldherrn der Liga Grafen Tilly und dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach die Schlacht geschlagen, an welche sich eine bekannte Sage, die von dem Heldentode der vierhundert Pforzheimer Bürger, knüpft. Sie taucht zum erstenmale 1782, also ganze 160 Jahre später auf, und lag ihr blos eine Familienerzählung zu Grunde, die sich von den Großeltern des ersten Erzählers auf ihn vererbt hat. Einmal geboren, wuchs das Kind der Sage rasch wie Unkraut heran und wurde fortan sorgsam gepflegt. Die That der vierhundert Pforzheimer erfuhr stets neue Verherrlichung, ward durch Zuthaten bereichert, ja es währte nicht lange, so erschienen die Vierhundert auch auf der Bühne. Sie sollen in der erwähnten Schlacht die Leibwache des Markgrafen gebildet, dessen gefährdete Person eng und fest wie eine Mauer umschlossen haben, bis er sich in Sicherheit befand, worauf sie alle, Tilly's angebotene Gnade verschmähend, den ehrenvollen Heldentod gestorben sind.

Am 200. Jahrestage der Schlacht wollte man diese That besonders verherrlichen und Großherzog Ludwig von Baden bestellte deshalb 1821 eine Commission von drei höheren Offizieren, welche die genauesten Recherchen anstellen sollten, die aber trotz aller Mühe kein Material fanden, welches die Sage in dem Umfange bestätigte, den sie bereits gewonnen hatte. Die Commission fand nur den Bericht eines „ungenannten Augenzeugen" welcher sagt: „Das weiße Regiment unter dem Obersten Helmstädt hat sich bis auf den letzten Mann gewehrt."

Trotzdem es also mit den vierhundert Bürgern Pforzheim's — die unter der Anführung ihres Bürgermeisters Berthold Deimling gestanden — nichts war, hielt man doch der Pietät halber die Sage aufrecht, man änderte sie jedoch soweit um, daß man jetzt die Pforzheimer Compagnien, welche gewöhnlich des Markgrafen Leibwache gebildet haben sollen, in das weiße Regiment eintheilte, dessen Reste, namentlich die Pforzheimer, sich bis auf den letzten Mann in einer Wagenburg vertheidigt hätten, damit der Markgraf nicht in feindliche Hände falle. (Wie kam der heraus?)

Diesen Angaben sieht man sofort an, daß man aus Tendenzrücksichten etwas zusammenreimen wollte, was doch nicht zusammen gehört; denn in das weiße Regiment konnte man nur die Fußkompagnie einreihen, nicht aber auch die Reiterkompagnie, beide zusammen geben aber nur die 400 Mann ab, welche Pforzheim stellte. Wären dieselben aber eine Leibwache gewesen, so hätte man sie wieder nicht in das weiße Regiment einreihen können. Aber jeder Zweifel löst sich einfach dadurch, daß die Pforzheimer Compagnie von Haus aus stets zum weißen Regiment gehörte, wie weiter unten dargethan wird.

Der älteste gleichzeitige Bericht über die Schlacht von Wimpfen ist das Schreiben des Sekretärs Abel, datirt Durlach den 8. Mai 1622, an den nürnbergischen Stadtoberst von Leubelfingen, „wie es in der Wimpfener Schlacht hergegangen." Hier finden wir kein Wort über die Pforzheimer, er sagt nur: „Von uns sind 600 Mann auf der Wahlstatt geblieben." Wie er das „uns" ausgelegt, ist zu erörtern jetzt nicht mehr möglich; ob er dasselbe nämlich auf das ganze Heer, wozu ein Regiment Pfälzer und ein Regiment Würtemberger gehörte, oder nur auf den badischen Theil bezieht. Der zweite Bericht von dem früher erwähnten ungenannten Augenzeugen der Wimpfener Schlacht, Datum Heilbronn den 11. Mai

1622, sagt beiläufig dasselbe und ebenfalls gar nichts von der Pforzheimer That, nur bezüglich des Schlusses der Affaire gibt er an: „Der Oberst Helmstott (Helmstädt) hat sich mit dem weißen Regiment gewehret bis auf den letzten Mann, hätte auch die Victori erhalten, wo nur die Reiterei Stand gehalten hätte, welche sich aber gleich davon gemacht.“ — Der Augenzeuge gibt den ganzen Verlust auf 5000 Mann an.

Der dritte Bericht endlich, Datum Carlsburg (d. i. das Schloß in Durlach) den 13. Mai 1622 ist von dem Markgrafen Georg Friedrich selbst verfaßt und an den Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg gerichtet. Derselbe ist, wie der Erstere bemerkt, acht Tage nach der Schlacht geschrieben, wo also schon eine bessere Uebersicht und Kenntniß des Ganzen möglich war. Er bemerkt, in seinem Schreiben, daß er das Feld, jedoch „ohne großen Verlust“, außer an Artillerie und Geld, räumen mußte und gedenkt des Todes des Herzogs Magnus von Würtemberg und des Pfalzgrafen von Birkenfeld. Ist es nun möglich, daß der Markgraf schreibt: „ohne großen Verlust“, wenn sich 400 Bürgerwehren für ihn opfern, damit er gerettet werde? Ist es möglich, daß eine solche That geschah, ohne daß derselben auch nur mit Einem Worte Erwähnung geschieht? Ja nicht einmal des weißen Regimentes erwähnt der Markgraf, und wenn es, wie man nach dem Berichte des ungenanten Augenzeugen annehmen dürfte, sich buchstäblich bis auf den letzten Mann gewehrt hatte, so wäre sicher der Markgraf am Schlusse seines Schreibens darauf zu reden gekommen, wo er bemerkt: „Habe nichts unterlassen, unsere Truppen, so weit möglich, wiederum zu sammeln, und sind Willens, uns mit nächster Tage wiederum in's Feld zu begeben.“

Die That des Einzelnen im Gefechte wird selten gleich im weiteren Kreise bekannt, aber die That einer ganzen Abtheilung thut sich sofort von selbst hervor, zumal wenn der Fürst und

Feldherr ihr seine Rettung dankt, wie hier. Doch weiter! Ein Jahr nach der Schlacht erschien von Jüngler eine Lebensbeschreibung des Markgrafen; aber auch sie erzählt uns nichts von den Vierhundert, so wenig wie die späteren Chroniken u. dergl.

Nachdem nun für die angebliche Heldenthat der Pforzheimer keinerlei authentischer Beweis zu erbringen, so blieb nur die mündliche Ueberlieferung in der Familie des schon erwähnten Bürgermeisters Deimling über, von welchem, wie Eingangs schon erwähnt, ein Nachkomme zuerst mit der Erzählung aufgetaucht. Allein auch diese Familiennotizen hielten vor einer strengen und eingehenden Prüfung nicht Stich, denn es ergab sich nach den städtischen Büchern, 1. daß Berthold Deimling um jene Zeit gar nicht Bürgermeister war, sondern ein gewisser Deschler, und zwar von 1613 bis 1622, und von 1622 bis 1627 Wolf Karle. Deimling war ferners nicht Commandant der Pforzheimer, noch weniger des weißen Regimentes, und starb nicht auf dem Schlachtfelde, sondern erst dreizehn Jahre später, 1635, an der Pest.

Gelegenheitlich dieser Nachforschungen wurde aber auch ferners noch festgestellt, 2. daß die vierhundert Pforzheimer weder die Garde noch das weiße Regiment bildeten. Die erstere formirte sich aus 154 Mann Gardereiterei und einem Gardefähnlein zu etwa 300 Mann, das Letztere zählte 1622 nur 9 Compagnien, davon entfiel auf die Stadt Pforzheim 1 Compagnie und auf das Amt Pforzheim, Stein und Langsteinbach zusammen ein Reiterfähnlein von 100 Mann. Somit kommen nicht ganz 400 Mann für die Stadt Pforzheim heraus.

3. Es ist nachgewiesen, daß der Commandeur des weißen Regimentes von Helmstädt hieß.

4. Es starben nicht alle vierhundert Pforzheimer in der Schlacht.

Der Beweis hiefür wird durch die spätere Zahl der Geburten erbracht, denn es ist klar, daß, wenn die damalige

kleine Stadt Pforzheim auf einen Schlag 400 Bürger verloren hätte, eine Abnahme der Geburten sich gezeigt haben würde, was aber durchaus nicht der Fall war, im Gegentheile, es steigt von 1623 an bis 1633 die Geburtszahl (mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1627).

Endlich ist zu bemerken, daß nur Ein gleichzeitiger Bericht, der des ungenannten Augenzeugen, die besondere Tapferkeit des weißen Regimentes, keiner aber der Pforzheimer erwähnt.

Die 160 Jahre nach der Schlacht entstandene Sage wurde ohne genaue Prüfung in die Welt geschickt und ist nun als solche festgestellt.

Nach Anonymus: „Die Sage von dem Heldentode" 2c. Gartenlaube 1873.

11.

Joseph Silvio, Graf Piccolomini, genannt „Max",

kais. Oberst und Prior von Pisa.

(1648.)

Unter den vielen dramatischen Dichtungen Schiller's, deren Stoff der Geschichte entnommen, fesselt vor Allem das dreifach gegliederte Meisterwerk der theatralischen Kunst: „Wallenstein." Dasselbe ist nicht allein als Dichtung, sondern auch als nationales Werk wie kaum ein zweites ansprechend. Es zeugt ebenso vom tiefen Studium menschlicher Charaktere, wie von meisterhafter Auffassung einer besonders interessanten Episode aus der Geschichte Deutschlands und Oesterreichs.

Zum Verständnisse des Geschichtlichen in Schiller's „Wallenstein“ sollte jederzeit das Studium jenes Krieges und jener Personen vorangehen, welche dem Dichter das Material geliefert, und die er theils handelnd, theils ihrer erwähnend auftreten läßt. Dabei werden wir freilich zur Kenntniß gelangen, daß den Helden eines Dramas, Gedichtes oder Romanes nur zu oft jener Nimbus geraubt wird, den der Dichter ihnen verliehen hat. Im Interesse der Wissenschaft und um ein der historischen Wahrheit möglichst nahekommendes Bild zu gewinnen, wird es aber zur Pflicht, den Schleier zu lüften, mit welchem der Dichter die wahren Eigenschaften verhüllte.

In diesem Sinne bemächtigte sich auch vor etwa einem Decennium der Freiherr Arnold von Weyhe-Eimke der Persönlichkeit des „Max Piccolomini“, jenes Helden, der durch seine Liebe zur Tochter Wallenstein's und sein Ende in der Schlacht als eine der bedeutendsten Figuren der gesammten Dichtung in den Vordergrund gestellt wird. Es hat zwar schon seinerzeit der verdienstvolle vaterländische Gelehrte Bergmann in seinem mit Recht so hoch geschätzten Werke: „Münzen und Medaillen auf berühmte Männer Oesterreichs“ den Nachweis geliefert, daß „Max“ Piccolomini eine mythische Persönlichkeit war und niemals der Sohn des bekannten Marschalls Ottavio Piccolomini sein konnte, da sich derselbe erst fünf Jahre vor seinem Tode vermählte. Heute aber wissen wir durch eben jenes erwähnten Freiherrn Forschungen im Nachoder Schloßarchive, daß Schiller's „Max“ in der Person eines anderen Piccolomini wirklich existirt hat.

Joseph Sylvio, genannt „Max“, war der Sohn des ebenfalls in kaiserlichen Kriegsdiensten befindlichen Obersten Silvio Aeneas Piccolomini und der Katharina von Adimari. Da er frühzeitig seinen Vater verlor, der in einem Treffen des dreißigjährigen Krieges geblieben war, so nahm sich dessen bei weitem jüngerer Bruder, der berühmte Feldherr Ottavio

— mithin der Oheim — des verwaisten Knaben an, ja er erkor ihn sogar, nachdem ihm der Kaiser nach der Justificirung des Grafen Adam Terzky zu Eger 1634, dessen Besitzthum Nachod geschenkt hatte, zu seinem Erben.

Joseph Silvio's Leben verfloß fast ganz im Feldlager; er wurde schon im jugendlichsten Alter Oberst eines Reiter-Regimentes, an dessen Spitze er sich in manchem heißen Kampfe der Taferkeit seines Vaters und Oheims würdig zeigte. Wie der Erstere, sollte auch er für seinen Kaiser das Leben auf dem Schlachtfelde lassen.

Es war im Beginne des Jahres 1645, als der geniale Feldherr der Schweden, Lienhardt Torstensohn, im Begriffe stand, den Kaiser im Herzen seines Reiches anzugreifen und so zum Frieden zu zwingen. Er konnte beinahe darauf rechnen, da er das Jahr vorher eine kaiserliche Armee unter dem Grafen Gallas vernichtet hatte und das Erbland Böhmen ihm preisgegeben war. Um die Folgen des Ungewitters, welches sich hier zu entladen drohte, abzuwenden, ließ Ferdinand III. an eigenen Truppen zusammenraffen, was man vermochte, und begehrte gleichzeitig rasche Hilfe von Kurbaiern und Kursachsen. Die Armee, welche sich also bildete, zählte nicht mehr als 16.000 Mann, ihr Oberbefehlshaber war der Feldmarschall Graf von Hatzfeld-Gleichen. Unter ihm stand der Feldmarschall Götz und der wakere Reitergeneral Johann von Werth, welcher die Bayern befehligte. Schon im Anfange des Monats März standen sich beide Armeen, Schweden und Kaiserliche, bei Jankau gegenüber, und hier kam es am 6. März zur heißen, für Oesterreichs Waffen unglücklichen Schlacht.

Ob Joseph Silvio's Kürassier-Regiment, zum Unterschiede von jenem seines Oheims Jung-Piccolomini genannt, auf dem rechten oder linken Flügel des Heeres focht, ob es unter Werth's oder Götz' Befehlen gestanden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Die Angaben hierüber lauten vielfach

abweichend; selbst aus der Relation Hatzfeld's, eigentlich aus dessen „Rechtfertigungsschrift" nach erfolgter Gefangenschaft, ist kein klares Bild zu gewinnen. Es genügt hier übrigens, zu wissen, daß Silvio's Regiment mit größter Bravour focht und dem Feinde Verderben bereitete. Allein sowohl die Tapferkeit der Kürassiere Piccolomini's als jene anderer kaiserlicher Reiter-Regimenter vermochte den unglücklichen Ausgang des Tages nicht abzuwenden. Joseph Silvio's Pferd ward bei einem der Angriffe von einer Kugel so schwer in den Schenkel getroffen, daß es mit ihm zusammenbrach. In diesem Augenblicke nahten zwei schwedische Schwadronen und nahmen ihn gefangen. Man setzte ihn auf ein Pferd und führte ihn zur Bagage. Doch noch einmal schien ihm ein günstiges Geschick zu lächeln, denn eben dieses feindliche Gepäck fiel nach kurzer Zeit bei einer Attaque kaiserlicher Reiterei dieser in die Hände und somit Silvio auch in jene der Seinigen. Allein nur zu kurz war dieses Glück — nur zu kurz, weil Silvio's Schicksal sich dadurch desto grausamer gestaltete. Bei einem neuen Angriff der Schweden nämlich wurde er zum andern Male gefangen genommen. Aber ihm ward nicht das schöne Los, vom Feinde ehrenvoll begraben zu werden, wie es Schiller den schwedischen Hauptmann berichten läßt: „Heute früh bestatteten wir ihn. Ihn trugen zwölf Jünglinge der edelsten Geschlechter, das ganze Heer begleitete die Bahre; ein Lorbeer schmückte seinen Sarg, darauf legte der Rheingraf selbst den eigenen Siegesdegen."

Die Schweden kannten solche Großmuth nicht. Damit der kühne Oberst ihnen nicht neuerdings entginge, ermordeten sie ihn. Der Kampf bei Jankau hatte den Kaiserlichen die Hälfte ihres Bestandes 4000 Mann an Todten und 4000 an Gefangenen, gekostet. Wie schon erwähnt, war der Oberbefehlshaber selbst unter diesen; unter jenen war Götz, der viel Schuld an dem unglücklichen Ausgang trug.

Wegen der großen Anzahl an gefangenen Officieren wendete sich schon des anderen Tages Feldmarschall Graf Gallas an Torstensohn, dessen Antwortschreiben eine Liste der todtaufgefundenen und gefangenen höheren Officiere beilag. Unter den Ersteren erscheint Oberst Jung-Piccolomini.

Der von dem Feinde herausgegebene Leichnam Josef Silvio's — sein Oberstlieutenant Friedrich von Fritema hat sich hierbei großes Verdienst erworben — ward am 12. März nach Nachod gesendet, woselbst er in der Stadtkirche beigesetzt wurde.

Ottavio war ganz außer sich, als er die Ermordung seines Neffen erfuhr, er hatte, wie eine alte Schrift besagt, „ob seines heroischen Gemüthes seine ganze Speranza auf ihn gesetzt.“ In einem im k. k. Kriegsarchive befindlichen und an den Oberstlieutenant Erdenar gerichteten Schreiben beklagt er ebenfalls gar sehr den Tod seines Neffen, der in der unglücklichen Affaire erschossen wurde.

Die Existenz des Grafen und Obersten Josef Silvio Piccolomini, seine nahe Verwandtschaft zu dem Feldmarschall Ottavio und sein Heldentod bei Jankau ist somit außer allem Zweifel; es fragt sich nur noch, ob Schiller ihn gekannt. Nachdem der Dichter während seines Aufenthaltes in Böhmen zum Zwecke seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges Studien gemacht, und dabei auch das Schloß Nachod besucht hatte, mußte ihm wohl unter den vielen Bildnissen des Hauses Piccolomini auch jenes unseres Helden aufgefallen sein, der uns mit seinen großen schwärmerischen Augen, in der kleidsamen Tracht der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts freundlich ansehend, nebst dem Porträt seines oft erwähnten Oheims am meisten anspricht. Man fühlt sich zu Silvio's Bild unwillkürlich hingezogen und wundert sich nicht, daß es dem großen Dichter das Sujet zum „Max“ im „Wallenstein“ geliefert habe. Was diesen Beinamen betrifft, so scheint es

sein Firmungsname gewesen zu sein, anfangs nur mit Josef Silvio bezeichnet, wird bei späteren Urkunden u. a. m. das „genannt Max" beigefügt. Ist auch die Liebe desselben zur schönen Tochter Wallensteins nicht historisch (Thekla war zur Zeit der Egerer Affaire erst 14 Jahre alt) und die Verwandtschaft zu Octavio eine andere, hat sein Tod wie sein Begräbniß nichts mit der Erzählung Schiller's gemein, so ist nichtsdestoweniger Josef Silvio Piccolomini, „genannt Max", doch derselbe edle und seinem kaiserlichen Herrn bis in den Tod getreue Held, wie ihn uns der große Dichter so meisterhaft zu zeichnen verstanden.

Weyhe-Eimke: Max Piccolomini 2c. Pilsen 1870.
(Janko: Max Piccolomini. „Neue freie Presse." 1. September 1879.)

12.

Die Befreiung Wien's durch die Polen.

(1683.)

Der Antheil der gleichwerthigen Leistungen der kaiserlichen und deutschen Reichstruppen wurde nur zu oft auf Kosten der Thaten des Polenkönigs — welchen eine parteiische Geschichtsschreibung den alleinigen Retter Wiens nennt — und der Seinigen herabgesetzt. „Wir haben Wien gerettet vor Plünderung und Zerstörung der Türken, ohne uns wäre es dem Untergange preisgegeben gewesen". So ungefähr lautet der Refrain im Munde der geschichtsunkundigen Polen und in zahlreichen polnischen und nichtpolnischen Werken.

Streng kritische und unparteiische Forschungen, welche über das Factum keinen Zweifel mehr bestehen lassen, haben dagegen die obige Auffassung auf ihr bescheidenes Maß zu-

rückgeführt und diesen vollständigen und gründlichen Aufklärungen verdanken wir das nachstehende Resultat.

Das Vorrücken der türkischen Armee unter Kara Mustapha gegen Wien erfolgte so rasch und unerwartet, daß keine Vorbereitungen zu einer Instandsetzung der Festung für eine Belagerung getroffen werden konnten. Graf Rüdiger Starhemberg übernahm die Vertheidigung der Stadt und hatte noch nicht die ersten, dringendsten Vertheidigungsmaßregeln ergriffen, als schon Abtheilungen des türkischen Heeres den Kahlenberg besetzten und das dortige Kloster zerstörten.

Am 14. Juli war der Aufmarsch der türkischen Armee vollendet. Kara Mustapha's Plan ging dahin, in der Gegend zwischen der Burg und Schottenbastion einen Punkt aufzusuchen, von dem aus die Stadt eingenommen werden könnte. Er schloß daher in einem weitgezogenen Halbkreise die Stadt von der Ausmündung des Wienflußes in den Donaucanal bis zur Nußdorfer Linie ein, auf den Trümmern der niedergebrannten Vorstädte und sonstigen Vororte das Lager errichtend. Karl von Lothringen hatte sich nach seinem verunglückten Angriffe mit der Cavallerie bereits am 8. Juli in die Leopoldstadt zurückgezogen, in der Absicht, nach dieser Seite hin die Verbindung mit der Stadt offen zu erhalten, um den Zuzug von Soldaten, Lebensmitteln und Munition zur Vertheidigung der Festung ununterbrochen zu ermöglichen, die in Aussicht gestellten Truppenverstärkungen abzuwarten, und das Vordringen der Türken in die am linken Donau-Ufer gelegenen Orte Niederösterreichs abzuwehren. Nachdem er diese Aufgabe gelöst, fiel ihm sogleich eine neue zu: er sollte die Verbindung Tököly's, des Hauptes der ungarischen Mißvergnügten der, mit seinen Soldaten aus den ungarischen Gebirgen hervorbrechend, sich der Stadt Preßburg bemächtigen und die Verbindung mit dem türkischen Belagerungsheere herstellen wollte, verhindern.

Karl von Lothringen rückte gegen Preßburg vor und brachte Tököly am 30. Juli in einem blutigen Gefechte eine bedeutende Niederlage bei.

Alle diese Unternehmungen änderten aber nichts an der bedrängten, gefährlichen Lage der Stadt. Die Türken hatten mit beharrlichem Eifer die Einschließung der Stadt betrieben. Seit dem 18. Juli war auch die Leopoldstadt in ihren Händen, welche der Prinz von Lothringen aufgeben mußte, weil ihm sonst das Schicksal bevorgestanden wäre, gleichfalls eingeschlossen zu werden. Nach Zurücklassung von 12,000 Mann zur Verstärkung der Besatzung zog er sich auf das linke Donau-Ufer nach Jedlersee zurück, und stellte seine Wehrkraft, wie schon erwähnt, Tököly entgegen. Wien war daher seit diesem Tage von allem Verkehre abgeschlossen, auf seine Vertheidigungsmittel, die Ausdauer und Hingebung der Bürger und Soldaten angewiesen. Tag und Nacht arbeiteten Jung und Alt, Männer und Weiber an der Verstärkung der Festung, an der Ausbesserung der durch die Türken beschädigten Werke. Fortwährend ließ Starhemberg jeden Punkt der Stadt untersuchen, dessen Schwächen decken und die neuerrichteten Werke mit Geschützen armiren. Auf den Plätzen der Stadt standen, nach Vierteln eingetheilt, die tapferen Vertheidiger der Festung. Wer keine Muskete tragen konnte, mußte entweder in den Spitälern Dienste leisten, oder an den zur Sicherung gegen Feuersbrünste vorbereiteten Maßregeln theil nehmen. In jedem Hause lagen Vorräthe an Lebensmitteln aufgespeichert; nur für die Verpflegung der Soldaten sorgte die Stadt aus öffentlichen Mitteln. Spärlich waren die Nachrichten, welche von Außen in die Festung drangen. Nur zeitweise gelang es einem kühnen Schwimmer, im Dunkel der Nacht durch den Canal an die Thore der Stadt zu gelangen, oder es schlich der Eine oder der Andere in gedeckter Stellung aus der Stadt durch die Laufgräben und suchte auf Umwegen

über die große Donau sich in das Lager des Prinzen von Lothringen mit Aufträgen des Stadtcommandanten zu begeben. Der verwegenste dieser Sendboten war Kolschitzki, der wiederholt die ihm übertragenen Missionen mit dem glücklichsten Erfolge erfüllt hatte.

Ein Monat war bereits verstrichen, ohne daß die Türken in ihren Belagerungsarbeiten gestört wurden; Tag für Tag rückten sie näher der Festung mit ihren Minen und Laufgräben und suchten durch ihre Feuerschlünde die Bollwerke zu zerstören. Schon versuchten sie, an einzelnen Stellen der Außenwerke sich festzusetzen und den Halbmond aufzupflanzen; nur mit den furchtbarsten Anstrengungen, nach den blutigsten Opfern gelang es den Belagerten, den Feind wieder zu vertreiben. Alles hoffte auf Entsatz, auf eine Vertreibung der Türken aus ihrer befestigten Stellung im Westen der Vorstädte. Doch daran war damals noch nicht zu denken. Die Wiener mußten noch härtere Qualen ertragen, Hunger und Krankheiten und verzweifelte Kämpfe an den Mauern der Stadt über sich ergehen lassen, bis sich ein schwacher Hoffnungsstrahl von Rettung zeigte.

Als der Kaiser Wien verlassen, eilten gleichzeitig Boten an die verbündeten deutschen Fürsten ab, um sie aufzufordern, mit ihren Truppen allsogleich aufzubrechen und schleunigst gegen Wien zu ziehen. Nach alter Gewohnheit im römisch-deutschen Reiche ging aber der Aufbruch der Hilfsvölker nur langsam von statten. Erkannte man auch die Größe der Gefahr für Deutschland, so erforderte doch die Ausrüstung und Ansammlung der Truppen, sowie die Feststellung der Bedingungen der Hilfeleistung einen beträchtlichen Zeitaufwand. So geschah es, daß erst Ende August die Hilfsarmee in einer Stärke von 31,100 Mann, bestehend aus bairischen, sächsischen, schwäbischen und fränkischen Truppen, zu Krems,

dem Vereinigungspunkte, versammelt war *). Ebenso langsam ging der Aufmarsch der Truppen des mächtigsten und bedeutendsten Bundesgenossen des Kaisers, des Königs Johann Sobieski von Polen, vor sich. Wiewohl der Allianzvertrag gegen die Türken bereits am 31. März abgeschlossen war, gestatteten die Armuth des Kronschatzes, die schwerfälligen Formen der alten polnischen Regierung und die Intriguen der französischen Partei nur eine langsame Aufstellung der Armee. Von den vertragsmäßig zugesicherten 50,000 Mann trafen Ende August, mit dem Könige an der Spitze, nur die Hälfte in Krems ein.

Politische Gründe und vor Allem der hohe Rang unter den Fürsten geboten es, daß König Johann Sobieski den Oberbefehl über die gesammte Entsatz-Armee erhielt. In einem am 30. August zu Hollabrunn abgehaltenen Kriegsrathe schlug Prinz Karl von Lothringen zwei Operationslinien für die Offensive vor. Die eine hatte Preßburg, die andere die Städte Krems und Stein als Stütz- und Ausgangspunkte. Erstere war bequemer, kostete aber viel Zeit; die andere kürzer, war aber beschwerlicher, weil der ermüdende Marsch durch den Wiener Wald und über das Kahlengebirge gemacht und die türkische Armee in ihrer Front angegriffen werden mußte. Mit Rücksicht auf die Nothlage der Stadt sprach sich Prinz Karl von Lothringen für die zweite Operationslinie aus: Sobieski gab zwar dazu seine Zustimmung, äußerte sich aber später wiederholt mißbilligend über den Plan des Prinzen.

Am 5. September setzte sich die Entsatz-Armee in Bewegung und war nach Ueberwindung großer Anstrengungen so weit gekommen, daß sie in Schlachtordnung gebracht und

*) Hiezu kamen bald 27.000 Oesterreicher, mithin Kaiserliche und Deutsche 58.100 Mann.

in drei Treffen geordnet werden konnte. Den linken Flügel commandirte Prinz Karl von Lothringen, bestehend aus kaiserlichen und sächsischen Truppen; den rechten Flügel König Johann, bestehend aus polnischen Truppen und je einem dahin abgegebenen Regimente der kaiserlichen, sächsischen, bairischen und fränkischen Soldaten. Die Mitte bildeten in ihren drei Treffen drei Abtheilungen, das eigentliche Centrum, von dem Kurfürsten von Baiern, bestehend aus seinen eigenen Truppen, die rechte Seite desselben von dem Prinzen von Waldeck und die linke Seite von dem Kurfürsten von Sachsen commandirt.

In der Nacht auf den 11. September erreichten die kaiserlichen und sächsischen Truppen unter dem Prinzen von Lothringen zuerst die Höhe des Kahlenberges und besetzten noch rechzeitig das Camaldulenser-Kloster, bevor noch zu dem gleichen Zwecke eine bedeutende Abtheilung türkischen Heeres eingetroffen war; eine andere Abtheilung des kaiserlichen Corps hatte das Schloß auf dem Leopoldsberge besetzt. Eine große aufgesteckte rothe Fahne von den Zinnen des Schlosses sollte den schon entmuthigten Belagerten die herannahende Erlösung verkündigen. Noch Vormittags kam auch König Sobieski mit dem Herzoge Karl von Lothringen, den beiden Kurfürsten und den bedeutenderen Generalen auf den Kahlenberg, um das weite Schlachtfeld zu überblicken. Auf Sobieski und die übrigen Reichsfürsten machte das sich ihnen darbietende, großartige Bild einen tiefen Eindruck. Inmitten des Donauthales die in Rauch und Geschützfeuer eingehüllte Festung, umgeben von dem fast unabsehbaren türkischen Lager, worin an allen Orten eine ameisenartige Bewegung wahrzunehmen war; zu seinen Füßen ein tief coupirtes, waldreiches Hügelland, von den Ausläufern des Wiener Waldes und anderen steil ansteigenden Höhenzügen eingerahmt, und wohin sein Auge sich wendete, deutliche Spuren einer gräu=

lichen Zerstörung und Vernichtung jeder Cultur. Sobieski wurde unruhig und verlegen. In einem sogleich zusammenberufenen Kriegsrathe sprach er seine Meinung aus, daß bei der Lage der Dinge eine Entscheidung vor dem 14. September nicht erwartet werden dürfe. Prinz Karl von Lothringen schwieg; aber ihm war nicht unbekannt, daß die Türken bei der Biberbastei mit fieberhafter Anstrengung vorwärts drangen und Sturm auf Sturm gehäuft hatten, um endlich sich den Eingang in die Stadt zu erzwingen; er hatte erfahren, daß die Mauern in Trümmer lagen, und die Belagerten in manchen Orten mit ihren eigenen Leibern den Schutzwall bilden mußten. Ein Tag der Verzögerung war hinreichend, um den Erfolg der ganzen Entsatz-Operationen zu vernichten.

Am frühen Morgen des 12. September brach die Entsatz-Armee nach der getroffenen Verabredung mit der gesammten Macht aus dem Gebirge hervor, von den Türken mit wildem Geschrei und furchtbarem Geschützfeuer begrüßt. Prinz Karl von Lothringen drang von den Höhen des Kahlenberges und Leopoldsberges, ungestüm alle Terrainhindernisse glücklich besiegend, vor, und es gelang ihm, zuerst die Türken zurückzudrängen und in Nußdorf und vor Heiligenstadt Mittags eine feste Stellung einzunehmen; es war der erste nachhaltige Erfolg, der in den Reihen der Türken arge Verwirrung hervorrief. Langsamer ging das Vordringen der Sachsen, Baiern und Franken aus dem Centrum der Schlachtlinie vor sich. Die Türken, von dem linken Flügel der Kaiserlichen zurückgeworfen, suchten nun mit Concentrirung ihrer Kräfte den Vormarsch der mittleren Schlachtlinie aufzuhalten; doch auch die Sachsen erreichten, Dank ihrer Artillerie, die angewiesene Stellung bei Heiligenstadt; nur die vom Hermannskogel und dem Reisenberge (Kobenzl) hervorbrechenden Baiern ließen auf sich warten.

Nach diesen Erfolgen des linken Flügels und des Centrums, welche den Sieg des Tages gesichert, hielt Karl von Lothringen inne, theils um den Truppen Rast zu gönnen, theils das Vorrücken des rechten Flügels unter König Sobieski abzuwarten. Sehnsüchtig erwartete man von Neustift, Dornbach und Hütteldorf her das Erscheinen der Polen, die durch den weiten Umweg und durch die Engen des stark bewaldeten Gebirgshanges nur langsam vorzudringen im Stande waren. Erst um 2 Uhr Nachmittags war es den Polen gelungen, auf dem Schlachtfelde zu erscheinen. Kara Mustapha, klug erkennend, daß mit den deutschen Truppen nichts zu erreichen sei, warf sich nun mit aller Kraft auf die Polen, noch einmal versuchend, das Kriegsglück an sich zu fesseln. Doch der rechte Flügel, verstärkt durch deutsche Bataillone, kämpfte nicht minder mit Bravour und Ausdauer. Als Karl von Lothringen von dem glücklich fortschreitenden Kampfe des Königs sich überzeugt, gab er das Signal zum Vorrücken im Centrum und am linken Flügel; um 6 Uhr zogen sich die Türken, in wilder Flucht aufgelöst, über den Laaerberg und die Donau-Inseln zurück, und die siegreiche Entsatz-Armee stand vor den Thoren der einer zweimonatlichen Belagerung ausgesetzt gewesenen Stadt. Jubelnd empfingen die Wiener ihre Befreier und Retter.

Ueberblickt man den Gang der Ereignisse, so hatte König Sobieski durch seine Theilnahme an dem Entsatze Wiens sich unstreitig große Verdienste um das Gelingen des Werkes erworben. Alle Erfolge am 12. September bis 2 Uhr Nachmittags wären nutzlos gewesen, wenn nicht auch die Polen noch in letzter Stunde auf dem Kampfplatze ihre Pflicht erfüllt hätten. Aber eben so klar ist es, daß die Seele der ganzen Operationen ein deutscher Feldherr — Prinz Karl von Lothringen war, und deutsche Truppen die rasche und siegreiche Entscheidung herbeigeführt hatten. Sobieski

bezweifelte den Erfolg des Kriegsplanes, er täuschte sich über die Möglichkeit eines schnellen Sieges; er war erst am 12. September Nachmittags in der Lage, in das Geschick des Tages einzugreifen. Wiens Rettung und Befreiung vom türkischen Joche war daher das Verdienst der Deutschen und — auch der Polen. — Es ist dies das wahrheitsgetreue Resultat einer streng kritischen Forschung, die nicht etwa in kleinlicher Auffassung und ängstlicher Untersuchung prüft wer den größten Antheil an dem Ruhme des 12. September 1683 hat, da gewiß alle christlichen Krieger zu gemeinsamem Zweck und gemeinsamen Erfolg stritten, sondern in vollster Unparteilichkeit nur der Wahrheit und dem die Ehre gibt, dem sie gebührt.

Camesina: Wien und seine Bewohner während der zweiten Belagerung 1683. Mitth. u. Ber. das Alterthumver. Wien 1865.
(Anonymus: „Neue freie Presse.“ August 1869.)

13.

Kaiser Leopold I. und König Johann Sobieski.

(1683.)

Das Verhältniß Leopold I. zu dem Polenkönige, namentlich aber die Begegnung beider Fürsten nach dem Entsatze von Wien auf der nach Schwechat führenden Straße, hat zahlreichen Geschichtsschreibern Anlaß zur Entstellung der Thatsachen geboten. Vieles wurde darüber geschrieben, doch zumeist nur Gehässiges und selbst die Gemäßigten betrachteten die Sache als „einen dunklen Fleck im Leben Leopold's.“

Anbelangend die fabulöse Erzählung, so lautete diese wie folgt: Kaiser Leopold habe, als er die Kunde von der Ankunft des Königs Sobieski und seiner Truppen erhalten,

sich zuerst selbst an die Spitze der vereinigten Armee stellen wollen, sei aber hievon durch seine Umgebung, die ihm eine hierauf bezügliche, sehr entschiedene Aeußerung des Königs hinterbrachte, abgehalten worden und deshalb in Dürrenstein zurückgeblieben. Hierdurch sei eine nachhaltige Verstimmung des Kaisers gegen seinen Alliirten entstanden, die dann bei der Schwechater Zusammenkunft ihren Ausdruck gefunden.

Nach dem Entsatze von Wien kehrte der Kaiser in seine Residenz zurück und wollte nun den Polenkönig persönlich kennen lernen und ihm seinen Dank abstatten. Da aber machte die Etikette ihre Rechte geltend und man erwog, wie „der höchststehende Monarch der Erde und das weltliche Oberhaupt der Christenheit den Wahlkönig von Polen empfangen solle, ohne seiner Würde etwas zu vergeben?“ Einige Autoren schreiben Solches nur der Umgebung des Kaisers zu; Andere aber legen die Frage: „Wie soll ich ihn denn empfangen?“ dem Kaiser selbst in den Mund, worauf der Herzog von Lothringen erwidert hätte: „Mit offenen Armen, so wie er das Reich gerettet hat!“

Am 14. September, dem Tage nach der Befreiung Wiens, ritt nun Leopold I. nach aufgehobener Tafel mit den Kurfürsten von Baiern und Sachsen, nebst zahlreichem Gefolge bei St. Marx auf der Schwechater Straße hinaus. Rechts von Ebersdorf waren die polnischen Truppen vor ihrem Lager aufgestellt. Der König, welcher vor der Front hielt, sendete dem Kaiser seinen Kanzler entgegen und hielt sodann an Leopold eine kurze lateinische Anrede, worauf dieser mit wenigen Worten dankte.

„Ich selbst habe nur wenig gethan und der Dank gebührt dem Höchsten, der diesen Sieg verliehen hat,“ entgegnete der König und befahl nun dem Prinzen Jacob, seinem Sohne, vom Pferde zu steigen und dem Kaiser die Hand zu küssen. Da nun Letzterer den Prinzen nicht eines Wortes gewürdigt,

habe Sobieski dem Kaiser ganz trocken erklärt, daß, falls derselbe seine Truppen besichtigen wolle, die Generale Befehl hätten, ihm selbe zu zeigen, worauf er flüchtig grüßend in sein Lager zurücksprengte. An der Seite des polnischen Kronfeldherrn Jablonowski habe dann Leopold die Front der polnischen Truppen ohne Gruß und ohne Anrede abgeritten und sich hierauf nach Wien zurück begeben.

Man sollte glauben, daß es mit dieser Darstellung der Begegnung sein Bewenden habe; schroffer konnten sich zwei Todtfeinde nicht begrüßen und benehmen. Nichtsdestoweniger haben Einige noch verschiedene Ausschmückungen hinzugefügt und besonders das Benehmen Leopold's gegen den Prinzen Jakob in den grellsten Farben geschildert, dabei aber doch erwähnt, daß der Kaiser zwei Tage darauf dem Prinzen einen kostbaren Degen und ein eigenhändiges Schreiben übersendete, worin er seinen wärmsten Dank und die Anerkennung der hervorragenden kriegerischen Leistungen des Königs und des Prinzen aussprach. Und Letzterer hatte eigentlich nur als Begleiter an des Vaters Seite seine erste Schlacht mitgemacht.

Es fehlt übrigens nicht an Historikern, welche den Kaiser durch die Hindeutung auf seine Erziehung und die Strenge der damaligen Etikette zu entschuldigen suchen und auch dem Könige einen Theil der Schuld beimessen. In beiden Fällen würde Leopold nur entschuldigt, aber nicht gerechtfertigt und die Sobieski zugeschleuderte Beschuldigung wäre höchst ungerecht.

In dem zwischen Leopold I. und Sobieski abgeschlossenen Allianzvertrage war ausdrücklich festgesetzt worden, daß wenn Einer der beiden Monarchen sich beim Heere einfinden würde, ihm der Oberbefehl über sämmtliche Truppen zustehen sollte. Sobieski, der mit den Seinigen persönlich in's Feld gerückt war, erfuhr nach bewirkter Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere, daß auch der Kaiser von Linz aufgebrochen sei und am nächsten Tage eintreffen werde. Wenn Sobieski durch die

Aussicht, den Oberbefehl und den zu erwartenden Ruhm mit dem Kaiser theilen zu müssen, verstimmt worden wäre, so wäre solches wohl verzeihlich, doch unbegründet gewesen. Leopold I. war selbst kein Feldherr und hat weder früher noch später je den Versuch gemacht, als Heerführer aufzutreten.

Ein Graf Trautmannsdorff, welcher sich damals am kaiserlichen Hofe befand, schrieb nach dem Entsatze von Wien seinem Vetter, daß Alles voll Staunen und Jubel über diesen Sieg sei. Nur Seine Majestät habe die glückliche Botschaft ohne sonderliche Ueberraschung angehört und gesagt: „daß er von zwei so bewährten Kriegshelden von Anfang her das Beste erwartet habe und dem Himmel danke, daß seine Truppen unter sochen Anführern stünden." Ein Beweis, daß der Kaiser niemals an die Uebernahme des Oberbefehls gedacht hatte.

Selbst der ritterliche Sobieski bestand nicht auf dem nun vertragsmäßig ihm zukommenden Oberbefehl, sondern theilte denselben mit dem Herzog von Lothringen, dem er sich in manchen Dingen sogar unterstellte. Uebrigens äußerte sich der König wiederholt, „daß er nur als Kapitän seiner Truppen und nicht als Feldherr gekommen sei." Somit dürfte auch er niemals den Oberbefehl gar so ernstlich angestrebt und ängstlich zu wahren gesucht haben, als erzählt wird und die ihm deshalb in den Mund gelegten Worte auch nicht gesprochen haben, als man ihm die Nachricht gebracht, Leopold verfüge sich zum Heere.

Sehen wir uns einmal bei den Zeitgenossen um, wie diese über den ganzen Gang der Ereignisse geschrieben und geurtheilt. In einer, Anfangs 1684 zu Hamburg gedruckten: „Kurzen Chronika der merkwürdigen Geschichte des Jahres 1684", lautet der Bericht über die (erste) Zusammenkunft der beiden Monarchen wie folgt:

„Wer kann dem Höchsten genugsam danken, vor eine solche unbeschreibliche Victoria? wer hat jemal gesehen, daß

ein König von Polen sich aus seinem Königreiche wagt, zum Beistand wider einen so gewaltigen Feind? Dieser Heldenkönig kam, laut seiner eigenen Bekenntniß, nicht als ein König, sondern als ein Kapitän, dem Feinde zu widerstehen. Er kam zu Krems selber zum erstenmale zum Kaiser, wobei nachfolgende Curialien vorgingen. Als J. M. vernommen, daß J. kais. M. ihr entgegen käme, ist sie zu Pferde gestiegen, nebst bei habend seinen jungen Prinzen auf seiner Seite, auch seine H. Senatores und Generalen. Sobald J. M. von Polen J. kais. M. ansichtig worden, sind sie 150 Schritt von denselben von ihrem Pferde abgestiegen, desgleichen J. k. M. auch gethan. J. k. M. von Polen haben einen Tataren-Regenmantel umgehabt, den sie auch Polnische Borka nennen, welchen J. M. vor dem Regen im Felde gebrauchen. Es haben J. M. denselben zur Erde geworfen, worauf sie J. kſ. M. näher getreten und sich Beide umarmt, mit Bezeigung großer Freuden gegen einander, und Gegen-Affection in Gegenwart der H. Kardinals, Erzbischöfe und Bischöfe, Churfürsten und Fürsten ꝛc. Es haben J. kſ. M. und J. kg. M. nebst dero bei sich habenden Herrschaft gebeten, in dero Gezelt allwo J. k. M. vom Kardinal als Nuntio Apostolico den Segen empfangen. J. kais. M. haben J. k. M. präsentirt eine Schärpe, so nicht zu schätzen. J. Hoheit der Prinz Jakob, nachdem sie J. kſ. M. Knie umarmt, hat sie J. kſ. M. aufgehoben und herzlichst geküßt, auch auf dessen Haupt ein Herzog-Mützchen von einem halben Zirkel aufgesetzt. Nach dem ersten Eingang J. beiderseits M. haben sie sich an einer runden Tafel gesetzt, worauf J. k. M. von Polen dero Hand auf J. kſ. M. Brust gelegt mit Versicherung, daß sie helfen wolle mit Gottes Hilfe und wolle sich rächen an dem Erbfeinde Jesu Christi und ihren Mohamed beschämen. Wenige Zeit hernach haben beiderseits M. von einander Abschied genommen, darauf J. k. M. sich zu Pferde gesetzt und ihre

Bulawa oder den Generalstab in die Höhe geworfen und mit der rechten Hand wiederum aufgefangen, in Präsenz aller deren Grandes, welche ihre Degen zu Füßen J. kais. M. niedergelegt, zum Zeugniß der Gehorsamkeit."

Diese Kremser Begegnung*) klingt freilich ganz anders als die Berichte über jene zu Schwechat, da aber die erstere beinahe gleichlautend auch in anderen gleichzeitigen Flugblättern und in der offiziellen Zeitung der venetianischen Republik erzählt, ferners durch den vorerwähnten Brief Trautmannsdorff's und die Schreiben mehrerer anderer deutscher Fürsten und ihrer Hofleute bestätigt wird, somit das Verhalten der beiden Monarchen bei ihrer ersten Zusammenkunft festgestellt ist, zerfließen eigentlich die Glossen über die Schwechater in Nichts. Kaiser Leopold hatte seinem Alliirten bereits im Voraus den herzlichsten Dank abgestattet, ihn in Gegenwart sämmtlicher Fürsten als ebenbürtigen Herrscher empfangen. — Die zweite Zusammenkunft war dann nur nebensächlich und mehr formeller Natur. Sie war mit einer Revue des Kaisers über die polnischen Truppen verbunden und da mochte wohl die Etikette auch zur Geltung kommen. Hätte sich hiebei wirklich Alles so zugetragen, wie es von — späteren Historikern erzählt wird, so können daraus durchaus nicht jene gehässigen Folgerungen gezogen werden, welche man ohne die Kremser Zusammenkunft zu ziehen berechtigt wäre. Doch könnte man auch in letzterem Falle auf die in den nächsten Tagen erfolgten Gunstbezeugungen des Kaisers gegen seinen Alliirten hinweisen.

Es fragt sich jetzt erst ob sich in Schwechat wirklich Alles so zugetragen hat, wie es erzählt wird. Die gleichzeitigen Berichterstatter — und auf ihren Berichten liegt ja der Hauptwerth — wissen von der odiosen Begegnung nichts, sie erzählen ganz einfach, daß der Kaiser mit seinem Gefolge

*) Sie fand am 8. und 9. September statt.

gegen Schwechat geritten und dort von Sobieski erwartet worden sei. Die Monarchen begrüßten sich, nach kurzem Gespräche verabschiedete sich der König vom Kaiser, welcher, nachdem er in Begleitung Jablonowski's die Truppen besichtigt hatte, nach Wien zurückkehrte.

Leopold I. war kein sonderlicher Redner und auch kein Freund langer Gespräche, daher die kurze Dauer der Unterredung nicht befremden kann. Daß der König fortritt und den Kaiser an seinen Feldherrn anwies, ist auch nicht anstößig, da die damaligen Regeln der Etikette bei militärischen Dingen eben anders als die heutigen waren. Der König und alle Welt würden es wahrscheinlich unpassend gefunden haben, wenn er den Kaiser begleitet oder gar ihm die Truppen vorgeführt hätte. Solches kam nur einem Untergeordneten zu und geschah auch in anderen Ländern nicht.

Die neueren Historiker berufen sich auf die Briefe des Königs Sobieski an seine Gattin als ein unanfechbares Argument. Diese von Platen übersetzten Schreiben wurden von Salvandy dreizehn Decennien nach dem Tode des Königs veröffentlicht — die Echtheit der Briefe überhaupt mehrfach bezweifelt. Sie befanden sich nicht an einem Orte, sondern stammten aus verschiedenen Archiven und — Uebersetzer und Herausgeber arbeiteten nicht im Vereine. Daß aber gerade Correspondenzen großer oder hervorragender Personen oftmals schon groben Fälschungen unterzogen, ja ganz unterschoben wurden, beweist uns z. B. die Correspondenz des Prinzen Eugen, Josef II., der Königin Maria Antoinette u. A. Salvandy selbst gesteht, viele Lücken und undeutliche Stellen gefunden zu haben; er ergänzte das Fehlende und erklärte das Unverständliche; da sind dann unabsichtliche Irrthümer oder Fälschungen beinahe unvermeidlich. Und gerade jenes Schreiben, welches sich auf die fragliche Zusammenkunft bezieht, ist in Styl und Ideengang von den anderen Briefen sehr verschieden.

Ja, selbst wenn man es als echt anerkennt, ist die Sache gar nicht so arg. Man sieht daraus nur, daß der König, dem man hinterbracht hatte, daß der Vicekanzler Schafgotsche sich bemüht haben sollte, dem Kaiser die rechte Seite zu wahren, — die ihm übrigens doch gebührte, — bereits verstimmt war, und die vielleicht durch sein eigenes Benehmen hervorgerufene Zurückhaltung des Kaisers noch übler auslegte und in der ersten Aufwallung sich hinsetzte und der Königin schrieb. Sobieski war von vorherrschend sanguinischem Temperamente, leicht aufbrausend, aber rasch wieder versöhnt. Man male sich die Verlegenheit Leopold's aus, der von der Dienstesbeflissenheit seines Kanzlers gewiß keine Ahnung hatte und sich an die herzliche Begegnung mit dem Könige erinnernd, nun den Unmuth seines Alliirten bemerkte. Fehlte es dem Kaiser dann auch an Worten, so ist dies begreiflich.

Nach dem Gesagten ist es erwiesen, daß die Schwechater Zusammenkunft nicht den schroffen Verlauf genommen und keinesfalls jene Beachtung verdient, wie es spätere Historiker darzustellen bemühten. Gleichzeitige Quellen wissen nichts davon zu erzählen.

Nicht ohne Interesse ist es, daß die ganze Sache von nachwirkenden Folgen war, wenn nicht fremde Federn gelegenheitlich — polnischer Erfolgestreit (1733), siebenjähriger Krieg — wiederholt auf sie, zum Zwecke der Anschuldigungen und Aufhetzung zurückgekommen wären. Oesterreichischerseits aber, beharrend in einem alten Fehler, fand man Widerlegungen überflüssig. Die Lüge mußte also geglaubt werden, fand immer weitere Verbreitung, erhielt im Laufe der Zeit Zusätze und Veränderungen und stand endlich so fest, daß auch der aufrichtigste Patriot nicht mehr an der Wahrheit dieser Anekdote zweifelte.

Nach A. Dittrich: „Heimath" 1878.

14.

Das Ende der Prinzessin Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel.

(1715.)

Es bleibt unbestritten, daß sich im wirklichen Leben wunderbarere und bunter geflochtene Begebenheiten und Schicksale ereignen, als die erfinderischeste Phantasie zu erdenken vermag und nichtsdestoweniger die überraschenden Gebilde der Letzteren zuletzt doch dem wirklichen Leben abgelauscht sind. Auf der anderen Seite ist es aber auch wahr, daß das Unwahrscheinliche, wenn es einige pikante, romantische Färbung hat, oft weit willigeren und festeren Glauben findet, als die einfache und nüchterne Wahrheit, und daß es überaus schwer fällt zu überzeugen, daß es mit der ganzen Sache nichts sei.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lief, bis die französische Revolution und ihre Folgen alle Aufmerksamkeit von den Schicksalen einzelner Personen ab und auf die großen Weltbegebenheiten hinzogen, eine Geschichte durch Europa, die auch noch heute wiederholt und als möglich hingenommen wird, ungeachtet sie in ihren wesentlichsten Vordersätzen mit notorischen und gänzlich unableugbaren Thatsachen so in Widerstreit steht, daß man nicht begreifen kann, warum ihre ersten Erfinder die Erfindung nicht etwas feiner anlegten. Indeß ist es mit den meisten pikanten Erzählungen, von denen die französischen Memoiren wimmeln, ungefähr so, und überall begegnen wir bei Schriftstellern und Lesern dem größten Leichtsinn in Betreff der Beweise, der größten Ungenauigkeit in Betreff der äußeren Thatsachen, und der größten Geneigtheit, doch alles auf Treu und Glauben hinzunehmen, was der Richtung oder Tendenz gerade zusagt.

Charlotte Christine Sophie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, war die zweite Tochter des Herzogs Ludwig und ist am 25. October 1711 dem Czarewitsch Alexei Petrowich, Sohn Peter des Großen, angetraut worden. Eine der höchst unglücklichen ehelichen Verbindungen, welche im verflossenen Jahrhunderte aus dem braunschweigischen Hause geschlossen wurden,*) eine, wie so viele andere Ehen der Mächtigen, ohne Liebe und Zuneigung eingegangene Verbindung, daher ohne Glück. Alexei zeigte nur zu bald, daß die über ihn nach Deutschland gedrungenen Gerüchte von Roheit, Heftigkeit, Bosheit und Ignoranz nicht im geringsten übertrieben seien. Sein Benehmen gegen die Gattin war ein mehr als rohes. In den Armen seiner Geliebten, einer finnländischen Magd, Euphrosine, vergaß er die hochgebildete Charlotte Christine bald, und erinnerte er sich ihrer, so geschah es nur um sie durch Mißhandlungen und Demüthigungen zu kränken. Der Einzige, der sich der unglücklichen Fürstin annahm, war ihr Schwiegervater, Czar Peter, an dem sie dagegen wiederum mit großer Verehrung hing. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war so schon kein gutes, durch das Benehmen Alexei's gegen seine junge und schöne Gemalin, — geboren 29. August 1694 — trat ein vollständiger Bruch unter ihnen ein, der später bekanntlich zur Verurtheilung des Thronfolgers führte.**)

*) Man erinnere sich nur an die Ehe zwischen Elisabeth mit Friedrich dem Großen, namentlich aber an jene Karolinens mit Georg IV. von England.

**) Alexei, der einzige Sohn des großen Peter, als „brandiges Glied“ von der Thronfolge ausgeschlossen, konspirirte, wurde zum Tode verurtheilt und ihm das Urtheil am 7. Juli 1718 vor dem versammelten Senate, bei offenen Thüren, bekannt gemacht. Offiziellen Angaben nach, starb er am Tage darauf in Folge eines Schlagflusses, ausgesöhnt mit dem Vater. Nach einem im Dresdner Staatsarchive liegenden Berichte des sächsischen Legationsrathes Le Fort (aber erst aus dem Jahre 1724

Dem jungen Paare wurden zwei Kinder geboren, eine Tochter, Natalie Alexowna, und ein Sohn, Peter Alexowitsch, welcher nachmals als Peter II. den russischen Thron bestieg. Durch die Geburt des Letzteren sollte denn auch die unglückliche Fürstin schon frühe von ihren Leiden erlöst werden. Die Krankheit, welche den Tod der hohen Frau herbeiführte, zeigte schon in ihren Anfängen einen so bösen Charakter, daß der Czar, der sich in Schlüsselburg aufhielt, auf die erste Nachricht sofort nach Petersburg eilte. Ein Unwohlsein, das ihn bei seinem Eintreffen in der Residenz ergriff, verhinderte ihn, sich sogleich zur Kronprinzessin zu begeben. Als deren Leiden aber von Tag zu Tag bedenklicher wurden, ließ er sich endlich zu ihr tragen und auf ihre Bitten versprach er, nach ihrem etwaigen Tode sich ihrer Kinder annehmen zu wollen. Kurz vor ihrem Ende ließ sie diese vor ihr Bett kommen, segnete sie, und empfahl sie gleichfalls ihrem anwesenden Gemal, der ohne etwas zu entgegnen mit den Kleinen von dannen ging und sich um seine Gattin nicht weiter kümmerte. Von diesem Augenblicke an, verzichtete Charlotte auf jedwede ärztliche Hilfe. „Quälet mich doch nicht so, und lasset mich ruhig sterben, weil ich nicht länger leben will. Das Leben liegt schwer auf mir." Mit diesen Worten erlag die Fürstin ihren Leiden am 1. November 1715, im jugendlichen Alter von 21 Jahren.*) Ihr Gemal betrauerte sie selbstverständlich nicht; desto mehr ward Peter der Große von ihrem Hinscheiden ergriffen. Den letzten Zoll seiner Liebe und Verehrung glaubte er ihr dadurch zu erweisen, daß er sie, die Lutheranerin, in der russischen

---

datirt), sei er unter Knutenzüchtigung gestorben, deren erste Streiche Peter selbst versetzt. Nach Anderen ward Alexei vergiftet.

*) Nächst der Behandlung, welche die Prinzessin Seitens ihres Gemals erfuhr, und welche, wie ganz begreiflich ihre Gesundheit und das Herz gebrochen, gibt man auch der Unwissenheit der Hebammen die Schuld.

Festungskirche St. Peter und Paul mit glänzender Pracht beisetzen ließ, und persönlich am Leichenbegängnisse Antheil nahm.

Dies ist die einfache, streng-historische Erzählung vom Ende der Wolfenbüttelischen Prinzessin Charlotte Christine Sophie, von der nach ihrem Tode indeß die fabelhaftesten Geschichten erzählt wurden. Hören wir dieselben, wie sie verbreitet wurden und seitdem, mit kleinen Abweichungen, von Memoirenschreibern und Novellisten mehrfach benutzt worden sind. Sie heben natürlich von der unglücklichen Ehe der Prinzessin, der Roheit ihres Gemals, seiner Abneigung gegen sie an. Sie versichern, ohne eine Quelle, ohne den Schatten eines Beweises anzugeben, daß er sie mehrmals habe vergiften wollen, daß aber ein Gegengift sie gerettet habe. Endlich habe er ihr, als sie im letzten Monat ihrer Schwangerschaft gewesen, einen so wüthenden Fußstoß auf den Leib gegeben, daß sie ohnmächtig und im Blute schwimmend zu Boden gesunken sei. Bei der Entbindung — Todtgeburt — sei die Gräfin Königsmark, die schöne Aurora, zugegen gewesen, welche nun auf den Gedanken gekommen, die Prinzessin auf einmal den Leiden und Gefahren, die ihr von der Roheit des Gemals drohten, durch das abenteuerliche Mittel eines Scheintodes zu entziehen. Sie habe nun die Frauen der Fürstin gewonnen und darauf dem Czarewitsch geschrieben, daß Frau und Kind todt seien. Alexei befahl, sie sofort und ohne Feierlichkeit zu beerdigen, man schickte Couriere an den auf Reisen befindlichen Czar und an alle Höfe, Europa legte Trauer um einen Holzblock an, den man statt der Prinzessin begrub.

Es wäre nun das Natürlichste gewesen, daß man Charlotte Christine in sichere Verborgenheit gebracht hätte, bis sie sich unter den Schutz des Czaren stellen konnte, der den Willen und die Mittel besaß, ihr solchen zu bieten. Aber nein, sie sollte ihrer ganzen Stellung, ihrem Namen, jeder ferneren Verbindung mit den Ihrigen, jeder Hoffnung des

Wiedersehens ihrer Eltern und Geschwister entsagen; die Großfürstin sollte aus dem Reiche der Lebenden verschwunden bleiben und als eine ganz andere Person fortleben.

Man hatte die Prinzessin in ein entlegenes Zimmer gebracht, wo sie nach und nach wieder zu Gesundheit und Kräften kam. Aurora Königsmark verschaffte ihr Gold und Edelsteine *) und Charlotte reiste in Tracht einer Bürgersfrau, mit einem alten deutschen Diener, der für ihren Vater galt nach Paris. Hier hielt sie sich nicht lange auf, nahm eine Kammerfrau und schiffte sich nach Louisiana ein.

Ihr Aeußeres erregte dort Aufmerksamkeit und ein Offizier, Namens d'Aubant, der in Rußland gewesen, glaubte in ihr die Großfürstin wieder zu erkennen, wie schwer es ihm auch fiel, sie hier und in diesen Verhältnissen wiederzufinden. Kurz und gut, er suchte ihre Bekanntschaft und führte sie schließlich als seine Gattin heim. Zehn Jahre lebten sie so in jenem glücklichen Mittelstande, wo die gegenseitige Liebe zweier Gatten allen Glanz der Erde vergessen macht. Eine Operation machte es d'Aubant nothwendig, sich nach Paris zu begeben, wohin ihn seine Gemalin begleitete, und wo sie vom Marschall Moritz von Sachsen (Sohn der Aurora Königsmark) gelegentlich eines Spazierganges im Tuileriengarten erkannt wurde. Charlotte Christine gestand und bat um strengste Verschwiegenheit, die er auch zusicherte. Als der Marschall sie eines Tages, wie öfter gewohnt, besuchen wollte, erfuhr er, daß sie vor zwei Tagen nach der Insel Bourbon abgereist sei, woselbst ihr Gatte eine Anstellung als Beamter der ostindischen Compagnie erhalten hatte. Prinz Moritz begab sich sofort zum Könige, diesem das Ganze entdeckend. Louis XV. ließ hierauf den Marineminister kommen, und befahl ihm ohne Angabe des Grundes, dem Gouverneur der Insel die

*) Gräfin Königsmark war nie in Rußland und allezeit in Geldnöthen.

rücksichtsvollste Behandlung des Herrn d'Aubant zu empfehlen. Zugleich schrieb er an die Königin von Ungarn, mit der er damals im Kriege stand und unterrichtete sie von dem Schicksale ihrer Tante.*) Maria Theresia dankte und schickte Louis XV. einen Brief für die Prinzessin, worin sie dieselbe einlud zu ihr zu kommen, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich von ihrem Gatten und dem Kinde trenne, dem sie im ersten Jahre ihrer Ehe das Leben gegeben. Charlotte wies diese Bedingungen zurück und blieb bei ihrem Gatten bis 1747, wo er starb. Als ihre Tochter ebenfalls dahin geschieden, kehrte sie nach Paris zurück, wo sie als Frau von Moldack bis nach 1768 gelebt hat.

Wie notorisch falsch alle diese Angaben, wie die ganze Geschichte eine Lüge von Anfang bis Ende, ist durch die Eingangs erwähnten Thatsachen zur Genüge dargethan. Zum erstenmale erschien die Fabel in dem Journal encyclopédique, hierauf in Duclos: „Pièces intéressantes et peu connues"; sie fand stets neue Verbreiter und ist namentlich durch Zschokkes Novelle: „Eine Prinzessin von Wolfenbüttel" in Deutschland bekannt geworden.

---

*) Charlotte Sophie, eine Schwester Elisabeth's, Gemalin Kaiser Karl VI., Vaters Maria Theresia. Wie unrichtig diese obigen Angaben und wie wenig die oder der Erfinder dieser Fabeln an die Uebereinstimmung der Zeit gedacht, geht auch daraus hervor, daß Maria Theresia damals gar nicht regierte und Frankreich keinen Krieg mit Oesterreich führte. Beides fällt in ein ganzes Decennium später.

Strahl und Hermann: Geschichte des russischen Staates. Hamburg 1832 — 1860.

Bülau: Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Leipzig 1863. IV. Band.

Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte. Braunschweig 1864. Neue Folge. I. Band.

Brückner: Der Czarewitsch Alexei. Heidelberg 1880.

15.

Der Mann mit der eisernen Maske.

(1671 — 1703.)

Wenig Persönlichkeiten in der Geschichte gibt es, über welche die Kritik sich so in Hypothesen erschöpfte, als über den Mann mit der eisernen (richtiger Sammt=) Maske, und es brauchte beinahe zwei Jahrhunderte, ehe der über dieses große Geheimniß des französischen Cabinets ruhende Schleier vollständig gelüftet ward.

Von der geheimnißvollen Geschichte der eisernen Maske verlautete zum erstenmale im Jahre 1745. Es erschien nämlich zu Amsterdam ein kleines Buch unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Persien". Es war das eine galante und politische Erzählung von dem französischen Hofe unter Ludwig XIV., worin folgendes vorkam: Schah Abbas (Ludwig XIV.) hatte einen rechtmäßigen Sohn Sophi Nursad (Dauphin Ludwig) und einen natürlichen Sohn Dschiaser. Beide Prinzen befanden sich ununterbrochen mit einander im Streite, und vergaß sich Dschiaser eines Tages so weit, daß er Nursad eine Ohrfeige versetzte, wodurch er das Leben verwirkte. Die Minister schlugen aber vor, den Prinzen zur Armee zu schicken, welche damals gegen den Feind an den Grenzen (Flandern) stand, ihn wenige Tage nachher als todt auszugeben und in der Nacht in ein festes Schloß für die übrige Dauer seines Lebens zu bringen. Dies geschah, man brachte den Prinzen nach einer Burg (St. Marguerite), woselbst er bis zu seinem Tode verblieb und stets eine schwarzsammtene Maske vor seinem Gesichte trug.

Die Zuversicht dieser Mittheilung, welche einen mit den innersten Verhältnissen des französischen Hofes wohl vertrauten Mann (er gab sein Buch jedoch anonym heraus) verrieth, erregte die Neugierde im höchsten Grade und ver=

anlaßte eine ganze Fluth von Streitschriften. Zuerst trat Voltaire auf, in seinem „Siécle de Louis XIV.“, sodann in einer vermehrten Auflage dieses Werkes 1753. Einen Monat nach dem Tode des Cardinals Mazarin, so lautete seine Erzählung (also 1660), wurde auf eine höchst geheimnißvolle Weise ein junger unbekannter Mann, welcher auf der Reise in das Gefängniß eine schwarze Sammtmaske trug, deren Kinnbinde mit Stahlfedern versehen war, so daß er essen konnte, auf das feste Schloß Marguerite gebracht. Er durfte mit Niemandem reden, wurde mit der größten Ehrerbietung behandelt, der Minister Louvois sprach nur stehend mit ihm und der Gouverneur des Schlosses, St. Mars, brachte ihm selbst die Speisen auf silbernen Tellern. Einen solchen benützte der Gefangene einmal, um mit dem Messer auf denselben zu schreiben, worauf er ihn durch das Fenster seines Thurmes in ein an dem Fusse desselben angelegtes Fahrzeug warf. Ein Fischer fand den Teller und brachte ihn dem Gouverneur, welcher den Mann erst frei ließ, nachdem er die sichere Ueberzeugung erlangt, daß derselbe nicht lesen könne und Niemand sonst davon erfahren habe.

1691 ward St. Mars Befehlshaber der Bastille, wohin er den Mann mit der Maske mit nahm, auch hier ward derselbe sehr gut behandelt, er konnte sich nie beklagen, hat es auch nicht bis an sein Ende 1703 gethan und wurde zur Nachtzeit im Paulskirchhofe begraben. Nach seinem Tode wurde Alles was er im Gebrauch gehabt, verbrannt, die Wände geweißigt und sogar die Fußböden aufgerissen, um nachzuspähen ob der Gefangene nichts hinterlassen, was zu seiner Entdeckung führen könnte.

Die Geschichte galt fortan als eine feststehende Thatsache, getragen von der Autorität eines Voltaire und unterstützt von dem Minister von Chamillard, welcher der Letzte gewesen, der um das Geheimniß gewußt. Sein Schwiegersohn

habe ihn einmal auf den Knien beschworen zu sagen, wer der Mann mit der Maske sei, Chamillard aber habe ihm geantwortet, daß er einen eigenen Eid geleistet, der ihm verbiete, dieses Staatsgeheimniß zu verrathen.

Es würde hier zu weit führen, die Literatur des Streites über den Mann mit der eisernen Maske in allen Einzelheiten zu verfolgen, wobei am thätigsten Beaumelle und der Pater Griffel waren, welcher durch neun Jahre das Amt eines Beichtvaters in der Bastille versah. Er gab zum erstenmale das geschriebene Tagebuch des kg. Lieutenants der Bastille Dujuncas heraus, worin es in Bezug auf den Tod unseres geheimnißvollen Mannes hieß: „Der unbekannte Gefangene, der stets eine schwarzsammtene Maske trug, starb heute gegen 10 Uhr Abends, nachdem er sich gestern nach der Messe etwas unwohl gefühlt, ohne eine Krankheit gehabt zu haben. Er wurde Dienstag den 20. November um 4 Uhr Abends auf dem Kirchhofe St. Paul beerdigt. Sein Begräbniß kostete 40 Livres.“ Dasselbe bestätigt auch die Todtenliste, in welcher die Maske Marchialy genannt, und sein Alter auf 45 Jahre angegeben wird.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts hat man nicht weniger als acht Personen für den unter der Maske verborgenen Staatsgefangenen gehalten.

Wie schon Anfangs erwähnt soll es:

1. Ein legitimer oder natürlicher Zwillingsbruder Ludwig XIV. gewesen sein, als dessen Vater bald Ludwig selbst, bald der Herzog von Buckingham, Richelieu, und der Graf von Ranzau genannt werden, die sich der Gunst Annas von Oesterreich erfreut haben sollen.*)

*) St. Michel (1790) bringt das Schicksal des Unglücklichen in eine geheime Vermälung Annas mit Mazarin. Beuché erklärt in seinem: „Essay sur l'histoire de la Provence“ 1875, die ganze Geschichte der Maske als eine Erfindung des Volkes.

2. Der Graf von Vermandois; dieser starb aber schon 1683 und konnte daher mit dem Manne der Maske nicht identisch sein, der 1691 schon zwanzig Jahre lang gefangen saß.

3. Der Herzog von Beaufort; Graf St. Aulaire hat jedoch in seiner Geschichte der Fronde dieses auf das Bestimmteste widerlegt, auch starb Beaufort vor dem Feinde, bei einem Angriffe der Türken auf Candia am 26. Juni 1669.

4. Heinrich Cromwell, der zweite Sohn des großen Lord-Protectors und

5. der Herzog von Monmouth, König Karl II. natürlicher Sohn. Die Widersinnigkeit dieser beiden Angaben bedarf gar keiner Widerlegung.

6. Arwediks, ein armenischer Patriarch.

7. Ercole Matioli, Minister des Herzogs von Mantua, endlich:

8. Fouquet, Oberintentant der Finanzen unter Ludwig XIV.

Mit vielem Aufwand von Gelehrsamkeit hat Letzteres namentlich der Verfasser des Werkes: „l'homme au masque de fer" (Jacob) 1836 (deutsch zu Quedlinburg 1838), nachzuweisen gesucht, ohne jedoch den unumstößlichen Beweis für seine Ansicht erbringen zu können.

Eine neue Epoche für die Geschichte der eisernen Maske begann, als die Bastille am 14. Juli 1789 zerstört ward, man hoffte Aufschlüsse zu finden aber gerade das Blatt vom Jahre 1691, welches über die Ankunft des Gefangenen Auskunft gegeben hätte, war ausgerissen und durch ein frisches ersetzt, alle anderen Untersuchungen blieben ebenfalls ohne Erfolg.

Obwohl Jacob's Aufklärungen von der eisernen Maske eines weit jüngeren Datums sind, als jene Senac de Meilhan's, der in seinen 1795 zu Hamburg erschienenen: „Oeuvres

philos. et liter.“ über dieselbe schrieb, so stimmte man doch diesen am meisten zu und hielt wie er den oben genannten Matioli für den Mann mit der Maske. Bald darauf (1800) gab Roux-Fazillac die „Recherche hist. et crit. sur l'homme au masque de fer“ aus dem Archive der auswärtigen Angelegenheiten heraus, um 1825 Delort, die „Hist. de l'homme au masque de fer, accompagnée des pièces authentiques et de facsimilés“, welche Autoren Meilhan's Ansicht theilten und sie durch neue Beweise zu kräftigen versuchten.

Matioli hat nämlich 1678 Ludwig XIV. versprochen die Festung Casale zu verrathen und dafür vom Könige Kostbarkeiten und eine bedeutende Summe Geldes erhalten, dann aber das Geheimniß an Oesterreich, Spanien und Savoyen verrathen. Ludwig XIV. habe Matioli deshalb auf französisches Gebiet gelockt und am 2. Mai 1695 in die mehr erwähnte Art Gefangenschaft bringen lassen.

Alle diese bisherigen Angaben sind jedoch durch die Ergebnisse der jüngsten Forschungen Th. Jung's über den Haufen geworfen worden. Nach diesen ist es feststehende Thatsache, daß der Mann mit der eisernen Maske der lothringische Ritter von Harmoises war, welcher an der Spitze einer Verschwörung stand, die sich in den spanischen Niederlanden gegen das Leben Ludwig XIV. gebildet hat. Harmoises wurde auf der Reise nach Paris in Péronne, am 29. März 1673 verhaftet und in den Staatsgefängnissen zu Pignerole, St. Marguerite, Exiles, endlich in der Bastille, u. zw. darum im Geheimniß gefangen gehalten, weil er vornehme Personen, wie den Grafen von Beauvais, den Prinzen von Condé u. A. zu Mitwissern seines Planes gehabt.

„La vérité sur le Masque de fer“. Paris 1873.
(Ersch. und Gruber Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. 32. Band.)

16.

Das Ende Karl XII.

(1718.)

„Am 31. August des Jahres 1859 stand König Karl, umgeben von einigen ausgezeichneten Männern der Wissenschaft des Landes, im karolinischen Grabchor in der Ritterholm-Kirche neben dem offenen Sarkophage seines berühmten Namensvetters. Eine gewissenhafte Untersuchung bekräftigte bei dieser Gelegenheit, wie grundlos alle Verdächtigungen gewesen sind, daß unser Held durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen sei. Danken wir Gott für die Gewißheit, daß sein thatenreiches Leben ein besseres, seiner würdigeres Ende genommen hat. Schwedens Söhne brauchen nicht mehr mit Scham ihre Augen unter der Bürde des düsteren Gerüchtes niederzuschlagen, das von einem Verrathe flüsterte, schwärzer als die schicksalsschwere Novembernacht, welche heute vor einem und einem halben Jahrhundert sich über die skandinavische Halbinsel herabsenkte."

Also lautete ein Absatz in den Schlußworten eines Vortrages über König Karl, gehalten von dem damaligen Kronprinzen, jetzigem Könige Oskar von Schweden und Norwegen, in der Militärgesellschaft zu Stockholm, gelegentlich der Enthüllungsfeierlichkeit des Standbildes Karl XII. am 30. November 1868.

Das Interesse für ein so wechselvolles, merkwürdiges Leben, wie das des mehrerwähnten Königs, war seit jeher fast allgemein ein sehr reges. Namentlich die Katastrophe, mit welcher jenes abschloß, hat aus begreiflichen Gründen die erhöhte Aufmerksamkeit der Nachwelt auf sich gezogen. Bekanntlich lauten die Angaben zweifach. Nach der einen Version fiel Karl durch die Hand eines Meuchelmörders, nach der

anderen getroffen von einer Kugel aus der Feste Friedrichshall. 1718 stand Karl XII. vor dieser. Die Stadt war bald in seine Gewalt gerathen, dagegen hielt sich die Citadelle, und ihre Belagerung betrieb nun der kriegerische König mit so großem Eifer, daß er sich zur Aufmunterung der Arbeiter unweit der Laufgräben eine hölzerne Hütte einrichten ließ. Die verhängnißvolle Nacht des 11. December*) brach an. Sie war so finster, daß der Commandant der Citadelle das vor derselben liegende Terrain durch Leuchtkugeln erhellen ließ. Die dänische Besatzung feuerte sowohl aus Geschütz wie aus Kleingewehr. Der König begab sich in Person zu den Arbeitern, welche eben mit der Einrichtung einer neuen Linie beschäftigt waren. Er stieg auf einen Schanzkorb auf das Banket zur Brustwehr hinauf. Sein Haupt und der obere Theil seines Körpers waren den feindlichen Projectilen preisgegeben. Hinter Karl befand sich der Oberst Megret, der ihn vergebens bat, seine Person nicht so augenscheinlich bloszustellen. In der Nähe waren ferner noch die General-Adjutanten Graf Rosen und de Sicre, wie einige andere Officiere, welche in der Tranchée auf dem Bankette saßen, auf welchem ihr König stand.

Wie lang derselbe im Gespräche mit seiner Umgebung in der früher erwähnten Stellung blieb, ist ungewiß. Megret, endlich wohl müde geworden, setzte sich schließlich ebenfalls zu den übrigen Officieren. Plötzlich, es mochte um die zehnte Stunde sein, sank Karl zusammen und berührte im Todeskampfe die Schulter des ihm zunächst befindlichen Obersten. Die Erzählung, daß der König den Degen fast bis zur Hälfte gezogen und das Gefäß mit der linken Hand noch festgehalten, ist ganz und gar unbegründet. Der Tod erfolgte augenblicklich. Die Bestürzung war im ersten Momente eine so große, daß es Keinem einfiel, eine genaue Untersuchung über den Wund-

*) Entspricht dem 30. November alten Styls.

canal des Schusses oder über die Stellung des Königs im entscheidenden Augenblicke anzustellen. Es ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß der Verdacht, es könne ein Meuchelmord stattgefunden haben, damals Niemanden in den Sinn kam, sondern erst einen späteren Ursprung hatte. Megret, de la Motrage, der stete Begleiter und Verehrer Karl XII., Karlberg, ebenfalls ein Augenzeuge, geben Alle an, daß der Schuß von der linken Seite her den Kopf des Königs getroffen habe. Es müßte dies also auf ein linkes Auflegen Karl's und Wendung seines Körpers nach rechts deuten. Diese Anschauung erfuhr nun durch die am 31. August 1859 an den irdischen Ueberresten vorgenommene Untersuchung ihre Bestätigung.

Auf Befehl des damals regierenden Königs Karl XV. versammelten sich am genannten Tage im Karolinischen Grabchor der Ritterholm-Kirche zur Gewinnung näherer Aufklärung der Todesart Karl XII. der Professer der Anatomie und Physiologie Retzius, der Professor der Chirurgie am karolinisch-medicinisch-chirurgischen Institute, Santesson, und der erste Leibarzt des Königs Dr. Lundberg. Es wohnten dieser interessanten Untersuchung Se. Majestät nebst dem Kronprinzen und mehrere hohe Persönlichkeiten bei. Sowohl über die äußere als innere Besichtigung des Kopfes ward ein ausführliches Protokoll aufgenommen, dessen Schluß wir hier wörtlich widergeben.

1. Die Verletzung ist augenblicklich tödtlich gewesen und durch eine Schußwaffe verursacht worden.

2. Der Schuß ist auf der linken Seite beim äußeren Rande des knöchernen Randes der Augenhöhle eingedrungen, von dort in einer beinahe horizontalen Richtung durch die vordere Hälfte der Hirnschale hindurchgegangen bis auf deren Boden schräg nach hinten in die Gegend von dem rechten Ohr und dort herausgegangeu. Sollte eine Abweichung des

Schußcanals von der Horizontallinie möglicher Weise stattgefunden haben, so scheint diese, nach den Verletzungen in den Schädelknochen zu urtheilen, in einer Senkung nach dem Ausgangspunkte hin bestanden zu haben, und würde mithin andeuten, daß der Schuß von einem Punkte abgefeuert worden, welcher höher gelegen war, als der Platz, wo der König sich in dem Augenblicke befand, wo er von demselben getroffen wurde.

3. Was die Gestalt und Beschaffenheit des tödtlichen Projectiles angeht, so kann darüber mit Bestimmtheit Nichts gesagt werden. Als das Wahrscheinlichste erscheint es jedoch, daß es eine Musketen- oder Kartätschenkugel gewesen sei, möglicher, obgleich minder wahrscheinlicher Weise kann es (nach der Gestalt des Loches in den Bedeckungen der rechten Seite zu schließen) ein Stück Blei oder ein Bombensplitter gewesen sein. In den letzten beiden Fällen hat jedoch der verwundende Körper wenigstens eine ebenso große Ausdehnung gehabt, als der Durchschnitt einer der oben erwähnten Kugeln.

4. Ist das Wurfgeschoß eine Kugel oder ein Stück Blei gewesen, so muß der Schuß aus einer so großen Entfernung abgefeuert worden sein, daß er, als er den König traf, schon etwas matt, mithin seine ursprüngliche Schnelligkeit etwas verringert gewesen ist, wiewohl die Gewalt noch immer groß genug war, das Geschoß quer durch den Kopf hindurch zu treiben.

5. Der Vermuthung, daß zwei Kugeln aufeinander gefolgt seien und die Verletzung verursacht haben, fehlt es an jeder Stütze.

6. Kein Theil des Geschosses wurde bei der von uns angestellten Besichtigung innerhalb der Hirnschale rückständig gefunden.

7. Die Angaben in dem Besichtigungs-Instrument vom 12. Juli 1746 sowohl in Betreff der Dimensionen der Ver-

letzungen im Schädelknochen als in Betreff der Richtung des Schusses sind zum Theil unvollständig, was augenscheinlich darauf beruht, daß die Untersuchung bewerkstelligt wurde, ohne daß im vorweg die Hautbedeckung geöffnet wäre, wie solches jetzt geschehen und wodurch allein es möglich geworden ist, die Verletzung in ihrer ganzen Ausdehnung zu übersehen und über die Beschaffenheit derselben ein Urtheil zu gewinnen.

A. Retzius. Karl Santesson. Vincenz Lundberg."

In der Frage nach der Todesart Karl XII. mußte selbstverständlich die Größe und Beschaffenheit der Wunde besondere Betonung finden. Beides führte zu dem Schlusse, daß sie von keiner Kanonenkugel, sondern von einem Handgewehre herrühren müsse. Die Dimensionen der Oeffnung aber stimmen auch nicht mit einer Pistolenkugel, welche die Hand eines Verräthers abgefeuert haben soll, überein. Die Dänen führten eine damals in Skandinavien gebräuchliche Auerhahnbüchse als Mittelding zwischen Geschütz und gewöhnlichem Gewehr. Nun schossen sie an jenem Abend aus dem bedeckten Wege sowohl mit diesen Büchsen als mit ihren gewöhnlichen Musketen, und die Projectile der Ersteren entsprechen einer Wunde, wie sie Karl empfing.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß der plötzliche und gewaltsame Tod außerordentlicher Menschen durch fabelhafte Erzählungen entstellt wird, welche, einmal der Nachwelt im vergrößerten Maßstabe überliefert, sich später schwer auf ihre erste Quelle zurückführen lassen. Also ging es auch mit dem Ende Karl's. Der Volksmund bezeichnete mehrere Personen sowohl als die Anstifter, wie als die unmittelbaren Thäter des Königsmordes. Dagegen erwähnen, weder gleichzeitige öffentliche noch vertrauliche Briefe, noch die Gesandtschaftsberichte der Engländer und Franzosen, ja nicht einmal die anecdotenreichen Memoiren etwas von einem an Karl XII. begangenen Meuchelmord. Auf dem Reichstage zu Regensburg

war sogar die Meinung verbreitet, der König habe selbst den Tod gesucht. Niemanden fiel es ein, nach dem Schatten eines hinter der Brustwehr, zwischen dem König, den Schanzarbeitern und den dänischen Kugeln postirten Mörders zu greifen.

Der Verdacht ein solcher zu sein, fiel später aber nicht blos auf Eine, sondern auf mehrere Personen. Zu diesen gehörte vornämlich der früher erwähnte Sicre, ein geborener Franzose, den der mit der Prinzessin Ulrike Eleonora, einer Schwester Karl's, vermählte Erbprinz von Hessen dazu angestiftet haben sollte. Ferner sollten es der General Cronstedt, Chef der Artillerie, und auch der Corporal des königlichen Trabantencorps, Oberst Magnus Stjernros, gewesen sein, die den Schuß gethan. Was nun den Ersteren betrifft, so hat man ihn als den Meistgravirten bezeichnet und ist sein Name in dieser Richtung fast in allen Geschichtswerken angeführt. General Fersen, einer der einflußreichsten Staatsmänner *) seiner Zeit, dessen nachgelassene Schriften erst vor zwölf Jahren durch den Obersten Klinkowström herausgegeben wurden, erklärt, daß er während seines Aufenthaltes in Frankreich die genaue Bekanntschaft des General Robert und des Obersten St. Ceny gemacht habe. Beide wohnten der Belagerung von Friedrichshall bei und hielten Sicre, den sie als einen Ehrenmann kennen gelernt und als solchen schilderten, jeder niedrigen Handlung unfähig. Sie meinten, daß es in jener finstern Nacht gar nicht möglich gewesen sei, nach dem Kopfe des Königs zu zielen, „da weder der Lauf des Gewehres noch das Ziel zu erkennen war.“ Würde aber ein Pistol hiezu gebraucht worden sein, so mußte der Mörder seinem Opfer so nahe stehen, daß nothwendigerweise diesem auch das Gesicht durch das Pulver verbrannt worden wäre. Weder Fersen's Vater, der

*) Vater des in der Fluchtversuchsgeschichte Ludwig XVI. bekannten Axel Graf Fersen.

sich ebenfalls beim Heere Karl's vor Friedrichshall befand, noch andere Generale, welche die Wunde des Königs sahen, bemerkten eine Spur von einer solchen Verbrennung. Der Umstand, daß Sicre in der unmittelbaren Nähe Karls sich befand, als er getödtet wurde, und jener, daß er mit der Nachricht von diesem Unglücke an die Prinzessin Ulrike gesendet wurde und diese ihn ansehnlich beschenkte, trugen viel dazu bei, Sicre als das ausübende Werkzeug des Erbprinzen darzustellen. Bekannt ist es, daß Sicre hierüber den Verstand verlor und in der Geistesabwesenheit sich selbst des Mordes anklagte. Als er nach Verlauf einiger Zeit seiner Sinne wieder mächtig geworden, widerrief er seine Aussagen und kehrte in seine Heimath zurück.

Dieselbe grundlose Verdächtigung traf den General Cronstadt. Von ihm erzählt man, daß er den Trabanten-Corporal, Oberst Stjernros zur That geworben hätte. Auch Cronstadt läßt man schließlich wahnsinnig werden, was aber ganz unrichtig ist. Fersen hat nämlich den Beichtvater des genannten Generals, Tolstatius, persönlich gekannt, und derselbe hatte ihm feierlichst versichert, daß Cronstadt bei vollkommenem Bewußtsein starb und bis zum letzten Athemzuge nichts gesagt und bekannt, was auf Theilnahme an einem derartigen Verbrechen schließen lasse. Weder Cronstadt noch Stjernros hatten das geringste Interesse an dem Tode ihres Königs. Sie erhielten dafür weder eine Belohnung noch eine Beförderung und starben Beide ohne Vermögen (wie Sicre in Frankreich).

Nach dem Tode Karl's brach, wie bekannt, in Schweden eine längst vorbereitete Adelsrevolution aus; der Senat bemächtigte sich der Regierung und ernannte die früher erwähnte jüngere Schwester des Königs, Ulrike, zur Regentin. Hierdurch erhielt die Meinung, daß diese Prinzessin und ihr Gemal mit dem Plane der Verschworenen, Karl zu beseitigen

nicht unbekannt gewesen seien, auch einige Bestätigung, und zwar umsomehr, als der Sohn der älteren Schwester der Erbberechtigte war. Es ist zwar eben nichts Unerhörtes, daß sich die Herrschbegierde von Fürsten auch schon so scheußlicher Mittel, wie Mord, zu ihrem Zwecken bedient hat, aber auf eine Anwendung desselben bei Ulrike und Prinz Friedrich blos deshalb zu schließen, weil beide herrschsüchtige Naturen waren, ist doch etwas gewagt. Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten dürfen noch nicht für Wahrheit gelten, und hier scheint auch die Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen. Die Anklage eines so verabscheuungswürdigen Verbrechens, nicht allein eines Königsmordes, sondern zugleich eines Bruder- und Schwagermordes, bedarf stärkerer und unwiderlegbarerer Beweisgründe, als die es sind, welche man bisher hie und da angeführt hat.

Karl XII. endete wie Gustav Adolf. Beide fielen in der Vollkraft des Mannesalters, inmitten kriegerischer Thätigkeit. Dieser im Getümmel der Schlacht, jener in den Laufgräben, getroffen von feindlichen Kugeln. „Karl XII. Andenken ist den Schweden theuer, sein Name gekannt von der ganzen Welt, sein Leben reich an abwechselnden Geschicken, seine Person und seine Eigenschaften sind den widerstreitendsten Beurtheilungen unterworfen worden. Trotz aller Mißgeschicke, die seine Regierung mit sich führte, ungeachtet der Irrthümer, von welchen man ihn wohl nicht freizusprechen vermag, ist sein Bild fesselnd und bewunderungswerth für schwedische Augen. In seinen Fehlern und Verdiensten ist er ein echtes Kind der Mutter Svea. Eine Mutter schließt gerne die Augen vor den Verirrungen des Sohnes und verschweigt sein Mißgeschick, während sie jubelnd von seinen guten und großen Eigenschaften Zeugniß ablegt, sich freut ob seiner Fortschritte und sich stolz fühlt über seine Berühmtheit und Ehre. So lange Schweden ein selbstständiges Land ist, so lange seine Söhne das Erbtheil ihrer freien Väter nicht verscherzt haben,

so lange Edelmuth und mannhafter Muth, Treue und Tugend im alten Manheim*) zu finden sind, so lange wird auch Alles, was „König Karl, den jungen Helden“ angeht, dort lieb und theuer sein.“ Mit diesen Worten des gelehrten und edlen Kronprinzen von Schweden sei dieser Aufsatz geschlossen.

Lundlab: Geschichte Karl XII. Deutsch von Jensen. Hamburg 1835. bis 1840.
Oskar: König v. Schweden Karl XII. Deutsch v. Jonas, Berlin 1875.

17.

Josef von Frohn.

(1779.)

Der kaiserliche Oberst von Frohn, dem die folgenden Blätter gewidmet sind, kann eigentlich nicht den Anspruch machen, eine so bedeutende Rolle in der Geschichte gespielt zu haben, daß er neben den anderen hier genannten, so hoch hervorragenden Persönlichkeiten erwähnt werde. Wenn er nun doch in dieser Sammlung einen Platz gefunden, so geschieht dies aus zweifachem triftigen Grunde: einmal weil sich an ihm der Beweis herstellen läßt, wie man vom Schicksale gerade nicht durch Geburt oder Rang eine hohe Stellung im staatlichen Leben einzunehmen braucht, um nichtsdestoweniger doch zu fabulösen Geschichten Anlaß zu geben, eine mythische Person zu werden, und zum andern, weil die sagenhafte Erzählung von Frohn ziemliche Verbreitung gefunden, indem sie immer

*) Manheim (Manhem) war der erste Name des Svea-Reiches.

anderen getroffen von einer Kugel aus der Feste Friedrichshall. 1718 stand Karl XII. vor dieser. Die Stadt war bald in seine Gewalt gerathen, dagegen hielt sich die Citadelle, und ihre Belagerung betrieb nun der kriegerische König mit so großem Eifer, daß er sich zur Aufmunterung der Arbeiter unweit der Laufgräben eine hölzerne Hütte einrichten ließ. Die verhängnißvolle Nacht des 11. December*) brach an. Sie war so finster, daß der Commandant der Citadelle das vor derselben liegende Terrain durch Leuchtkugeln erhellen ließ. Die dänische Besatzung feuerte sowohl aus Geschütz wie aus Kleingewehr. Der König begab sich in Person zu den Arbeitern, welche eben mit der Einrichtung einer neuen Linie beschäftigt waren. Er stieg auf einen Schanzkorb auf das Banket zur Brustwehr hinauf. Sein Haupt und der obere Theil seines Körpers waren den feindlichen Projectilen preisgegeben. Hinter Karl befand sich der Oberst Megret, der ihn vergebens bat, seine Person nicht so augenscheinlich bloszustellen. In der Nähe waren ferner noch die General-Adjutanten Graf Rosen und de Sicre, wie einige andere Officiere, welche in der Tranchée auf dem Bankette saßen, auf welchem ihr König stand.

Wie lang derselbe im Gespräche mit seiner Umgebung in der früher erwähnten Stellung blieb, ist ungewiß. Megret, endlich wohl müde geworden, setzte sich schließlich ebenfalls zu den übrigen Officieren. Plötzlich, es mochte um die zehnte Stunde sein, sank Karl zusammen und berührte im Todeskampfe die Schulter des ihm zunächst befindlichen Obersten. Die Erzählung, daß der König den Degen fast bis zur Hälfte gezogen und das Gefäß mit der linken Hand noch festgehalten, ist ganz und gar unbegründet. Der Tod erfolgte augenblicklich. Die Bestürzung war im ersten Momente eine so große, daß es Keinem einfiel, eine genaue Untersuchung über den Wund-

*) Entspricht dem 30. November alten Styls.

canal des Schusses oder über die Stellung des Königs im entscheidenden Augenblicke anzustellen. Es ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß der Verdacht, es könne ein Meuchelmord stattgefunden haben, damals Niemanden in den Sinn kam, sondern erst einen späteren Ursprung hatte. Megret, de la Motrage, der stete Begleiter und Verehrer Karl XII., Karlberg, ebenfalls ein Augenzeuge, geben Alle an, daß der Schuß von der linken Seite her den Kopf des Königs getroffen habe. Es müßte dies also auf ein linkes Auflegen Karl's und Wendung seines Körpers nach rechts deuten. Diese Anschauung erfuhr nun durch die am 31. August 1859 an den irdischen Ueberresten vorgenommene Untersuchung ihre Bestätigung.

Auf Befehl des damals regierenden Königs Karl XV. versammelten sich am genannten Tage im Karolinischen Grabchor der Ritterholm-Kirche zur Gewinnung näherer Aufklärung der Todesart Karl XII. der Professer der Anatomie und Physiologie Retzius, der Professor der Chirurgie am karolinisch-medicinisch-chirurgischen Institute, Santesson, und der erste Leibarzt des Königs Dr. Lundberg. Es wohnten dieser interessanten Untersuchung Se. Majestät nebst dem Kronprinzen und mehrere hohe Persönlichkeiten bei. Sowohl über die äußere als innere Besichtigung des Kopfes ward ein ausführliches Protokoll aufgenommen, dessen Schluß wir hier wörtlich widergeben.

1. Die Verletzung ist augenblicklich tödtlich gewesen und durch eine Schußwaffe verursacht worden.

2. Der Schuß ist auf der linken Seite beim äußeren Rande des knöchernen Randes der Augenhöhle eingedrungen, von dort in einer beinahe horizontalen Richtung durch die vordere Hälfte der Hirnschale hindurchgegangen bis auf deren Boden schräg nach hinten in die Gegend von dem rechten Ohr und dort herausgegangeu. Sollte eine Abweichung des

Schußcanals von der Horizontallinie möglicher Weise stattgefunden haben, so scheint diese, nach den Verletzungen in den Schädelknochen zu urtheilen, in einer Senkung nach dem Ausgangspunkte hin bestanden zu haben, und würde mithin andeuten, daß der Schuß von einem Punkte abgefeuert worden, welcher höher gelegen war, als der Platz, wo der König sich in dem Augenblicke befand, wo er von demselben getroffen wurde.

3. Was die Gestalt und Beschaffenheit des tödtlichen Projectiles angeht, so kann darüber mit Bestimmtheit Nichts gesagt werden. Als das Wahrscheinlichste erscheint es jedoch, daß es eine Musketen- oder Kartätschenkugel gewesen sei, möglicher, obgleich minder wahrscheinlicher Weise kann es (nach der Gestalt des Loches in den Bedeckungen der rechten Seite zu schließen) ein Stück Blei oder ein Bombensplitter gewesen sein. In den letzten beiden Fällen hat jedoch der verwundende Körper wenigstens eine ebenso große Ausdehnung gehabt, als der Durchschnitt einer der oben erwähnten Kugeln.

4. Ist das Wurfgeschoß eine Kugel oder ein Stück Blei gewesen, so muß der Schuß aus einer so großen Entfernung abgefeuert worden sein, daß er, als er den König traf, schon etwas matt, mithin seine ursprüngliche Schnelligkeit etwas verringert gewesen ist, wiewohl die Gewalt noch immer groß genug war, das Geschoß quer durch den Kopf hindurch zu treiben.

5. Der Vermuthung, daß zwei Kugeln aufeinander gefolgt seien und die Verletzung verursacht haben, fehlt es an jeder Stütze.

6. Kein Theil des Geschosses wurde bei der von uns angestellten Besichtigung innerhalb der Hirnschale rückständig gefunden.

7. Die Angaben in dem Besichtigungs-Instrument vom 12. Juli 1746 sowohl in Betreff der Dimensionen der Ver-

letzungen im Schädelknochen als in Betreff der Richtung des Schusses sind zum Theil unvollständig, was augenscheinlich darauf beruht, daß die Untersuchung bewerkstelligt wurde, ohne daß im vorweg die Hautbedeckung geöffnet wäre, wie solches jetzt geschehen und wodurch allein es möglich geworden ist, die Verletzung in ihrer ganzen Ausdehnung zu übersehen und über die Beschaffenheit derselben ein Urtheil zu gewinnen.

A. Retzius. Karl Santesson. Vincenz Lundberg."

In der Frage nach der Todesart Karl XII. mußte selbstverständlich die Größe und Beschaffenheit der Wunde besondere Betonung finden. Beides führte zu dem Schlusse, daß sie von keiner Kanonenkugel, sondern von einem Handgewehre herrühren müsse. Die Dimensionen der Oeffnung aber stimmen auch nicht mit einer Pistolenkugel, welche die Hand eines Verräthers abgefeuert haben soll, überein. Die Dänen führten eine damals in Skandinavien gebräuchliche Auerhahnbüchse als Mitteldinq zwischen Geschütz und gewöhnlichem Gewehr. Nun schossen sie an jenem Abend aus dem bedeckten Wege sowohl mit diesen Büchsen als mit ihren gewöhnlichen Musketen, und die Projectile der Ersteren entsprechen einer Wunde, wie sie Karl empfing.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß der plötzliche und gewaltsame Tod außerordentlicher Menschen durch fabelhafte Erzählungen entstellt wird, welche, einmal der Nachwelt im vergrößerten Maßstabe überliefert, sich später schwer auf ihre erste Quelle zurückführen lassen. Also ging es auch mit dem Ende Karl's. Der Volksmund bezeichnete mehrere Personen sowohl als die Anstifter, wie als die unmittelbaren Thäter des Königsmordes. Dagegen erwähnen, weder gleichzeitige öffentliche noch vertrauliche Briefe, noch die Gesandtschaftsberichte der Engländer und Franzosen, ja nicht einmal die anecdotenreichen Memoiren etwas von einem an Karl XII. begangenen Meuchelmord. Auf dem Reichstage zu Regensburg

habe ihn einmal auf den Knien beschworen zu sagen, wer der Mann mit der Maske sei, Chamillard aber habe ihm geantwortet, daß er einen eigenen Eid geleistet, der ihm verbiete, dieses Staatsgeheimniß zu verrathen.

Es würde hier zu weit führen, die Literatur des Streites über den Mann mit der eisernen Maske in allen Einzelheiten zu verfolgen, wobei am thätigsten Beaumelle und der Pater Griffel waren, welcher durch neun Jahre das Amt eines Beichtvaters in der Bastille versah. Er gab zum erstenmale das geschriebene Tagebuch des kg. Lieutenants der Bastille Dujuncas heraus, worin es in Bezug auf den Tod unseres geheimnißvollen Mannes hieß: „Der unbekannte Gefangene, der stets eine schwarzsammtene Maske trug, starb heute gegen 10 Uhr Abends, nachdem er sich gestern nach der Messe etwas unwohl gefühlt, ohne eine Krankheit gehabt zu haben. Er wurde Dienstag den 20. November um 4 Uhr Abends auf dem Kirchhofe St. Paul beerdigt. Sein Begräbniß kostete 40 Livres." Dasselbe bestätigt auch die Todtenliste, in welcher die Maske Marchialy genannt, und sein Alter auf 45 Jahre angegeben wird.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts hat man nicht weniger als acht Personen für den unter der Maske verborgenen Staatsgefangenen gehalten.

Wie schon Anfangs erwähnt soll es:

1. Ein legitimer oder natürlicher Zwillingsbruder Ludwig XIV. gewesen sein, als dessen Vater bald Ludwig selbst, bald der Herzog von Buckingham, Richelieu, und der Graf von Ranzau genannt werden, die sich der Gunst Annas von Oesterreich erfreut haben sollen.*)

---

*) St. Michel (1790) bringt das Schicksal des Unglücklichen in eine geheime Vermälung Annas mit Mazarin. Beuché erklärt in seinem: „Essay sur l'histoire de la Provence" 1875, die ganze Geschichte der Maske als eine Erfindung des Volkes.

2. Der Graf von Vermandois; dieser starb aber schon 1683 und konnte daher mit dem Manne der Maske nicht identisch sein, der 1691 schon zwanzig Jahre lang gefangen saß.

3. Der Herzog von Beaufort; Graf St. Aulaire hat jedoch in seiner Geschichte der Fronde dieses auf das Bestimmteste widerlegt, auch starb Beaufort vor dem Feinde, bei einem Angriffe der Türken auf Candia am 26. Juni 1669.

4. Heinrich Cromwell, der zweite Sohn des großen Lord-Protectors und

5. der Herzog von Monmouth, König Karl II. natürlicher Sohn. Die Widersinnigkeit dieser beiden Angaben bedarf gar keiner Widerlegung.

6. Arwediks, ein armenischer Patriarch.

7. Ercole Matioli, Minister des Herzogs von Mantua, endlich:

8. Fouquet, Oberintentant der Finanzen unter Ludwig XIV.

Mit vielem Aufwand von Gelehrsamkeit hat Letzteres namentlich der Verfasser des Werkes: „l'homme au masque de fer“ (Jacob) 1836 (deutsch zu Quedlinburg 1838), nachzuweisen gesucht, ohne jedoch den unumstößlichen Beweis für seine Ansicht erbringen zu können.

Eine neue Epoche für die Geschichte der eisernen Maske begann, als die Bastille am 14. Juli 1789 zerstört ward, man hoffte Aufschlüsse zu finden aber gerade das Blatt vom Jahre 1691, welches über die Ankunft des Gefangenen Auskunft gegeben hätte, war ausgerissen und durch ein frisches ersetzt, alle anderen Untersuchungen blieben ebenfalls ohne Erfolg.

Obwohl Jacob's Aufklärungen von der eisernen Maske eines weit jüngeren Datums sind, als jene Senac de Meilhan's, der in seinen 1795 zu Hamburg erschienenen: „Oeuvres

philos. et liter." über dieselbe schrieb, so stimmte man doch diesen am meisten zu und hielt wie er den oben genannten Matioli für den Mann mit der Maske. Bald darauf (1800) gab Roux-Fazillac die „Recherche hist. et crit. sur l'homme au masque de fer" aus dem Archive der auswärtigen Angelegenheiten heraus, um 1825 Delort, die „Hist. de l'homme au masque de fer, accompagnée des pièces authentiques et de facsimilés", welche Autoren Meilhan's Ansicht theilten und sie durch neue Beweise zu kräftigen versuchten.

Matioli hat nämlich 1678 Ludwig XIV. versprochen die Festung Casale zu verrathen und dafür vom Könige Kostbarkeiten und eine bedeutende Summe Geldes erhalten, dann aber das Geheimniß an Oesterreich, Spanien und Savoyen verrathen. Ludwig XIV. habe Matioli deshalb auf französisches Gebiet gelockt und am 2. Mai 1695 in die mehr erwähnte Art Gefangenschaft bringen lassen.

Alle diese bisherigen Angaben sind jedoch durch die Ergebnisse der jüngsten Forschungen Th. Jung's über den Haufen geworfen worden. Nach diesen ist es feststehende Thatsache, daß der Mann mit der eisernen Maske der lothringische Ritter von Harmoises war, welcher an der Spitze einer Verschwörung stand, die sich in den spanischen Niederlanden gegen das Leben Ludwig XIV. gebildet hat. Harmoises wurde auf der Reise nach Paris in Péronne, am 29. März 1673 verhaftet und in den Staatsgefängnissen zu Pignerole, St. Marguerite, Exiles, endlich in der Bastille, u. zw. darum im Geheimniß gefangen gehalten, weil er vornehme Personen, wie den Grafen von Beauvais, den Prinzen von Conde u. A. zu Mitwissern seines Planes gehabt.

„La vérité sur le Masque de fer". Paris 1873.
(Ersch. und Gruber Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. 32. Band.)

16.

Das Ende Karl XII.

(1718.)

„Am 31. August des Jahres 1859 stand König Karl, umgeben von einigen ausgezeichneten Männern der Wissenschaft des Landes, im karolinischen Grabchor in der Ritterholm-Kirche neben dem offenen Sarkophage seines berühmten Namensvetters. Eine gewissenhafte Untersuchung bekräftigte bei dieser Gelegenheit, wie grundlos alle Verdächtigungen gewesen sind, daß unser Held durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen sei. Danken wir Gott für die Gewißheit, daß sein thatenreiches Leben ein besseres, seiner würdigeres Ende genommen hat. Schwedens Söhne brauchen nicht mehr mit Scham ihre Augen unter der Bürde des düsteren Gerüchtes niederzuschlagen, das von einem Verrathe flüsterte, schwärzer als die schicksalsschwere Novembernacht, welche heute vor einem und einem halben Jahrhundert sich über die skandinavische Halbinsel herabsenkte."

Also lautete ein Absatz in den Schlußworten eines Vortrages über König Karl, gehalten von dem damaligen Kronprinzen, jetzigem Könige Oskar von Schweden und Norwegen, in der Militärgesellschaft zu Stockholm, gelegentlich der Enthüllungsfeierlichkeit des Standbildes Karl XII. am 30. November 1868.

Das Interesse für ein so wechselvolles, merkwürdiges Leben, wie das des mehrerwähnten Königs, war seit jeher fast allgemein ein sehr reges. Namentlich die Katastrophe, mit welcher jenes abschloß, hat aus begreiflichen Gründen die erhöhte Aufmerksamkeit der Nachwelt auf sich gezogen. Bekanntlich lauten die Angaben zweifach. Nach der einen Version fiel Karl durch die Hand eines Meuchelmörders, nach der

anderen getroffen von einer Kugel aus der Feste Friedrichshall. 1718 stand Karl XII. vor dieser. Die Stadt war bald in seine Gewalt gerathen, dagegen hielt sich die Citadelle, und ihre Belagerung betrieb nun der kriegerische König mit so großem Eifer, daß er sich zur Aufmunterung der Arbeiter unweit der Laufgräben eine hölzerne Hütte einrichten ließ. Die verhängnißvolle Nacht des 11. December*) brach an. Sie war so finster, daß der Commandant der Citadelle das vor derselben liegende Terrain durch Leuchtkugeln erhellen ließ. Die dänische Besatzung feuerte sowohl aus Geschütz wie aus Kleingewehr. Der König begab sich in Person zu den Arbeitern, welche eben mit der Einrichtung einer neuen Linie beschäftigt waren. Er stieg auf einen Schanzkorb auf das Banket zur Brustwehr hinauf. Sein Haupt und der obere Theil seines Körpers waren den feindlichen Projectilen preisgegeben. Hinter Karl befand sich der Oberst Megret, der ihn vergebens bat, seine Person nicht so augenscheinlich bloszustellen. In der Nähe waren ferner noch die General-Adjutanten Graf Rosen und de Sicre, wie einige andere Officiere, welche in der Tranchée auf dem Bankette saßen, auf welchem ihr König stand.

Wie lang derselbe im Gespräche mit seiner Umgebung in der früher erwähnten Stellung blieb, ist ungewiß. Megret, endlich wohl müde geworden, setzte sich schließlich ebenfalls zu den übrigen Officieren. Plötzlich, es mochte um die zehnte Stunde sein, sank Karl zusammen und berührte im Todeskampfe die Schulter des ihm zunächst befindlichen Obersten. Die Erzählung, daß der König den Degen fast bis zur Hälfte gezogen und das Gefäß mit der linken Hand noch festgehalten, ist ganz und gar unbegründet. Der Tod erfolgte augenblicklich. Die Bestürzung war im ersten Momente eine so große, daß es Keinem einfiel, eine genaue Untersuchung über den Wund-

---

*) Entspricht dem 30. November alten Styls.

canal des Schusses oder über die Stellung des Königs im entscheidenden Augenblicke anzustellen. Es ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß der Verdacht, es könne ein Meuchelmord stattgefunden haben, damals Niemanden in den Sinn kam, sondern erst einen späteren Ursprung hatte. Megret, de la Motrage, der stete Begleiter und Verehrer Karl XII., Karlberg, ebenfalls ein Augenzeuge, geben Alle an, daß der Schuß von der linken Seite her den Kopf des Königs getroffen habe. Es müßte dies also auf ein linkes Auflegen Karl's und Wendung seines Körpers nach rechts deuten. Diese Anschauung erfuhr nun durch die am 31. August 1859 an den irdischen Ueberresten vorgenommene Untersuchung ihre Bestätigung.

Auf Befehl des damals regierenden Königs Karl XV. versammelten sich am genannten Tage im Karolinischen Grabchor der Ritterholm-Kirche zur Gewinnung näherer Aufklärung der Todesart Karl XII. der Professer der Anatomie und Physiologie Retzius, der Professor der Chirurgie am karolinisch-medicinisch-chirurgischen Institute, Santesson, und der erste Leibarzt des Königs Dr. Lundberg. Es wohnten dieser interessanten Untersuchung Se. Majestät nebst dem Kronprinzen und mehrere hohe Persönlichkeiten bei. Sowohl über die äußere als innere Besichtigung des Kopfes ward ein ausführliches Protokoll aufgenommen, dessen Schluß wir hier wörtlich widergeben.

1. Die Verletzung ist augenblicklich tödtlich gewesen und durch eine Schußwaffe verursacht worden.

2. Der Schuß ist auf der linken Seite beim äußeren Rande des knöchernen Randes der Augenhöhle eingedrungen, von dort in einer beinahe horizontalen Richtung durch die vordere Hälfte der Hirnschale hindurchgegangen bis auf deren Boden schräg nach hinten in die Gegend von dem rechten Ohr und dort herausgegangeu. Sollte eine Abweichung des

Schußcanals von der Horizontallinie möglicher Weise stattgefunden haben, so scheint diese, nach den Verletzungen in den Schädelknochen zu urtheilen, in einer Senkung nach dem Ausgangspunkte hin bestanden zu haben, und würde mithin andeuten, daß der Schuß von einem Punkte abgefeuert worden, welcher höher gelegen war, als der Platz, wo der König sich in dem Augenblicke befand, wo er von demselben getroffen wurde.

3. Was die Gestalt und Beschaffenheit des tödtlichen Projectiles angeht, so kann darüber mit Bestimmtheit Nichts gesagt werden. Als das Wahrscheinlichste erscheint es jedoch, daß es eine Musketen- oder Kartätschenkugel gewesen sei, möglicher, obgleich minder wahrscheinlicher Weise kann es (nach der Gestalt des Loches in den Bedeckungen der rechten Seite zu schließen) ein Stück Blei oder ein Bombensplitter gewesen sein. In den letzten beiden Fällen hat jedoch der verwundende Körper wenigstens eine ebenso große Ausdehnung gehabt, als der Durchschnitt einer der oben erwähnten Kugeln.

4. Ist das Wurfgeschoß eine Kugel oder ein Stück Blei gewesen, so muß der Schuß aus einer so großen Entfernung abgefeuert worden sein, daß er, als er den König traf, schon etwas matt, mithin seine ursprüngliche Schnelligkeit etwas verringert gewesen ist, wiewohl die Gewalt noch immer groß genug war, das Geschoß quer durch den Kopf hindurch zu treiben.

5. Der Vermuthung, daß zwei Kugeln aufeinander gefolgt seien und die Verletzung verursacht haben, fehlt es an jeder Stütze.

6. Kein Theil des Geschosses wurde bei der von uns angestellten Besichtigung innerhalb der Hirnschale rückständig gefunden.

7. Die Angaben in dem Besichtigungs-Instrument vom 12. Juli 1746 sowohl in Betreff der Dimensionen der Ver-

letzungen im Schädelknochen als in Betreff der Richtung des Schusses sind zum Theil unvollständig, was augenscheinlich darauf beruht, daß die Untersuchung bewerkstelligt wurde, ohne daß im vorweg die Hautbedeckung geöffnet wäre, wie solches jetzt geschehen und wodurch allein es möglich geworden ist, die Verletzung in ihrer ganzen Ausdehnung zu übersehen und über die Beschaffenheit derselben ein Urtheil zu gewinnen.

A. Retzius. Karl Santesson. Vincenz Lundberg."

In der Frage nach der Todesart Karl XII. mußte selbstverständlich die Größe und Beschaffenheit der Wunde besondere Betonung finden. Beides führte zu dem Schlusse, daß sie von keiner Kanonenkugel, sondern von einem Handgewehre herrühren müsse. Die Dimensionen der Oeffnung aber stimmen auch nicht mit einer Pistolenkugel, welche die Hand eines Verräthers abgefeuert haben soll, überein. Die Dänen führten eine damals in Skandinavien gebräuchliche Auerhahnbüchse als Mittelding zwischen Geschütz und gewöhnlichem Gewehr. Nun schossen sie an jenem Abend aus dem bedeckten Wege sowohl mit diesen Büchsen als mit ihren gewöhnlichen Musketen, und die Projectile der Ersteren entsprechen einer Wunde, wie sie Karl empfing.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß der plötzliche und gewaltsame Tod außerordentlicher Menschen durch fabelhafte Erzählungen entstellt wird, welche, einmal der Nachwelt im vergrößerten Maßstabe überliefert, sich später schwer auf ihre erste Quelle zurückführen lassen. Also ging es auch mit dem Ende Karl's. Der Volksmund bezeichnete mehrere Personen sowohl als die Anstifter, wie als die unmittelbaren Thäter des Königsmordes. Dagegen erwähnen, weder gleichzeitige öffentliche noch vertrauliche Briefe, noch die Gesandtschaftsberichte der Engländer und Franzosen, ja nicht einmal die anecdotenreichen Memoiren etwas von einem an Karl XII. begangenen Meuchelmord. Auf dem Reichstage zu Regensburg

war sogar die Meinung verbreitet, der König habe selbst den Tod gesucht. Niemanden fiel es ein, nach dem Schatten eines hinter der Brustwehr, zwischen dem König, den Schanzarbeitern und den dänischen Kugeln postirten Mörders zu greifen.

Der Verdacht ein solcher zu sein, fiel später aber nicht blos auf Eine, sondern auf mehrere Personen. Zu diesen gehörte vornämlich der früher erwähnte Sicre, ein geborener Franzose, den der mit der Prinzessin Ulrike Eleonora, einer Schwester Karl's, vermählte Erbprinz von Hessen dazu angestiftet haben sollte. Ferner sollten es der General Cronstedt, Chef der Artillerie, und auch der Corporal des königlichen Trabantencorps, Oberst Magnus Stjernros, gewesen sein, die den Schuß gethan. Was nun den Ersteren betrifft, so hat man ihn als den Meistgravirten bezeichnet und ist sein Name in dieser Richtung fast in allen Geschichtswerken angeführt. General Fersen, einer der einflußreichsten Staatsmänner*) seiner Zeit, dessen nachgelassene Schriften erst vor zwölf Jahren durch den Obersten Klinkowström herausgegeben wurden, erklärt, daß er während seines Aufenthaltes in Frankreich die genaue Bekanntschaft des General Robert und des Obersten St. Ceny gemacht habe. Beide wohnten der Belagerung von Friedrichshall bei und hielten Sicre, den sie als einen Ehrenmann kennen gelernt und als solchen schilderten, jeder niedrigen Handlung unfähig. Sie meinten, daß es in jener finstern Nacht gar nicht möglich gewesen sei, nach dem Kopfe des Königs zu zielen, „da weder der Lauf des Gewehres noch das Ziel zu erkennen war.“ Würde aber ein Pistol hiezu gebraucht worden sein, so mußte der Mörder seinem Opfer so nahe stehen, daß nothwendigerweise diesem auch das Gesicht durch das Pulver verbrannt worden wäre. Weder Fersen's Vater, der

*) Vater des in der Fluchtversuchsgeschichte Ludwig XVI. bekannten Axel Graf Fersen.

sich ebenfalls beim Heere Karl's vor Friedrichshall befand, noch andere Generale, welche die Wunde des Königs sahen, bemerkten eine Spur von einer solchen Verbrennung. Der Umstand, daß Sicre in der unmittelbaren Nähe Karls sich befand, als er getödtet wurde, und jener, daß er mit der Nachricht von diesem Unglücke an die Prinzessin Ulrike gesendet wurde und diese ihn ansehnlich beschenkte, trugen viel dazu bei, Sicre als das ausübende Werkzeug des Erbprinzen darzustellen. Bekannt ist es, daß Sicre hierüber den Verstand verlor und in der Geistesabwesenheit sich selbst des Mordes anklagte. Als er nach Verlauf einiger Zeit seiner Sinne wieder mächtig geworden, widerrief er seine Aussagen und kehrte in seine Heimath zurück.

Dieselbe grundlose Verdächtigung traf den General Cronstadt. Von ihm erzählt man, daß er den Trabanten-Corporal, Oberst Stjernros zur That geworben hätte. Auch Cronstadt läßt man schließlich wahnsinnig werden, was aber ganz unrichtig ist. Fersen hat nämlich den Beichtvater des genannten Generals, Tolstatius, persönlich gekannt, und derselbe hatte ihm feierlichst versichert, daß Cronstadt bei vollkommenem Bewußtsein starb und bis zum letzten Athemzuge nichts gesagt und bekannt, was auf Theilnahme an einem derartigen Verbrechen schließen lasse. Weder Cronstadt noch Stjernros hatten das geringste Interesse an dem Tode ihres Königs. Sie erhielten dafür weder eine Belohnung noch eine Beförderung und starben Beide ohne Vermögen (wie Sicre in Frankreich).

Nach dem Tode Karl's brach, wie bekannt, in Schweden eine längst vorbereitete Adelsrevolution aus; der Senat bemächtigte sich der Regierung und ernannte die früher erwähnte jüngere Schwester des Königs, Ulrike, zur Regentin. Hierdurch erhielt die Meinung, daß diese Prinzessin und ihr Gemal mit dem Plane der Verschworenen, Karl zu beseitigen

anderen getroffen von einer Kugel aus der Feste Friedrichshall. 1718 stand Karl XII. vor dieser. Die Stadt war bald in seine Gewalt gerathen, dagegen hielt sich die Citadelle, und ihre Belagerung betrieb nun der kriegerische König mit so großem Eifer, daß er sich zur Aufmunterung der Arbeiter unweit der Laufgräben eine hölzerne Hütte einrichten ließ. Die verhängnißvolle Nacht des 11. December*) brach an. Sie war so finster, daß der Commandant der Citadelle das vor derselben liegende Terrain durch Leuchtkugeln erhellen ließ. Die dänische Besatzung feuerte sowohl aus Geschütz wie aus Kleingewehr. Der König begab sich in Person zu den Arbeitern, welche eben mit der Einrichtung einer neuen Linie beschäftigt waren. Er stieg auf einen Schanzkorb auf das Banket zur Brustwehr hinauf. Sein Haupt und der obere Theil seines Körpers waren den feindlichen Projectilen preisgegeben. Hinter Karl befand sich der Oberst Megret, der ihn vergebens bat, seine Person nicht so augenscheinlich bloszustellen. In der Nähe waren ferner noch die General-Adjutanten Graf Rosen und de Sicre, wie einige andere Officiere, welche in der Tranchée auf dem Bankette saßen, auf welchem ihr König stand.

Wie lang derselbe im Gespräche mit seiner Umgebung in der früher erwähnten Stellung blieb, ist ungewiß. Megret, endlich wohl müde geworden, setzte sich schließlich ebenfalls zu den übrigen Officieren. Plötzlich, es mochte um die zehnte Stunde sein, sank Karl zusammen und berührte im Todeskampfe die Schulter des ihm zunächst befindlichen Obersten. Die Erzählung, daß der König den Degen fast bis zur Hälfte gezogen und das Gefäß mit der linken Hand noch festgehalten, ist ganz und gar unbegründet. Der Tod erfolgte augenblicklich. Die Bestürzung war im ersten Momente eine so große, daß es Keinem einfiel, eine genaue Untersuchung über den Wund-

*) Entspricht dem 30. November alten Styls.

canal des Schusses oder über die Stellung des Königs im entscheidenden Augenblicke anzustellen. Es ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß der Verdacht, es könne ein Meuchelmord stattgefunden haben, damals Niemanden in den Sinn kam, sondern erst einen späteren Ursprung hatte. Megret, de la Motrage, der stete Begleiter und Verehrer Karl XII., Karlberg, ebenfalls ein Augenzeuge, geben Alle an, daß der Schuß von der linken Seite her den Kopf des Königs getroffen habe. Es müßte dies also auf ein linkes Auflegen Karl's und Wendung seines Körpers nach rechts deuten. Diese Anschauung erfuhr nun durch die am 31. August 1859 an den irdischen Ueberresten vorgenommene Untersuchung ihre Bestätigung.

Auf Befehl des damals regierenden Königs Karl XV. versammelten sich am genannten Tage im Karolinischen Grabchor der Ritterholm-Kirche zur Gewinnung näherer Aufklärung der Todesart Karl XII. der Professer der Anatomie und Physiologie Retzius, der Professor der Chirurgie am karolinisch-medicinisch-chirurgischen Institute, Santesson, und der erste Leibarzt des Königs Dr. Lundberg. Es wohnten dieser interessanten Untersuchung Se. Majestät nebst dem Kronprinzen und mehrere hohe Persönlichkeiten bei. Sowohl über die äußere als innere Besichtigung des Kopfes ward ein ausführliches Protokoll aufgenommen, dessen Schluß wir hier wörtlich widergeben.

1. Die Verletzung ist augenblicklich tödtlich gewesen und durch eine Schußwaffe verursacht worden.

2. Der Schuß ist auf der linken Seite beim äußeren Rande des knöchernen Randes der Augenhöhle eingedrungen, von dort in einer beinahe horizontalen Richtung durch die vordere Hälfte der Hirnschale hindurchgegangen bis auf deren Boden schräg nach hinten in die Gegend von dem rechten Ohr und dort herausgegangeu. Sollte eine Abweichung des

Schußcanals von der Horizontallinie möglicher Weise stattgefunden haben, so scheint diese, nach den Verletzungen in den Schädelknochen zu urtheilen, in einer Senkung nach dem Ausgangspunkte hin bestanden zu haben, und würde mithin andeuten, daß der Schuß von einem Punkte abgefeuert worden, welcher höher gelegen war, als der Platz, wo der König sich in dem Augenblicke befand, wo er von demselben getroffen wurde.

3. Was die Gestalt und Beschaffenheit des tödtlichen Projectiles angeht, so kann darüber mit Bestimmtheit Nichts gesagt werden. Als das Wahrscheinlichste erscheint es jedoch, daß es eine Musketen- oder Kartätschenkugel gewesen sei, möglicher, obgleich minder wahrscheinlicher Weise kann es (nach der Gestalt des Loches in den Bedeckungen der rechten Seite zu schließen) ein Stück Blei oder ein Bombensplitter gewesen sein. In den letzten beiden Fällen hat jedoch der verwundende Körper wenigstens eine ebenso große Ausdehnung gehabt, als der Durchschnitt einer der oben erwähnten Kugeln.

4. Ist das Wurfgeschoß eine Kugel oder ein Stück Blei gewesen, so muß der Schuß aus einer so großen Entfernung abgefeuert worden sein, daß er, als er den König traf, schon etwas matt, mithin seine ursprüngliche Schnelligkeit etwas verringert gewesen ist, wiewohl die Gewalt noch immer groß genug war, das Geschoß quer durch den Kopf hindurch zu treiben.

5. Der Vermuthung, daß zwei Kugeln aufeinander gefolgt seien und die Verletzung verursacht haben, fehlt es an jeder Stütze.

6. Kein Theil des Geschosses wurde bei der von uns angestellten Besichtigung innerhalb der Hirnschale rückständig gefunden.

7. Die Angaben in dem Besichtigungs-Instrument vom 12. Juli 1746 sowohl in Betreff der Dimensionen der Ver-

letzungen im Schädelknochen als in Betreff der Richtung des Schusses sind zum Theil unvollständig, was augenscheinlich darauf beruht, daß die Untersuchung bewerkstelligt wurde, ohne daß im vorweg die Hautbedeckung geöffnet wäre, wie solches jetzt geschehen und wodurch allein es möglich geworden ist, die Verletzung in ihrer ganzen Ausdehnung zu übersehen und über die Beschaffenheit derselben ein Urtheil zu gewinnen.

A. Retzius. Karl Santesson. Vincenz Lundberg."

In der Frage nach der Todesart Karl XII. mußte selbstverständlich die Größe und Beschaffenheit der Wunde besondere Betonung finden. Beides führte zu dem Schlusse, daß sie von keiner Kanonenkugel, sondern von einem Handgewehre herrühren müsse. Die Dimensionen der Oeffnung aber stimmen auch nicht mit einer Pistolenkugel, welche die Hand eines Verräthers abgefeuert haben soll, überein. Die Dänen führten eine damals in Skandinavien gebräuchliche Auerhahnbüchse als Mittelding zwischen Geschütz und gewöhnlichem Gewehr. Nun schossen sie an jenem Abend aus dem bedeckten Wege sowohl mit diesen Büchsen als mit ihren gewöhnlichen Musketen, und die Projectile der Ersteren entsprechen einer Wunde, wie sie Karl empfing.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß der plötzliche und gewaltsame Tod außerordentlicher Menschen durch fabelhafte Erzählungen entstellt wird, welche, einmal der Nachwelt im vergrößerten Maßstabe überliefert, sich später schwer auf ihre erste Quelle zurückführen lassen. Also ging es auch mit dem Ende Karl's. Der Volksmund bezeichnete mehrere Personen sowohl als die Anstifter, wie als die unmittelbaren Thäter des Königsmordes. Dagegen erwähnen, weder gleichzeitige öffentliche noch vertrauliche Briefe, noch die Gesandtschaftsberichte der Engländer und Franzosen, ja nicht einmal die anecdotenreichen Memoiren etwas von einem an Karl XII. begangenen Meuchelmord. Auf dem Reichstage zu Regensburg

war sogar die Meinung verbreitet, der König habe selbst den Tod gesucht. Niemanden fiel es ein, nach dem Schatten eines hinter der Brustwehr, zwischen dem König, den Schanzarbeitern und den dänischen Kugeln postirten Mörders zu greifen.

Der Verdacht ein solcher zu sein, fiel später aber nicht blos auf Eine, sondern auf mehrere Personen. Zu diesen gehörte vornämlich der früher erwähnte Sicre, ein geborener Franzose, den der mit der Prinzessin Ulrike Eleonora, einer Schwester Karl's, vermählte Erbprinz von Hessen dazu angestiftet haben sollte. Ferner sollten es der General Cronstedt, Chef der Artillerie, und auch der Corporal des königlichen Trabantencorps, Oberst Magnus Stjernros, gewesen sein, die den Schuß gethan. Was nun den Ersteren betrifft, so hat man ihn als den Meistgravirten bezeichnet und ist sein Name in dieser Richtung fast in allen Geschichtswerken angeführt. General Fersen, einer der einflußreichsten Staatsmänner *) seiner Zeit, dessen nachgelassene Schriften erst vor zwölf Jahren durch den Obersten Klinkowström herausgegeben wurden, erklärt, daß er während seines Aufenthaltes in Frankreich die genaue Bekanntschaft des General Robert und des Obersten St. Ceny gemacht habe. Beide wohnten der Belagerung von Friedrichshall bei und hielten Sicre, den sie als einen Ehrenmann kennen gelernt und als solchen schilderten, jeder niedrigen Handlung unfähig. Sie meinten, daß es in jener finstern Nacht gar nicht möglich gewesen sei, nach dem Kopfe des Königs zu zielen, „da weder der Lauf des Gewehres noch das Ziel zu erkennen war.“ Würde aber ein Pistol hiezu gebraucht worden sein, so mußte der Mörder seinem Opfer so nahe stehen, daß nothwendigerweise diesem auch das Gesicht durch das Pulver verbrannt worden wäre. Weder Fersen's Vater, der

*) Vater des in der Fluchtversuchsgeschichte Ludwig XVI. bekannten Axel Graf Fersen.

sich ebenfalls beim Heere Karl's vor Friedrichshall befand, noch andere Generale, welche die Wunde des Königs sahen, bemerkten eine Spur von einer solchen Verbrennung. Der Umstand, daß Sicre in der unmittelbaren Nähe Karls sich befand, als er getödtet wurde, und jener, daß er mit der Nachricht von diesem Unglücke an die Prinzessin Ulrike gesendet wurde und diese ihn ansehnlich beschenkte, trugen viel dazu bei, Sicre als das ausübende Werkzeug des Erbprinzen darzustellen. Bekannt ist es, daß Sicre hierüber den Verstand verlor und in der Geistesabwesenheit sich selbst des Mordes anklagte. Als er nach Verlauf einiger Zeit seiner Sinne wieder mächtig geworden, widerrief er seine Aussagen und kehrte in seine Heimath zurück.

Dieselbe grundlose Verdächtigung traf den General Cronstadt. Von ihm erzählt man, daß er den Trabanten-Corporal, Oberst Stjernros zur That geworben hätte. Auch Cronstadt läßt man schließlich wahnsinnig werden, was aber ganz unrichtig ist. Fersen hat nämlich den Beichtvater des genannten Generals, Tolstatius, persönlich gekannt, und derselbe hatte ihm feierlichst versichert, daß Cronstadt bei vollkommenem Bewußtsein starb und bis zum letzten Athemzuge nichts gesagt und bekannt, was auf Theilnahme an einem derartigen Verbrechen schließen lasse. Weder Cronstadt noch Stjernros hatten das geringste Interesse an dem Tode ihres Königs. Sie erhielten dafür weder eine Belohnung noch eine Beförderung und starben Beide ohne Vermögen (wie Sicre in Frankreich).

Nach dem Tode Karl's brach, wie bekannt, in Schweden eine längst vorbereitete Adelsrevolution aus; der Senat bemächtigte sich der Regierung und ernannte die früher erwähnte jüngere Schwester des Königs, Ulrike, zur Regentin. Hierdurch erhielt die Meinung, daß diese Prinzessin und ihr Gemal mit dem Plane der Verschworenen, Karl zu beseitigen

nicht unbekannt gewesen seien, auch einige Bestätigung, und zwar umsomehr, als der Sohn der älteren Schwester der Erbberechtigte war. Es ist zwar eben nichts Unerhörtes, daß sich die Herrschbegierde von Fürsten auch schon so scheußlicher Mittel, wie Mord, zu ihrem Zwecken bedient hat, aber auf eine Anwendung desselben bei Ulrike und Prinz Friedrich blos deshalb zu schließen, weil beide herrschsüchtige Naturen waren, ist doch etwas gewagt. Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten dürfen noch nicht für Wahrheit gelten, und hier scheint auch die Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen. Die Anklage eines so verabscheuungswürdigen Verbrechens, nicht allein eines Königsmordes, sondern zugleich eines Bruder- und Schwagermordes, bedarf stärkerer und unwiderlegbarerer Beweisgründe, als die es sind, welche man bisher hie und da angeführt hat.

Karl XII. endete wie Gustav Adolf. Beide fielen in der Vollkraft des Mannesalters, inmitten kriegerischer Thätigkeit. Dieser im Getümmel der Schlacht, jener in den Laufgräben, getroffen von feindlichen Kugeln. „Karl XII. Andenken ist den Schweden theuer, sein Name gekannt von der ganzen Welt, sein Leben reich an abwechselnden Geschicken, seine Person und seine Eigenschaften sind den widerstreitendsten Beurtheilungen unterworfen worden. Trotz aller Mißgeschicke, die seine Regierung mit sich führte, ungeachtet der Irrthümer, von welchen man ihn wohl nicht freizusprechen vermag, ist sein Bild fesselnd und bewunderungswerth für schwedische Augen. In seinen Fehlern und Verdiensten ist er ein echtes Kind der Mutter Svea. Eine Mutter schließt gerne die Augen vor den Verirrungen des Sohnes und verschweigt sein Mißgeschick, während sie jubelnd von seinen guten und großen Eigenschaften Zeugniß ablegt, sich freut ob seiner Fortschritte und sich stolz fühlt über seine Berühmtheit und Ehre. So lange Schweden ein selbstständiges Land ist, so lange seine Söhne das Erbtheil ihrer freien Väter nicht verscherzt haben,

so lange Edelmuth und mannhafter Muth, Treue und Tugend im alten Manheim*) zu finden sind, so lange wird auch Alles, was „König Karl, den jungen Helden“ angeht, dort lieb und theuer sein.“ Mit diesen Worten des gelehrten und edlen Kronprinzen von Schweden sei dieser Aufsatz geschlossen.

Lundblad: Geschichte Karl XII. Deutsch von Jensen. Hamburg 1835. bis 1840.
Oskar: König v. Schweden Karl XII. Deutsch v. Jonas, Berlin 1875.

17.

Josef von Frohn.

(1779.)

Der kaiserliche Oberst von Frohn, dem die folgenden Blätter gewidmet sind, kann eigentlich nicht den Anspruch machen, eine so bedeutende Rolle in der Geschichte gespielt zu haben, daß er neben den anderen hier genannten, so hoch hervorragenden Persönlichkeiten erwähnt werde. Wenn er nun doch in dieser Sammlung einen Platz gefunden, so geschieht dies aus zweifachem triftigen Grunde: einmal weil sich an ihm der Beweis herstellen läßt, wie man vom Schicksale gerade nicht durch Geburt oder Rang eine hohe Stellung im staatlichen Leben einzunehmen braucht, um nichtsdestoweniger doch zu fabulösen Geschichten Anlaß zu geben, eine mythische Person zu werden, und zum andern, weil die sagenhafte Erzählung von Frohn ziemliche Verbreitung gefunden, indem sie immer

*) Manheim (Manhem) war der erste Name des Svea-Reiches.

von Neuem aufgetischt wird und erst jüngst wieder von einem der geachtetsten und verdienstvollsten Schriftsteller Oesterreichs als wahr hingestellt ward.*)

Die vorliegende Bearbeitung, in ihrem zweiten Theile, basirt nur auf amtlichen Dokumenten. Diese allein sind maßgebend und verdienen Glauben, der gedruckten Quelle, welche nicht aus solchen geschöpft, und der Tradition kann dieses Recht niemals eingeräumt werden; ihnen aber entlehnte man die fabulöse Geschichte Frohn's, welche unbestritten von einer äußerst kühnen Erfindungsgabe zeugt. Sie lautet wie folgt:

Josef von Frohn (nach den Acten führt er das Prädicat Freiherr von Frohnsberg) soll der Sohn eines fürstlich Löwenstein'schen Amtmannes zu Virneburg gewesen und in Coblenz am Rhein geboren sein. Er hatte seine drangsalvolle und tragisch endende militärische Carrière mit der Flucht aus dem Elternhause und seiner Heimath eröffnet. Mit der ersten Rekrutensendung aus dem Reiche — so fährt die Fabel fort — kam Frohn nach Wien und von da in ein Warasdiner Regiment an der Banater Grenze, wo er anfangs ein hartes Los hatte, bis ein glücklicher Zufall die Officiere erkennen ließ, daß er in dem ihnen sehr schwierigen Schreibgeschäfte Meister sei. So ward Frohn Regimentsschreiber und Feldwebel und kam bei den Officieren so in Gunst, daß sie ihr eigenes Interesse der Dankbarkeit nachsetzten und ihm zu einer Officiersstelle verhalfen.

In dem bald ausbrechenden siebenjährigen Kriege**) soll Frohn schon bei Lowositz (1756) an der Spitze einer Compagnie gestanden sein, da er allein von allen Officieren derselben

*) „Ein lebender Todter". Heimath 1878.

**) Einige Autoren lassen ihn schon den österreichischen Erbfolgekrieg 1742 — 1748 mitmachen und verlegen die Erlebnisse bis zu seiner ersten Gefangenschaft in diese Zeit.

am Leben geblieben. Aber die Officiere des dritten Bataillons, durch dessen Herranziehung das Regiment verstärkt wurde, wollten den neuen Hauptmann, der so plötzlich ihrem Avancement in den Weg getreten, nicht anerkennen, und es entspann sich daraus eine Reihe von Zweikämpfen, an denen sich auch Officiere anderer Regimenter betheiligt haben sollen und die zuletzt nur durch ein Einschreiten der Kaiserin Maria Theresia selbst gehoben werden konnten. — Die Kaiserin soll nun Frohn zur Niederlegung der Hauptmannscharge gezwungen (!) und ihn als Unterlieutenant zu einem andern Regimente transferirt haben. Im nächsten Jahre war er schon wieder zum Oberlieutenant vorgerückt und bei Prag von den Preußen gefangen genommen worden. Frohn kam auf eine Festung, in welcher er einen Entwurf zur Wegnahme derselben machte und sich zu diesem Zwecke mit seinen Mitgefangenen verschwor. Die Verschworenen waren auch schon im Besitze mehrerer Werke, als es dem Commandanten gelang, die Meuterer zwischen zwei Thore einzuschließen. Den Fanatismus der Verzweifelnden scheuend, bewilligte man ihnen freien Abzug über die österreichische Grenze. (Diese Befreiungsgeschichte erzählt der berüchtigte Trenk ebenso von sich.) Frohn trat nun wieder in sein Regiment ein, ward Hauptmann, Major, gerieth abermals in Gefangenschaft und war in der Festung Kosel harten Drangsalen unterworfen, bis ihm der Friede endlich die Freiheit zurück gab.

Jetzt aber kam über ihn erst die schwerste Prüfung, die einen Andern wohl zum Wahnsinn hätte treiben können. Man hatte ihn von Kosel nach Breslau geführt und von da, nur mit der Zuchthausweste (einen kaiserlichen Major!!) bekleidet, ohne einen Kreuzer Geld nach Nachod instradirt. Hier angelangt, ward Frohn durch einen barmherzigen Menschen gespeist und gekleidet, und bettelte sich durch Böhmen und Mähren zu seinem Regimente. Nun aber war er für todt

gehalten worden, und in der „Stammrolle" stand bei seinem Namen: „Geblieben vor dem Feinde". Seine ehemaligen Kameraden wollten ihn nicht kennen. Die höhere Instanz wies ihn ab, und er sollte und mußte todt sein.*) — — —

Frohn, im fremden Lande alleinstehend und bei dem Entschlusse beharrend, sich nie an seine Familie zu wenden, suchte jetzt einen Dienst als Bereiter, Reitknecht oder Lakei. Zu diesem Ende stellte er sich eines Tages an der Thüre der großen Reitschule auf, welche auch der General der Cavallerie, Graf Ferdinand Karl von Aspremont-Linden (geb. 1689, gest. 1772), der gleichzeitig Hauptmann der Arcieren-Leibgarde war, mit glänzendem Gefolge und vielen Pferden besuchte. Eines derselben vermochte kein Bereiter zu bändigen; es wurde scheu, sobald Jemand herantrat, und warf den Reiter augenblicklich ab. Zehn bis zwölf versuchen sich vergeblich. Da meldet sich Frohn, der des ganzen Verfahrens aufmerksamer Beobachter gewesen, um die Gunst bittend, den Strauß mit dem Ungethüm bestehen zu dürfen. Man gewährte ihm. Frohn hatte wahrgenommen, daß seine Vorgänger, durch zu rasches Herantreten ihre Absichten verrathend, den Gaul scheu machten. Diesen Fehler vermeidend, voltigirt er über die Croupe des Pferdes in den Sattel, läßt das Thier die Hand und den Schenkel des Meisters erkennen und reitet es ungefährdet. Graf Aspremont sagt ihm hierauf in gebrochenem Deutsch einige freundliche Worte und will der moralischen Priese noch eine materielle in Gestalt funkelnder Kremnitzer Dukaten beifügen. Diese anzunehmen aber weigert sich Frohn, erklärend, als gedienter Officier könne er wohl Herrendienste suchen, um dem Hungertode zu entgehen, aber nicht von seinem General

*) Ein ganz gleicher Fall wird von einem Officier in Rußland erzählt; in diesem wäre er bei den damaligen Culturzuständen und der absoluten Herrschaft ganz gut denkbar, nimmer in Oesterreich, wo eben eine Maria Theresia auf dem Throne saß. —

ein Trinkgeld annehmen. „Seid ihr denn ein Offizier? Comment expliquez vous“, fragt in neugieriger Aufregung Aspremont. Frohn stellt nun in Kürze sein Schicksal dar und wird für den nächsten Tag zum General bestellt.

Hier erfuhr er, daß ihn weder der General, noch die Kaiserin (!) wieder lebendig machen können, nachdem ihn einmal das Stammregister todtgeschwiegen habe, daß er aber wenigstens wieder Lieutenant werden solle. Also zum drittenmale! Da aber die Equipirung Schwierigkeiten machte, so nahm ihn Aspremont, welcher ihn erst in seinem Dragoner-Regimente hatte anstellen wollen, zur Arcieren-Garde, wo er Lieutenantsrang und bequemen Dienst hatte, und auf Staatskosten gekleidet wurde.

So bezog Frohn seine erste Wache in der Hofburg. Für die zwei Stunden von zehn Uhr bis Mitternacht war ihm sein Posten in einem Seitengange angewiesen, welcher unmittelbar der Haupttreppe zuführte. Der aufführende Wachtmeister (?) sagte ihm: „Die Thür links ist cassirt. Sollte sich aber dennoch Jemand derselben bedienen wollen, so ist er ohne Unterschied der Person zurückzuweisen.“ Kaum ist die Ronde fort, als die betreffende Thür sich öffnet und tief in den Mantel gehüllt, der römische König Josef II. heraus tritt. Frohn salutirte, trat aber dann dem Fürsten mit den Worten entgegen: „Eure Majestät wissen sicherlich nicht, daß ich Befehl habe, Niemanden durchzulassen.“ — „Allerdings weiß ich das,“ versetzte Josef, „du wirst aber zu klug sein, mich aufhalten zu wollen. Ehe die Ablösung kömmt, und spätestens dreiviertel auf zwölf Uhr bin ich zurück.“ Damit ging er und ließ Frohn in großer Verzweiflung stehen. Die Wachtzeit fließt in gewaltiger Angst für ihn vorüber und erst im Augenblicke vor dem Schlage der Ablösungszeit erscheint der rettende König und das Herz Frohn's schlug wieder erleichtert. Vierzehn Tage nachher geschah Frohn zur selben

Stunde Gleiches; es wiederholte sich, so oft er auf der Wache war. Josef schien förmlich auf ihn Rechnung zu machen. Nach einiger Zeit wurden Gardisten kommandirt, des Kaisers Fechtübungen mitzumachen, und Frohn, der sich unter der Zahl der Ausgewählten befand, wurde die Ehre zu Theil, von kaiserlicher Hand manchen blauen Fleck zu empfangen. Später wurde er ebenso zu den Uebungen in der Reitschule, wohl auch zu einem Spazierritte mitgenommen. Auf einmal untersagte ihm Josef, sich die zu diesen Ausflügen nöthige Erlaubniß zu erbitten. Frohn bekam natürlich einen Verweis, welcher bei der Wiederholung strenger wurde. Als er dem Kaiser dies berichtete, wurde er nur zu neuen Uebertretungen aufgefordert, die ihm nach und nach doppelten und dreifachen Arrest brachten. Endlich wurde ihm für die nächste Sünde das Krummschließen (!) angedroht. Dennoch mußte er wieder ohne Erlaubniß mit nach Hetzendorf. Hier befahl ihm der Kaiser — Spaßes halber, wie es schien — eine Husaren-Uniform seines Regimentes, die in einem Alkoven hing, anzuziehen, und forderte dann die anwesende Gesellschaft auf, dem Lieutenant zu gratulieren. Als sie zurücktritten, stand wohl der Profos schon hinter der salutirenden Wache bereit, an den Husarenlieutenant aber wagte er sich nicht. Ueber die weiteren Erlebnisse Frohns wissen alle Quellen keine Nachrichten zu geben, sie erzählen blos, daß er 1784 Oberst in dem Kürassierregiment Berlichingen gewesen, und fabeln dann von seinem tragischen Ende und dem seines kommandirenden Generals Berlichingen.

Es habe nämlich — so sagen sie — in Großwardein, wo Frohn's Regiment garnisonirte, eine Revue stattgefunden und der ebenerwähnte General hätte nun an den Obersten, mehr aus Rancune als aus berechtigtem Grunde, einige mißbilligende Worte gerichtet. Frohn glaubte dieselben nicht ohne Weiteres hinnehmen zu dürfen, und erwiderte in etwas heftigerer Weise, als ihm dies zukam. Nun flogen die Worte hin und

her und das Ende des vor der offenen Front stattgehabten Wortwechsels war, daß Berlichingen ihn vom Flecke weg in Arrest schickte und wegen Insubordination vor ein Kriegsgericht zu stellen befahl. Bei dem ernsten Ausgange, den die Geschichte nehmen konnte, schien unserem Obersten die Sache nicht recht geheuer und es gelang ihm, ungeachtet seiner strengen Bewachung, an seinen Gönner, den Kaiser, ein Schreiben zu richten, worin er den Hergang der Sache berichtete, und sich eine unparteiische Untersuchung erbat.

Er hatte sich nicht umsonst an Josef gewendet, der auch sofort einen seiner Flügeladjutanten mit den nöthigen Vollmachten abschickte. Dieser war ganz unerwartet in Großwardein eingetroffen und geraden Weges nicht in das Hôtel, sondern vor das Gefängniß gefahren, in dem Frohn saß. Nachdem sich der Flügeladjutant legitimirt, verlangte er sogleich zu dem Gefangenen geführt zu werden; dies geschah auch und der Adjutant trat in demselben Momente in den Kerker, als der gefesselte (!!) Oberst auf einem erbärmlichen Strohlager (!!) seine Seele aushauchte.

Es wurde sofort eine Untersuchung eingeleitet und stellte sich in derselben heraus, daß der Oberst an einer Vergiftung gestorben war, was durch die vorgenommene Section bestätigt wurde. Eine Aufklärung sei nie erfolgt, nie, weil der Hauptbetheiligte, nämlich General Berlichingen, sich erschoß, nachdem die Vergiftung konstatirt ward.

Dies also die Erzählung über Frohn, wie sie bisher von der ersten Quelle, dem Rheinischen Antiquarius angefangen, bis auf die letzte, den „Lebendig Todten", gebracht worden. An historischer Treue lassen sie Alles, an Erfindungsgabe nichts zu wünschen übrig. Hier die Beweise.

Sowohl aus den „Officiellen Stammrollen", als aus den „Original-Untersuchungsacten" geht hervor, daß Frohn im Jahre 1734 zu Nürnberg in Baiern (also

nicht zu Coblenz) geboren wurde und erst im Jahre 1760, also im fünften des siebenjährigen Krieges, als Fähnrich in das Infanterie-Regiment Nr. 40, Graf Karl Colloredo, eintrat. Die Stammrolle führte ihn als „Christoph Freiherrn Frohn von Frohnsberg“ an. Es entfallen mithin die Anekdoten über seine Dienste in der Grenze und seine Thaten bei Lowositz, die Nichtanerkennung seines Avancements u. s. w. In demselben Jahre, und zwar am 3. November, gerieth der Fähnrich Frohn in preußische Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Befreiung 1763, erscheint er in der „deutschen Nobelgarde“ als Oberlieutenant, bald hierauf aber als Rittmeister und Escadrons-Commandant mit dem jetzt veränderten Taufnamen „Joseph“ im Husaren-Regimente Graf Haddik Nr. 6. Daß der Name Josef mit jenem „Christoph“ identisch sei, wird in den Stammrollen besonders angedeutet. Warum Frohn seinen Namen änderte, können wir nicht angeben. Da er von diesem Regimente im Jahre 1773 zum 7. Kürassier-Regimente Graf Trauttmansdorff, und zwar als zweiter Major, transferirt wurde, entfällt auch die ganze Episode, welche Frohn's zweite Gefangenschaft als Major, seine Bettelei von der Grenze bis zum Regimente, die Nichtanerkennung seiner Individualität und die hübsche Erzählung von den Reitknechtdiensten wie Abenteuern mit Josef II. umfaßt. Am 1. August 1775 finden wir Frohn als ersten Major im Husaren-Regimente Kaiser Josef. Am 17. November 1777 wird er zum Oberstlieutenant im Regimente Waldegg-Dragoner ernannt, und am 9. November 1781 zum zweiten Obersten im Kürassier-Regimente Caramelli. Endlich avancirt er zum ersten Obersten im Dragoner-Regimente Graf Eberhard Karl Max Berlichingen Nr. 9, am 1. Mai 1783. Dies also sind die genauen Nachweisungen von Frohn's allmäligem Vorrücken in der k. k. Armee, welche hinreichendes Licht auf seine Laufbahn werfen, um die bisherigen abenteuerlichen Anschauungen zu zerstreuen.

Was nun die Frohn'sche Katastrophe betrifft, so bietet uns die Einleitung von dem „allerunterthänigsten Vortrage" des damaligen Hofkriegsraths = Präsidenten, Feldmarschalls Grafen Hadik, an den Kaiser ddo. 18. Juni 1785, den ersten historischen Anhaltspunkt. Aus derselben ersehen wir nämlich, daß der Monarch schon im Monat September des vorhergehenden Jahres — übrigens auf die eigene Bitte Frohn's — eine unparteiische Untersuchungs-Commission unter dem Präsidium des Feldmarschall-Lieutenants Tige wider den Obersten des „gewesten Berlichingischen, nunmehr Josef (Anton) Toskanischen Dragoner-Regimentes" wegen der gegen denselben erhobenen Anklagen hatte zusammensetzen lassen. Diese Untersuchungs-Commission verwandelte sich in Ansehung der von ihr zu Tage geförderten „ordnungswidrigen Handlungen" Frohn's auf Befehl des Kaisers im December desselben Jahres in ein „Kriegsrecht", und dieses legte im April 1785 nachstehendes Actenstück dem Hofkriegsrathe vor.

„Sentenz. Welche in dem auf Allerhöchsten Befehl J. R. k. k. Apostolischen Majestät zufolge hohem hofkriegsräthlichen Rescript vom 24. December a. elapsi niedergesetzten Kriegsrechtes wieder den k. k. Baron Berlichingischen Regiments Herrn Obersten von Frohn nach allem Vor- und Anbringen, auch reiflich übergelegten Umständen durch Mehrheit der Stimmen zu Recht erkannt worden. 1. Nach der über den General Baron Brouderischen Kassadefect in der Station Presza abgehaltenen Commission für die dabei gehabten Tafelunkosten sich durch den das Rechnungswesen besorgenden Oberlieutenant Schröckh 17 fl. 12 kr. aus der Kasse auszuzahlen, selbe unter der falschen Rubrik der für die Rimonden verwendet sein wollenden Medicin in die Regimentsunkosten anzurechnen, und in der Absicht eine falsche Quittung auf den Namen des Großwardeiner Apothekers auszustellen befohlen. 2. Den dermalen ausgetretenen Lieutenant Soles

eigenmächtig, und ohne höheren Ortes angezeigt zu haben, den 26. August 1783 auf ein Monat nach Güns beurlaubt, und selben, weil er nach dem ihm zugestandenen Urlaubsmonat zum Regimente nicht zurückgekehrt ist, durch ganze acht Monate in den Acten beim Regimente stets präsent hat führen lassen, auch ferner die Gage-Gelder dieses Lieutenants, 198 fl. (so während seines Ausbleibens eingegangen und beim Regimente in deposito aufbewahrt wurden), bei der Musterung vor dem respicirenden Herrn Brigadier verleugnet und wegen Verheimlichung dieser Gelder jener Kasse Berechnung (worin sie vom Rechnungsführer in Empfang gesetzt waren) dergestalt verfälscht hat, daß er diesen Bogen, auf welchem die 198 fl. in zwei Posten angemerkt waren, herauszunehmen, einen neuen einzuschieben, auf diesem eingeschobenen Bogen aber die Solesischen Gelder hinweg zu lassen befohlen hat. 3. Daß er den Corperal Schwab, dermaligen Regiments-Adjutanten, auf sechs Monate und etliche Tage nach Ofen beurlaubt, und denselben nicht minder stets präsentirt hat führen lassen. 4. Den Gemeinen Szetcheny durch zwei Monate und sechzehn Tage bei sich in seinen Privatdiensten behalten, ihn aber stets präsentirt geführt hat. 5. Ein per Vota unanimia geschöpftes kriegsrechtliches Urtheil durch Abänderung der Ziffer Zwei in einen Dreier verschärft und zugleich verfälscht hat, so zwar, daß der Mann wider die ihm vom Kriegsrecht zuerkannte Sentenz dreimal auf und ab Gassenlaufen mußte. 6. Daß er sich von 8 fl. 18 kr. Probesachen angeschafft und diesen Betrag anfänglich unter der falschen Rubrik: Patronenpapier, zuletzt aber, nachdem er diese Rubrik vorläufig in die Regimentsunkosten unterschoben hat. (Unklar, jedoch nach dem Wortlaut.) 7. Eine Musikbande von obligaten Leuten unterhalten und an selbe sowohl, als auch an die Wachten und Ordonanzen 77 fl. (so er auf Regiments-Propreté empfangen) als Geschenk versplittert. 8. 93 fl. 37 kr. vom monatlichen

Officiersbeitrag auf Musikalien und derlei Instrumente verwendet hat. 9. Beim Regiment eine Filialcasse unterhalten und sich aus derselben vor seinem Abgehen auf Urlaub die Gage mit 100 Dukaten ohne Beisein der Stabsofficiere anticipirt, und sich auch weiteres 10. aus der nämlichen Filialcasse, wie bereits der Ruf allenthalben war, daß die Dukaten in ihrem Werthe steigen werden vor 500 Silbermünzen, Dukaten, abermals ohne Beisein der Stabsofficiere herausgenommen hat. 11. Daß er sowohl die Regiments- als Officiershüte verschnitten und verstümmelt. 12. Häufige Transferirungen, ohne hierzu vom Herrn Regiments-Inhaber bemächtigt gewesen zu sein, im Regimente vorgenommen hat."

Der Strafantrag, welcher als Schluß dieser Sentenz beigefügt war, lautete auf Entsetzung der Obersten- und Commandanten-Charge mit „Beibehaltung der Ehre und Unfähigkeit zu allen weiteren k. k. Diensten". Allenfallsige Ersatzleistungen hatte Frohn ebenfalls zu tragen.

Aus den Berichten der Generale Kavanagh — zur Zeit der Arretirung Frohn's Brigadier — und Sturm, damaligem Brigade-Commandanten, geht hervor, daß zwischen Frohn und seinem Inhaber schon längere Zeit eine Spannung geherrscht hatte. Der Erstere theilt als Grund derselben Froh'ns ihm selbst gemachte Aeußerung mit, sich bei seinem Aufenthalte in Wien wegen „vorgehabten Eingreifens" in die Privilegien des Inhabers mit diesem überworfen zu haben. Frohn wich auch unter dem Vorwande, krank zu sein, und deshalb Urlaub ansuchend, obwohl er von einem solchen eben zurückgekehrt war, dem im Mai das Regiment besichtigenden Inhaber fortwährend aus. Die Arretirung Frohn's ward durch die Entdeckung der Falsificate des Oberlieutenants Schröckh und dadurch herbeigeführt, daß der Oberst seinen Fourier Hau zu sich beschied und bereden wollte, die Fälschung auf sich zu nehmen. Von diesem Momente an folgte rasch

die Eröffnung einer Anklage nach der anderen. Die Verhaftung Frohn's fand im Juni 1784 statt, die Voruntersuchung wurde eingeleitet und im September endlich die „unparteiische Untersuchungs-Commission" einberufen. Entgegen den bisher üblichen Gerüchten ist nachgewiesen, daß der Inhaber sich keinerlei Ungerechtigkeiten bei und nach der Verhaftung wider Frohn theilhaftig gemacht, dieser im Gegentheile ganz seinem Range gemäß und mit aller gebührenden Rücksicht behandelt wurde. Einzelne unserer Quellen führen sogar an, daß Berlichingen Frohn, den Obersten, krummschließen ließ! Ohne Kenntniß der inneren Armeezustände und Militärgesetze schrieb man gedankenlos ein und dasselbe von einander ab.

Was nun die in der Sentenz angeführten Anklagen betrifft, so ergibt sich aus dem Resumé des hofkriegsräthlichen Vortrages an den Kaiser, daß Frohn bei keinem Punkte geständig war, daß aber auch bei jedem einzelnen derselben mildernde Umstände nachweisbar gewesen, namentlich daß er „eines wirklichen, auf schändliche Gewinnsucht und Eigennutz abzielenden Dolus weder geständig noch rechtsgehörig überwiesen werden konnte." In Ansehung der „vorherigen durch etliche und zwanzig Jahre bei anderen Regimentern geleisteten Dienste, wodurch er sich bis zur Stufe eines Obersten und Regiments-Commandanten hinaufgeschwungen, in Rücksicht des ausgestandenen langwierigen Arrestes und der zweimal wider ihn angestrengten inquisitionsmäßigen Untersuchung" fand sich der Hofkriegsrath bestimmt, dem Kaiser anzurathen: „Daß Frohn zwar von der durch die Kriegsrechts-Sentenz wider ihn erkannten Cassation verschont, jedoch in Ansehung seines dem Dienste schädlichen und um so minder mit den Pflichten eines Regiments-Commandanten vereinbarlichen Benehmens außer künftiger Dienstesleistung und Anstellung gesetzt zu werden verdiene". Die Ertheilung einer Pension ward der Gnade des Fürsten anheimgestellt. Um jedoch das durch

so mannichfaltigen Unfug im Regimente gegebene Aergerniß durch eine öffentliche Genugthuung wieder gutzumachen, sollte Frohn noch mit einem dreimonatlichen Profoßen-Arreste bestraft, ebenso auch zu theilweisem Ersatze verurtheilt werden. Der Kaiser ertheilte diesem Vortrage mit nachstehenden Zeilen seine Zustimmung: „Ich genehmige das Einrathen des Hofkriegsrathes, und will ich dem Frohn aus besonderer Gnade eine Pension von 800 fl. verleihen, ihm auch die Tragung der Armee-Uniform gestatten. Joseph."

Zu dem bisher Erzählten haben wir wenig mehr hinzuzufügen. Frohn's Fall liegt in den Schwächen eines keineswegs tadellosen Charakters, der nicht immer strenge gegen sich selbst gewesen sein mag, um nicht Versuchungen zu unterliegen, welche ihn in Collisionen mit den bestehenden Gesetzen brachten und ihm so die Achtung der Höheren und Niederen rauben mußten.

Und nun zu dem angeblich räthselhaften Ende, das sich in Wahrheit als ein sehr natürliches gestaltet. Laut einer Meldung des ungarischen General-Commandos vom 18. October 1785 starb der am 12. August desselben Jahres pensionirte Oberst Frohn am 17. October 1785 zu Großwardein. Von einer Vergiftung im Kerker, 1779, ist also keine Rede. Ebenso ist seines Inhabers gewaltsamer Tod — der Eingangs erwähnte Selbstmord des „kommandirenden Generalen" — bloße Erfindung. Frohn's Inhaber starb ein Jahr vor Frohn. Zu den landläufigen Anekdoten über Letzteren gehört auch die, daß Josef II. über den Tod seines Schützlings — es ist der fabulöse gemeint — auf das Regiment Berlichingen so böse geworden sei, daß er es aus einem Küraßier- in ein Dragoner-Regiment verwandelt und demselben statt der bisherigen rothen Aufschläge schwarze als Trauerabzeichen gegeben hätte. Das Regiment war aber schon 1779, also zu einer Zeit, wo Frohn noch gar nicht Oberst, sondern Major im Husaren-

Regimente des Kaisers gewesen, in ein Dragoner-Regiment verwandelt worden. Es trug seit seiner Errichtung 1682 weiße Waffenröcke mit karmoisinrothen Aufschlägen und veränderte diese Uniform 1799 in grüne Leibröcke mit orangefärbigem Aufschlag. Erst seit 1801 trug es schwarze Aufschläge bei weißem Rock.

Registratursarchiv und Fachrechnungsarchiv des k. k. Reichskriegs-Ministeriums. Die erste sagenhafte Erzählung über Frohn brachte der „Rheinische Antiquar" und als die maßgebendsten Quellen folgten:

Bülau: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen".

Ebersberg: „Haus- und Hofgeschichten".

Wurzbach: „Biographisches Lexikon Oesterreichs".

18.

Der Rastatter Gesandtenmord.

(1799.)

Der Friede von Campo-Formio (1797) hatte nicht blos den guten Ruf, sondern auch die Stellung des habsburgischen Kaiserthums in Deutschland erschüttert, dem übermüthigen Selbstgefühl der jungen französischen Republik war dadurch Thür und Thor geöffnet worden, man stand an der Schwelle unabsehbarer Verwickelungen, welche nun der Rastatter Congreß lösen sollte.

Derselbe wurde mit 1. November 1797 einberufen und war Oesterreich durch die drei Grafen Franz Metternich (Vater des nachmaligen Staatsministers), Cobenzl und Lehrbach, Frankreich durch Bonaparte, Treilhard und Bonnier vertreten. Die beiden Ersteren verließen jedoch bald den Congreß und traten an ihre Stelle de Bry und Robertson. Wußten diese französischen Diplomaten alle ihre Forderungen auf eine

sehr kategorische Weise zu erzwingen, so erwarben sie sich durch ihr übermüthiges Auftreten und einen, gelinde gesagt, leichtfertigen Lebenswandel mit nichten die Achtung der Gebildeten. Schon war der erste und wichtigste Theil der Congreßaufgabe, die förmliche Abtretung des im Baseler Frieden Frankreich überlassenen Rheingebietes gelöst, und schwebte der zweite, die Ausmittelung und Feststellung der zugesagten Gebietsentschädigungen für jene Reichsstände, welche durch diese Abtretung geschädigt, in Frage, als die Nachricht vom erneuten offenen Kriegsausbruche zwischen Oesterreich und Frankreich eintraf.

In Folge des Rheinüberganges der Franzosen am Neujahrstage 1799 verließen nun die österreichischen Gesandten, mit Ausnahme des Subdelegirten Graf Lehrbach Rastatt, und frug es sich überhaupt, ob der Friedenscongreß mitten im Kriege weiter tagen könne; die Franzosen behaupteten solches nicht nur, sondern gaben auch die Versicherung ab, Rastatt nicht verlassen zu wollen.

Aber schon hatte Erzherzog Karl, der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, welche gegen den Rhein vorrückte, die Ausweisung aller wo immer sich aufhaltenden Geschäftsträger Frankreichs angeordnet. Bei dem Vormarsche der kaiserlichen Truppen kam unferne von Rastatt, zu Geresbach, das Szekler Husarenregiment (Siebenbürger) auf Vorposten zu stehen. Sein Oberst Barbaczy gab nun im Auftrage des Erzherzogs dem Congresse kund, daß Rastatt nicht mehr als ein durch die Gegenwart der Gesandten gegen kriegerische Ereignisse gesicherter Ort angesehen werden könne. Auf dies hin reisten auch die übrigen noch zurückgebliebenen Subdelegirten ab und erklärte man den Franzosen, daß hiezu für sie ebenfalls die Stunde gekommen sei. Da sie jedoch mit der Abreise zögerten, so erging am 25. April vom Erzherzog an Barbaczy der Befehl, Rastatt zu besetzen und den dort be-

findlichen Ministern zu erklären, daß man in dem Bezirke der diesseitigen Armee ihren Aufenthalt nicht länger dulden könne.

Die Franzosen waren indeß dem Auftrage des Erzherzogs Karl durch die Erklärung zuvorgekommen, binnen drei Tagen den Ort verlassen zu wollen. Ihre Abreise verzögerte sich jedoch bis zum Abend des 28. April, an welchem eine Husarenescadron in Rastatt einritt, deren Commandant, Rittmeister Burkhard, den Gesandten ein neues Schreiben Oberst Barbaczy's übergab, welches dahin lautete, daß sie binnen 24 Stunden Rastatt verlassen müßten.

Gegen den Rath mehrerer deutschen Gesandten, die Abreise auf den folgenden Tag zu verschieben, entschieden sich die Franzosen für unverzüglichen Aufbruch. Eine nachgesuchte Bedeckung wurde vom Rittmeister Burkhard abgeschlagen.

Außerhalb der Georgi-Vorstadt, am Eingang der nach Rheinau führenden Allee, wurden die Wägen plötzlich von etwa sechs hinter den Bäumen hervortretenden Gestalten mit dem Zuruf in deutscher Sprache: „Heraus!" angehalten. Wer sie waren konnte man im Dunkel nicht unterscheiden; mehr das gebrochene Deutsch, womit sie die Anderen anriefen, und die ungarischen Laute, die sie unter einander gebrauchten, verriethen, daß es Szekler Husaren waren. Sie zwangen die in den Wägen Sitzenden, auszusteigen, und nahmen ihnen Uhren, Ringe und Geld weg. Jetzt kam ein Berittener angesprengt, der den Kutscher anrief, wo der Minister Bonnier sei und auf die Auskunft des Postillons, daß derselbe sich in einem rückwärtigen Wagen befinde, sein Reisender Debry sei, an diesen heran ritt und ihn, als er die in französischer Sprache gestellte Frage: „Est-ce que tu est Jean Débry?" bejahte, mit einigen Säbelhieben zu Boden streckte. Dasselbe widerfuhr alsbald an der Chaise Bonnier. Die Kutscher dagegen und auch die Frauen der Gesandten ließ man unbehelligt.

Der Lärm, die Hilferufe, das Jammern bei den vorderen Wägen hatte inzwischen die in den rückwärtigen Kutschen

sitzenden Personen aufgeschreckt, sie sprangen auf die Straße und suchten das freie Feld zu gewinnen. Die beiden Broccardi und der Legationssecretär Rosenstiel retteten sich durch Gärten und den Schloßpark in die Stadt. Auch Roberjot mit seiner Frau hatte sich abseits in die Felder begeben und war für den Augenblick in Sicherheit. Als es aber auf der Straße wieder still zu sein schien, kehrten beide zurück. Allein sie hatten kaum dieselbe betreten als der Reiter, der den ganzen Angriff zu leiten schien und sich schon früher bei Roberjot's Kutscher die Gewißheit verschafft hatte, wen er fahre, ersteren anrief: „Le ministre Roberjot?" und als die Frage drei Mal bejaht wurde, ihn gleichfalls niederhieb. Da er noch ein Lebenszeichen von sich gab, trat ein Husar herzu und machte ihm mit ein paar Schlägen den Garaus. Nun ging es an's Plündern der Todten und Lebenden; dagegen wurde das Innere der Kutschen nicht geplündert.

Von allen drei Angefallenen war nur Debry nicht todt. War er blos für eine kurze Weile besinnungslos geworden, oder hatte er sich mit Berechnung leblos gestellt, seine Angreifer hatten ihn als todt im Straßengraben liegen lassen, aus welchem er sich, von der Dunkelheit, dem in dieser Nacht herrschenden Unwetter und der lärmenden Verwirrung begünstigt, nach einiger Zeit vorsichtig erhob und in ein nahes Gehölz schleppte. Erschöpft sank er endlich in einem hohlen Baume nieder.

Mittlerweile hatten sich am Schauplatze der That mehr und mehr Husaren eingefunden, von denen nun die Wägen umstanden wurden, um sie fortzuführen, doch nicht nach Rastatt, sondern nach Muckensturm. Gewalt wurde keine weiter verübt; auch geraubt wurde nichts und eben so wenig nach Papieren gefragt oder gesucht.

In Rastatt wurde inzwischen das Gerücht des Geschehenen bekannt. Rosenstiel war der Erste, der in der Mitte der Gesandten, von denen viele noch im Casino beisammen

waren, als lebendiges Zeugniß der Schauderthat erschien, doch in einem Zustande, daß man keine genauere Kunde von ihm erlangen konnte. Näheres erfuhr man erst durch den jüngern Broccardi. Man eilte zu Burkhard und beschwor ihn, rasch Hilfe auszusenden; er zeigte sich überascht und bestürzt, gestattete auch, daß ein Officier mit einigen Husaren hinausritt, welche die Wägen in Empfang nahmen und nach Rastatt brachten. Am anderen Morgen fand sich der noch Nachts vergeblich gesuchte Debry ein; seine Wunden erklärte der herbeigerufene Arzt nicht für gefährlich. Noch den nämlichen Tag (29.) konnten die Geretteten, diesmal unter militärischem Geleite, Rastatt verlassen und erreichten glücklich den Rhein. Auch die übrigen Gesandten verließen nunmehr die Stadt, gaben sich jedoch das Wort, einen Tag in Karlsruhe zu verweilen, um einen gemeinschaftlichen Bericht über den schrecklichen Vorfall abzufassen. Der Bericht wurde von dem Anreger des Gedankens, Dohm abgefaßt. von den Gesandten unterzeichnet und in zwei Originalen an den Erzherzog Karl und an den Markgrafen von Baden als Landesherrn überschickt.

Dieser „gemeinschaftliche Bericht" der deutschen Gesandtschaft ist die wichtigste aufbewahrte Urkunde über die nächtliche That des 28. April 1799 und zwar sowohl im Hinblick auf die persönliche Stellung der Berichterstatter als auch auf den Umstand, daß der Bericht die Eindrücke des einzig Ueberlebenden der drei dem Tode Geweihten in ihrer ersten unbefangenen Frische wiedergibt, wenngleich die Darstellung nicht sachlich genug gehalten, nicht frei von der Absicht ist, die Blutschuld nicht blos auf die Szekler-Husaren, sondern auch auf Officiere und im weiteren Wege auf Organe der kaiserlichen Regierung auszudehnen.

Erzherzog Karl war Anfangs geneigt, wie sein Condolenzschreiben an den Marschall Massena zeigt, die Schuld auf eine bloße: „désordre inseparable des événements militaires" zurückzuführen; später hegte er gleich vielen Anderen

Verdacht gegen die Emigration, die sich durch Corruption in das Commando der Szekler eingeschlichen und das Verbrechen begangen habe, worin unter Anderem, was sehr erklärlich, der Umstand bestärkte, daß bei dem Gemetzel an die Minister Fragen in französischer Sprache gerichtet wurden.

Auf die öffentliche Meinung war der Eindruck des Ereignisses ein unerwarteter. Durch die vielen Verbrechen, welche man in den letzten Jahren von Frankreich her erlebt, war das sittliche Gefühl gleichsam abgestumpft. Fichte schrieb in einem Briefe an Jacobi, daß man in Jena über den Gesandtenmord juble, und Schiller sowie Göthe riefen aus: „So ist's recht, diese Hunde muß man todtschlagen.“

Gleich so vielen anderen, sogar bedeutenderen und furchtbareren Begebenheiten wäre die Rastatter Affaire vom Schwalle der immer neu hereinstürmenden Ereignisse rasch verschlungen worden, hätten es nicht Oesterreichs geheime und offene Feinde willkommen erachtet, die Sache für ihre Zwecke auszubeuten. Man beschuldigte nacheinander Lehrbach als moralischen Urheber der That, dem es um das französische Gesandtschaftsarchiv zu thun war, den Minister Thugut, den Rittmeister Burkhard, welcher die That im Auftrage der österreichischen Regierung ausgeführt, ja endlich gar den Erzherzog Karl und die Königin Maria Karolina von Neapel. Leichtfertigere Verdächtigungen, als diese beiden Letzteren, sind kaum anderswo gemacht worden *). Man sieht namentlich bei der genannten Fürstin gar nicht ein, wozu ihr dieser Frevel hätte fruchten sollen, die überdies zur Zeit des Vorfalles sich in ihrem eigenen Lande auf's äußerste bedroht sah und von allen Verbindungen mit der Außenwelt so gut wie abgeschnitten war.

Nicht besser steht es mit den übrigen Verdächtigungen; Lehrbach's ganze Persönlichkeit ist nicht darnach gewesen, um ihn für den Anstifter des Rastatter Verbrechens zu halten.

---

*) Selbst der große Schlosser ließ sich da irreführen.

Er war zwar der rechte Mann um die Grobheiten der französischen Diplomaten mit gebührender Derbheit zu erwidern, sonst aber ein unbedeutender Mann. Er bedurfte ferners gar nicht der Papiere, welche die Gesandten bei sich haben sollten, denn es waren authentische Beweise genug vorhanden, die genügten, die Reichsstände und Frankreich bloszustellen, auch kann man den österreichischen Congreßgesandten den blöden Glauben nicht zumuthen, die französische Gesandtschaft werde die wichtigsten Papiere, statt sie bei Zeiten in Sicherheit zu bringen, in die Wagenkoffer packen. Vor Allem aber trug das Ereigniß selbst gar nicht die Merkmale an sich, die es durchscheinen ließen, die Papiere der Gesandten seien es gewesen, auf deren Erlangung man es abgesehen hatte. Auf die Personen wurde gefahndet, nicht auf das, was sie mit sich führten. Wenn später die Papiere wirklich nach Gernsbach abgeliefert wurden, so war dies, nachdem einmal die Wagen in die Hände der Militärgewalt gefallen, ja ganz natürlich. — Was die österreichische Regierung, mit anderen Worten den Leiter des österreichischen Ministeriums, den Freiherrn von Thugut betrifft, so hat es ohnedies kaum einer gewagt, ihn allein oder auch nur in erster Linie der nächtlichen Unthat zu zeihen. Die neuesten Quellenstudien haben das bisher gang und gäbe Urtheil über diesen Staatsmann zur Genüge umgewandelt und es dargethan, daß er, um es kurz zu sagen, mindestens besser war als sein Ruf. Und die bisherigen Inzichten, Nebenumstände und Aeußerungen berechtigen ebenfalls nicht im mindesten, den Rittmeister Burkhard oder seinen Obersten Barbaczy zu verdächtigen. Der Mord war aber auch kein bloßer Soldatenexceß, wie man hie oder da glauben machen wollte, wenngleich es keinen Zweifel leidet, daß Szekler Husaren unter den unmittelbaren Thätern sich befanden; ursprünglich sechs, gesellten sich später sechzig dazu; ihr Verfahren aber unterscheidet sich wesentlich von dem der ersten Angreifer. Sie plündern nicht, sondern erklären den

ganzen Zug als Kriegsbeute, welche sie zu ihrem Regiments-commando führen wollen, fügen sich aber natürlich der Weisung des aus Rastatt herbeigeeilten Officiers. Ein solcher befand sich unter den ersten Angreifern nicht, eine Irrung in dieser Beziehung konnte indeß durch den berittenen Mann entstehen, der den Angriff zu leiten schien.

Die ersten Angreifer können nicht allein Szekler-Husaren gewesen sein, denn daß von Seite derselben auch französische Worte fielen, steht fest, und daß die That nicht von jenen allein ausging, dagegen spricht auch ihr Benehmen, ihre Absicht konnte nur sein, entweder an den Franzosen ihren haßerfüllten Muth zu kühlen oder sie auszurauben oder beides zugleich. In beiden Fällen macht man mit den Personen keinen Unterschied; der Name der Angegriffenen war diesfalls den Angreifern vollständig gleichgültig. Die Plünderung stand in zweiter Linie. Der Mord war also weder ein Soldaten-exceß, noch ein um Documentenraubes willen ins Werk gesetzter Anschlag. Alles weist darauf hin, daß es vielmehr auf die Ermordung dreier ganz bestimmter Personen, Bonnier's, Debry's und Roberjot's, abgesehen war. Andere Namen werden nicht genannt, andere Personen nicht behelligt. Ja, man fragte den letzteren wiederholt, offenbar um der Sache gewiß zu sein, und suchte nach dem vermißten Debry.

Jedermann drängt sich nun die Frage auf, was war also demnach das Hauptziel der That und wer leitete die letzten Fäden dabei? Nach strengster Prüfung aller bisher aufgestellten Hypothesen und aller bisher an's Licht getretenen Berichte, liegt der ganze Verdacht auf Frankreich selbst, und zwar richtet er sich sowohl gegen das Directorium als gegen die Emigranten.

Spricht einerseits nach dem Grundsatze „is fecit cui prodest“ vieles für das Directorium, wenn auch nicht in dem Sinne, daß der Mord demselben wirklich ersprießlich war, so doch in dem, daß er demselben ersprießlich scheinen mochte — es

hoffte durch denselben auf Hebung seiner gesunkenen Popularität und des Kriegseifers einzuwirken, täuschte sich jedoch vollständig — läßt sich dafür das Zerwürfniß des Directoriums mit seinen Gesandten, die anerkannte Verworfenheit desselben, das Benehmen der Witwe Roberjot's *) und der Ausspruch eines Napoleon geltend machen, von denen übrigens die beiden letzten Momente sich vielleicht auch anders erklären ließen, so ruht anderseits ein nicht minder dringender Verdacht auf der Emigration, die Himmel und Erde gegen die „Königsmörder" in Bewegung setzte und der nichts gelegener kommen konnte, als eine Erweiterung der Kluft, welche Oesterreich, auf das sich der Verdacht naturgemäß zuerst lenken mußte, von Frankreich trennte. Von Anfang schon hatte sich in Rastatt das damals überhaupt bedeutsame Emigrantenthum bemerkbar und der Directorialregierung sehr unbequem gemacht. Unter den ab und zu auftauchenden Emigrés wurden besonders Auguste Danican und der Graf von Toulouse bemerkt, von welch Letzterem man die Aeußerung: „Binnen Kurzem wird sich etwas ereignen, worüber die Welt staunen soll", mit der ernsten Drohung: „Die französischen Minister würden Rastatt nicht lebend verlassen" in Verbindung brachte.

J. A. Freiherr v. Helfert: Der Rastatter Gesandtenmord. Wien 1874.

---

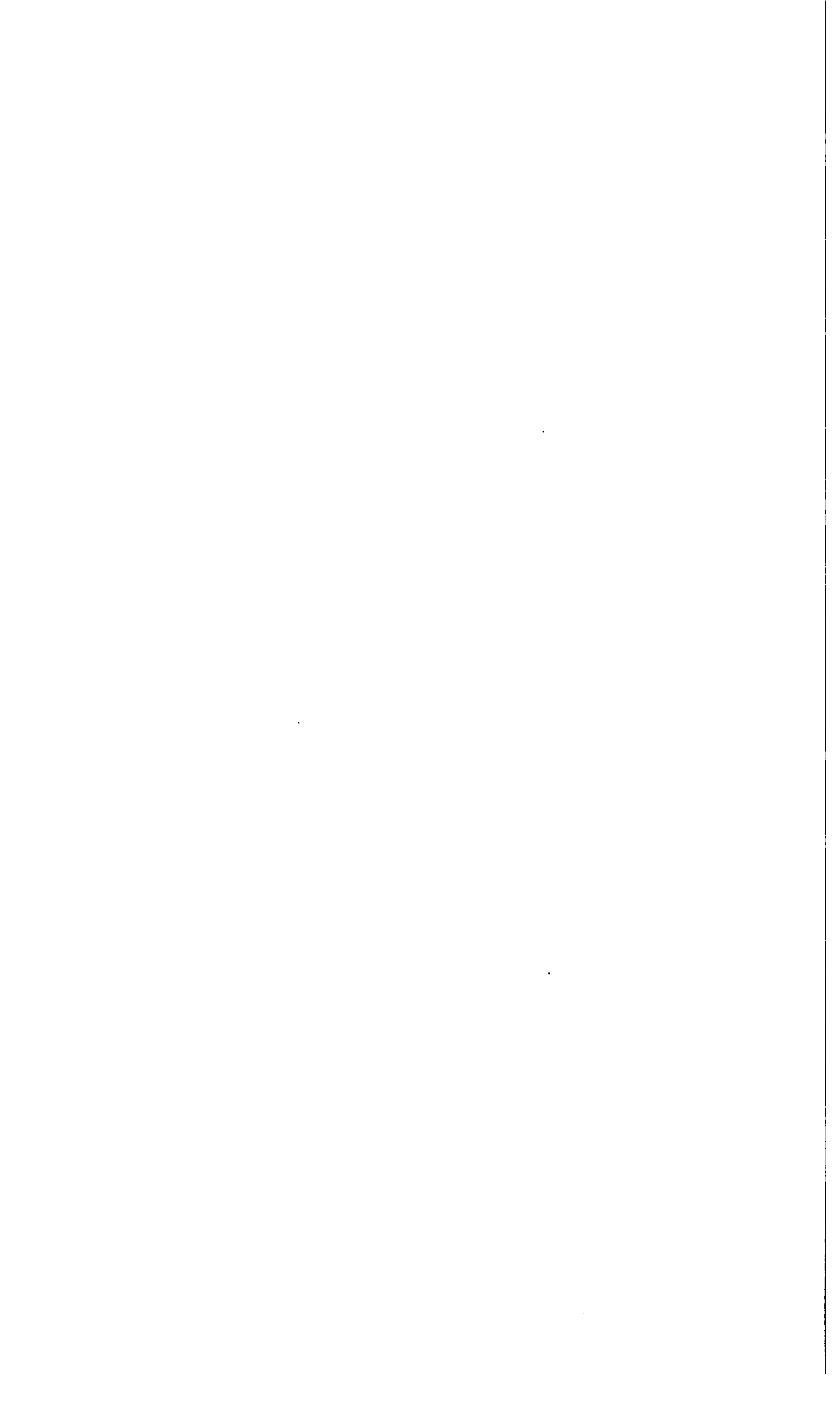
*) Sie beschuldigte Debry geradezu, dem Directorium als Werkzeug des gegen ihren Mann und Bonnier angelegten Mordes gedient zu haben; auch das Publikum glaubte zuletzt solches und in der Armee sagte man es geradezu, daß nur ihre Regierung einer solchen Niedertracht fähig sei.

Nachtrag: Durch Hüffers jüngst erschienene: „Diplomat. Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution III. Der Radstatter Congreß." 2. Theil. Bonn 1879, wird die obige Auffassung nicht alterirt.

II.

Der Irrthum verhält sich gegen das
Wahre wie der Schlaf gegen das Wachen;
Erquickt und erfrischt wendet man sich
Aus dem Irren wieder zum Wahren hin.

Goethe.



1.

Die Schenkung Constantin's.

(Zwischen 752 und 777.*)

In der Sala di Constantino zu Rom, im Vatican, zeigt uns ein Wandgemälde das Innere des herrlichen St. Peter Domes, in welchem Kaiser Constantin die sinnbildliche Uebergabe des Kirchenstaates an Papst Sylvester I. vollzieht, und durch die Fenster der Wölbung die Engel Gruß und Segen spenden. Recht hübsch, diese höchste Kunstverklärung nach den Entwürfen Rafaels, aber anders die nüchterne Wissenschaft. — Bekanntlich ist der Kirchenstaat zuerst aus der Gebietsschenkung entstanden, die Pipin der Kurze dem römischen Bischof Stephan II. im Jahre 755 machte; sie umfaßte Landstriche, die der Frankenkönig den Longobarden entrissen hatte. Später, so nimmt man allgemein an, wurde diese Schenkung von Karl dem Großen bestätigt. Doch ist für keine der beiden Handlungen eine gleichzeitige Urkunde vorhanden.

Im Mittelalter gelangte nach und nach eine ganz andere Vorstellung über das Entstehen des Kirchenstaates zur Geltung. Der Volksgeist, immer in der Einbildungskraft thätig und von der Wissenschaft nicht beaufsichtigt, pflegte zu jener Zeit (und oft heute noch) jedes Ereigniß mit dem Schmucke der Sage zu umspinnen. Für den weltlichen Besitz des Papstes fand man einen Hintergrund aus, der alterthümlicher und ehrwürdiger schien als Pipin's Schenkung. Es hieß nämlich, schon Kaiser Constantin habe, als er Christ geworden, dem römischen Stuhle nicht nur Rom geschenkt,

*) Die Schenkungsurkunde ist ein Machwerk aus dem 8. Jahrhundert, datirt mithin um vierhundert Jahre nach Constantin.

sondern habe auch, um dessen Herrschaft nicht zu stören, den Sitz des Kaiserthums nach Byzanz verlegt. Mit dieser Erzählung war die Legende noch nicht zufrieden, denn es wird hinzugefügt, daß Papst Sylvester den Kaiser von einem schweren Verbrechen zurückgehalten. Constantin litt, so heißt es, an einem Aussatz und es wurde ihm der Rath ertheilt, sich im Blute unschuldiger Kinder zu baden. Schon waren die Anstalten zu einer Neuauflage der Bethlehemischen Kindermassacre getroffen, als Sylvester auftrat und sich erbot den Kaiser kraft seines Gebetes zu heilen. Es geschah, Constantin bekehrte sich und ward Christ. Heutzutage aber weiß man ganz genau, daß dieser Kaiser erst kurz vor seinem Tode förmlich zum Christenthume übertrat, und nicht in Rom, sondern zu Nikomedien in Kleinasien (22. Mai 337); auch war der Bischof, der die Taufe an ihm vollzog, kein Katholik, sondern ein Arianer, also ein Ketzer. — Indessen paßte die Sage trefflich in den Gedankenkreis des Mittelalters und erlangte volksthümliche Verbreitung. Noch wichtiger wurde der Zusatz: Constantin habe zum Danke dem Papste die Stadt übergeben, deren Namen die Weltherrschaft bedeutete, und nicht blos diese, sondern ganz Italien! Da nun Sylvester die Krone oder vielmehr das Diadem nicht annahm, so bestimmte ihm Constantin die Tiara nebst anderen Würdenzeichen als Sinnbilder göttlicher Gewalt über den Erdkreis.

Diese Fabel wurde bis zum Ausgange des Mittelalters allgemein geglaubt, von da an nahm dieser Glaube ab, doch ist er bis heute nicht erloschen, sowie die Erzählung von der Constantinischen Schenkung sich bald da, bald dort wieder findet. Als im fünfzehnten Jahrhundert der Geist wissenschaftlicher Prüfung erwachte, da begann man, die Schenkung Constantin's in's richtige Licht zu stellen, humanistisch gesinnte Cardinäle gaben zu, daß sich die Angabe nicht werde halten lassen, bis endlich am schärfsten gegen dieselbe der

berühmte Gelehrte Laurentius Valla in der Schrift: „Von der fälschlich geglaubten und erlogenen Schenkung Constantin's“ auftrat. Im nächsten Jahrhundert erklärte Boronius, ein anderes berühmtes Haupt katholischer Gelehrsamkeit, die Schenkung ebenfalls für unecht und bald stimmten die auf ihn folgenden ersten Forscher zu. Heute kann nur Köhlerglaube oder Unwissenheit die Constantinische Urkunde für echt halten, sie gehört in dasselbe Gebiet wie die Pseudo-Isidorischen Decretalen*), in jenes der Fabel, der Fälschung.

Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Stuttgart 1859—73, Ranke ꝛc. ꝛc.

2.

Die Päpstin Johanna.

Es glaubt wohl Niemand mehr im Ernste daran, daß ein Weib auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, eine Behauptung, die früher nicht nur von Protestanten, sondern auch von Katholiken geglaubt ward. Die Untersuchungen haben längst das Märchen nachgewiesen, das nur in den Zeiten der Unwissenheit und Parteiwuth Glauben finden konnte, wobei übrigens ein Aufwand von Gelehrsamkeit an den Tag gelegt ward, der besser für einen wichtigeren Stoff hätte verwerthet werden sollen.

Nach den Erzählungen von Chronisten des 11. und 13. Jahrhunderts ward zu Mainz (oder auch zu Ingelheim) einem der durch Karl den Großen aus England verschriebenen

---

*) Ein Product der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, stellen sie bekanntlich den Papst als Statthalter Christi und Oberhaupt der Kirche dar, mit allen darum und daran hängenden Machtbefugnissen, und wurden lange geglaubt.

Er war zwar der rechte Mann um die Grobheiten der französischen Diplomaten mit gebührender Derbheit zu erwidern, sonst aber ein unbedeutender Mann. Er bedurfte ferners gar nicht der Papiere, welche die Gesandten bei sich haben sollten, denn es waren authentische Beweise genug vorhanden, die genügten, die Reichsstände und Frankreich bloszustellen, auch kann man den österreichischen Congreßgesandten den blöden Glauben nicht zumuthen, die französische Gesandtschaft werde die wichtigsten Papiere, statt sie bei Zeiten in Sicherheit zu bringen, in die Wagenkoffer packen. Vor Allem aber trug das Ereigniß selbst gar nicht die Merkmale an sich, die es durchscheinen ließen, die Papiere der Gesandten seien es gewesen, auf deren Erlangung man es abgesehen hatte. Auf die Personen wurde gefahndet, nicht auf das, was sie mit sich führten. Wenn später die Papiere wirklich nach Gernsbach abgeliefert wurden, so war dies, nachdem einmal die Wagen in die Hände der Militärgewalt gefallen, ja ganz natürlich. — Was die österreichische Regierung, mit anderen Worten den Leiter des österreichischen Ministeriums, den Freiherrn von Thugut betrifft, so hat es ohnedies kaum einer gewagt, ihn allein oder auch nur in erster Linie der nächtlichen Unthat zu zeihen. Die neuesten Quellenstudien haben das bisher gang und gäbe Urtheil über diesen Staatsmann zur Genüge umgewandelt und es dargethan, daß er, um es kurz zu sagen, mindestens besser war als sein Ruf. Und die bisherigen Inzichten, Nebenumstände und Aeußerungen berechtigen ebenfalls nicht im mindesten, den Rittmeister Burkhard oder seinen Obersten Barbaczy zu verdächtigen. Der Mord war aber auch kein bloßer Soldatenexceß, wie man hie oder da glauben machen wollte, wenngleich es keinen Zweifel leidet, daß Szekler Husaren unter den unmittelbaren Thätern sich befanden; ursprünglich sechs, gesellten sich später sechzig dazu; ihr Verfahren aber unterscheidet sich wesentlich von dem der ersten Angreifer. Sie plündern nicht, sondern erklären den

ganzen Zug als Kriegsbeute, welche sie zu ihrem Regiments-commando führen wollen, fügen sich aber natürlich der Weisung des aus Rastatt herbeigeeilten Officiers. Ein solcher befand sich unter den ersten Angreifern nicht, eine Irrung in dieser Beziehung konnte indeß durch den berittenen Mann entstehen, der den Angriff zu leiten schien.

Die ersten Angreifer können nicht allein Szekler-Husaren gewesen sein, denn daß von Seite derselben auch französische Worte fielen, steht fest, und daß die That nicht von jenen allein ausging, dagegen spricht auch ihr Benehmen, ihre Absicht konnte nur sein, entweder an den Franzosen ihren haßerfüllten Muth zu kühlen oder sie auszurauben oder beides zugleich. In beiden Fällen macht man mit den Personen keinen Unterschied; der Name der Angegriffenen war diesfalls den Angreifern vollständig gleichgültig. Die Plünderung stand in zweiter Linie. Der Mord war also weder ein Soldaten-exceß, noch ein um Documentenraubes willen ins Werk gesetzter Anschlag. Alles weist darauf hin, daß es vielmehr auf die Ermordung dreier ganz bestimmter Personen, Bonnier's, Debry's und Roberjot's, abgesehen war. Andere Namen werden nicht genannt, andere Personen nicht behelligt. Ja, man fragte den letzteren wiederholt, offenbar um der Sache gewiß zu sein, und suchte nach dem vermißten Debry.

Jedermann drängt sich nun die Frage auf, was war also demnach das Hauptziel der That und wer leitete die letzten Fäden dabei? Nach strengster Prüfung aller bisher aufgestellten Hypothesen und aller bisher an's Licht getretenen Berichte, liegt der ganze Verdacht auf Frankreich selbst, und zwar richtet er sich sowohl gegen das Directorium als gegen die Emigranten.

Spricht einerseits nach dem Grundsatze „is fecit cui prodest“ vieles für das Directorium, wenn auch nicht in dem Sinne, daß der Mord demselben wirklich ersprießlich war, so doch in dem, daß er demselben ersprießlich scheinen mochte — es

hoffte durch denselben auf Hebung seiner gesunkenen Popularität und des Kriegseifers einzuwirken, täuschte sich jedoch vollständig — läßt sich dafür das Zerwürfniß des Directoriums mit seinen Gesandten, die anerkannte Verworfenheit desselben, das Benehmen der Witwe Roberjot's *) und der Ausspruch eines Napoleon geltend machen, von denen übrigens die beiden letzten Momente sich vielleicht auch anders erklären ließen, so ruht anderseits ein nicht minder dringender Verdacht auf der Emigration, die Himmel und Erde gegen die „Königsmörder" in Bewegung setzte und der nichts gelegener kommen konnte, als eine Erweiterung der Kluft, welche Oesterreich, auf das sich der Verdacht naturgemäß zuerst lenken mußte, von Frankreich trennte. Von Anfang schon hatte sich in Rastatt das damals überhaupt bedeutsame Emigrantenthum bemerkbar und der Directorialregierung sehr unbequem gemacht. Unter den ab und zu auftauchenden Emigrés wurden besonders Auguste Danican und der Graf von Toulouse bemerkt, von welch Letzterem man die Aeußerung: „Binnen Kurzem wird sich etwas ereignen, worüber die Welt staunen soll", mit der ernsten Drohung: „Die französischen Minister würden Rastatt nicht lebend verlassen" in Verbindung brachte.

J. A. Freiherr v. Helfert: Der Rastatter Gesandtenmord. Wien 1874.

---

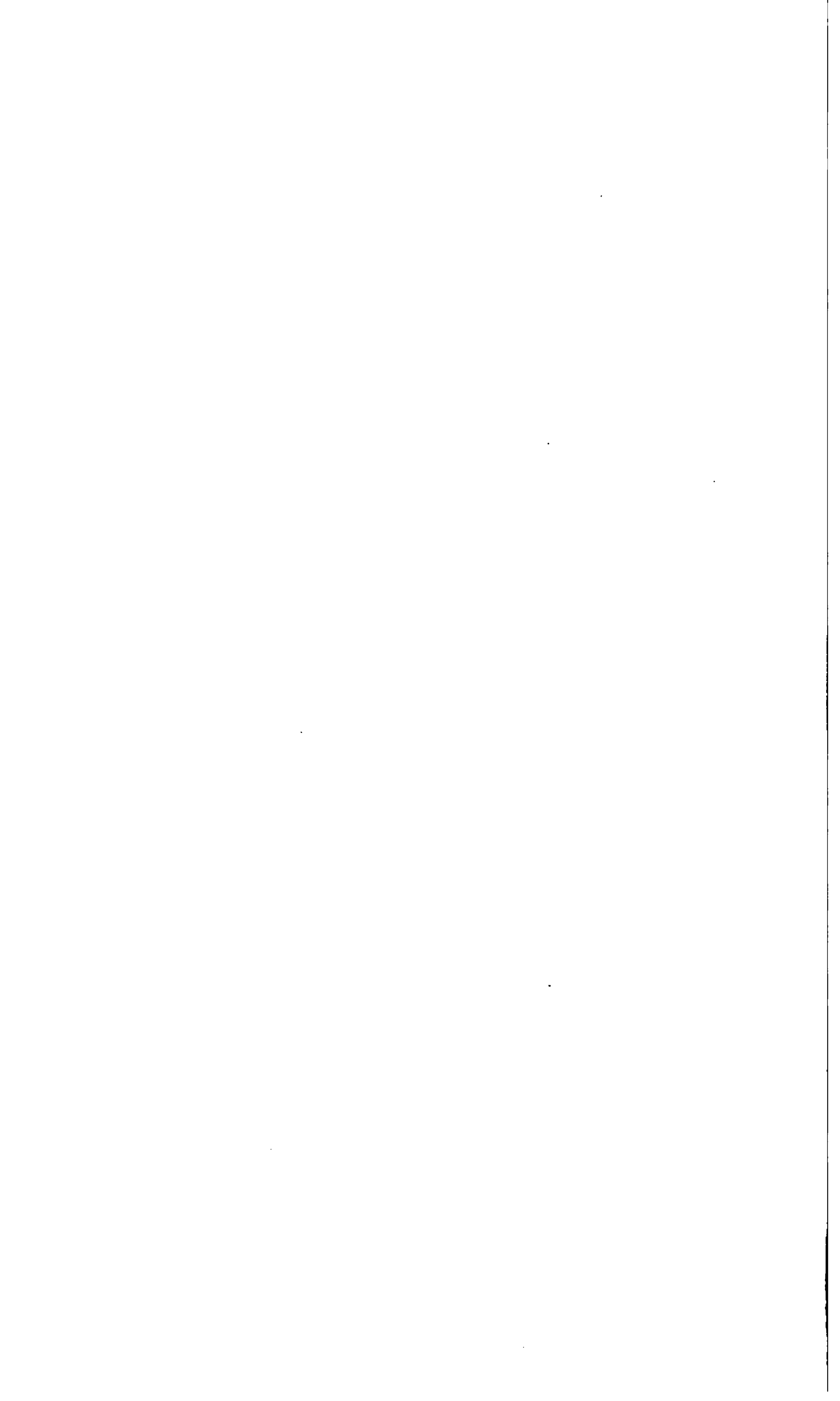
*) Sie beschuldigte Debry geradezu, dem Directorium als Werkzeug des gegen ihren Mann und Bonnier angelegten Mordes gedient zu haben; auch das Publikum glaubte zuletzt solches und in der Armee sagte man es geradezu, daß nur ihre Regierung einer solchen Niedertracht fähig sei.

Nachtrag: Durch Hüffers jüngst erschienene: „Diplomat. Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution III. Der Radstatter Congreß." 2. Theil. Bonn 1879, wird die obige Auffassung nicht alterirt.

II.

Der Irrthum verhält sich gegen das
Wahre wie der Schlaf gegen das Wachen;
Erquickt und erfrischt wendet man sich
Aus dem Irren wieder zum Wahren hin.

Goethe.



1.

Die Schenkung Constantin's.

(Zwischen 752 und 777.*)

In der Sala di Constantino zu Rom, im Vatican, zeigt uns ein Wandgemälde das Innere des herrlichen St. Peter Domes, in welchem Kaiser Constantin die sinnbildliche Uebergabe des Kirchenstaates an Papst Sylvester I. vollzieht, und durch die Fenster der Wölbung die Engel Gruß und Segen spenden. Recht hübsch, diese höchste Kunstverklärung nach den Entwürfen Rafaels, aber anders die nüchterne Wissenschaft. — Bekanntlich ist der Kirchenstaat zuerst aus der Gebietsschenkung entstanden, die Pipin der Kurze dem römischen Bischof Stephan II. im Jahre 755 machte; sie umfaßte Landstriche, die der Frankenkönig den Longobarden entrissen hatte. Später, so nimmt man allgemein an, wurde diese Schenkung von Karl dem Großen bestätigt. Doch ist für keine der beiden Handlungen eine gleichzeitige Urkunde vorhanden.

Im Mittelalter gelangte nach und nach eine ganz andere Vorstellung über das Entstehen des Kirchenstaates zur Geltung. Der Volksgeist, immer in der Einbildungskraft thätig und von der Wissenschaft nicht beaufsichtigt, pflegte zu jener Zeit (und oft heute noch) jedes Ereigniß mit dem Schmucke der Sage zu umspinnen. Für den weltlichen Besitz des Papstes fand man einen Hintergrund aus, der alterthümlicher und ehrwürdiger schien als Pipin's Schenkung. Es hieß nämlich, schon Kaiser Constantin habe, als er Christ geworden, dem römischen Stuhle nicht nur Rom geschenkt,

*) Die Schenkungsurkunde ist ein Machwerk aus dem 8. Jahrhundert, datirt mithin um vierhundert Jahre nach Constantin.

sondern habe auch, um dessen Herrschaft nicht zu stören, den Sitz des Kaiserthums nach Byzanz verlegt. Mit dieser Erzählung war die Legende noch nicht zufrieden, denn es wird hinzugefügt, daß Papst Sylvester den Kaiser von einem schweren Verbrechen zurückgehalten. Constantin litt, so heißt es, an einem Aussatz und es wurde ihm der Rath ertheilt, sich im Blute unschuldiger Kinder zu baden. Schon waren die Anstalten zu einer Neuauflage der Bethlehemischen Kindermassacre getroffen, als Sylvester auftrat und sich erbot den Kaiser kraft seines Gebetes zu heilen. Es geschah, Constantin bekehrte sich und ward Christ. Heutzutage aber weiß man ganz genau, daß dieser Kaiser erst kurz vor seinem Tode förmlich zum Christenthume übertrat, und nicht in Rom, sondern zu Nikomedien in Kleinasien (22. Mai 337); auch war der Bischof, der die Taufe an ihm vollzog, kein Katholik, sondern ein Arianer, also ein Ketzer. — Indessen paßte die Sage trefflich in den Gedankenkreis des Mittelalters und erlangte volksthümliche Verbreitung. Noch wichtiger wurde der Zusatz: Constantin habe zum Danke dem Papste die Stadt übergeben, deren Namen die Weltherrschaft bedeutete, und nicht blos diese, sondern ganz Italien! Da nun Sylvester die Krone oder vielmehr das Diadem nicht annahm, so bestimmte ihm Constantin die Tiara nebst anderen Würdenzeichen als Sinnbilder göttlicher Gewalt über den Erdkreis.

Diese Fabel wurde bis zum Ausgange des Mittelalters allgemein geglaubt, von da an nahm dieser Glaube ab, doch ist er bis heute nicht erloschen, sowie die Erzählung von der Constantinischen Schenkung sich bald da, bald dort wieder findet. Als im fünfzehnten Jahrhundert der Geist wissenschaftlicher Prüfung erwachte, da begann man, die Schenkung Constantin's in's richtige Licht zu stellen, humanistisch gesinnte Cardinäle gaben zu, daß sich die Angabe nicht werde halten lassen, bis endlich am schärfsten gegen dieselbe der

berühmte Gelehrte Laurentius Valla in der Schrift: „Von der fälschlich geglaubten und erlogenen Schenkung Constantin's" auftrat. Im nächsten Jahrhundert erklärte Boronius, ein anderes berühmtes Haupt katholischer Gelehrsamkeit, die Schenkung ebenfalls für unecht und bald stimmten die auf ihn folgenden ersten Forscher zu. Heute kann nur Köhlerglaube oder Unwissenheit die Constantinische Urkunde für echt halten, sie gehört in dasselbe Gebiet wie die Pseudo-Isidorischen Decretalen*), in jenes der Fabel, der Fälschung.

Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Stuttgart 1859—73, Ranke rc. rc.

2.

Die Päpstin Johanna.

Es glaubt wohl Niemand mehr im Ernste daran, daß ein Weib auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, eine Behauptung, die früher nicht nur von Protestanten, sondern auch von Katholiken geglaubt ward. Die Untersuchungen haben längst das Märchen nachgewiesen, das nur in den Zeiten der Unwissenheit und Parteiwuth Glauben finden konnte, wobei übrigens ein Aufwand von Gelehrsamkeit an den Tag gelegt ward, der besser für einen wichtigeren Stoff hätte verwerthet werden sollen.

Nach den Erzählungen von Chronisten des 11. und 13. Jahrhunderts ward zu Mainz (oder auch zu Ingelheim) einem der durch Karl den Großen aus England verschriebenen

*) Ein Product der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, stellen sie bekanntlich den Papst als Statthalter Christi und Oberhaupt der Kirche dar, mit allen darum und daran hängenden Machtbefugnissen, und wurden lange geglaubt.

Missionär eine Tochter Johanna geboren, welche sich durch ihre Neigung zu den Wissenschaften, sowie durch ihre besondere Schönheit bald den Ruf des Wunders der Zeit verschaffte. Sie schenkte einem Mönche des Fuldäer Klosters ihre Neigung und entfloh in männlicher Kleidung mit ihm nach England. Beide bereisten später Frankreich, Italien und Griechenland, woselbst zu Athen ihr Geliebter starb. Johanna begab sich nun nach Rom, wo sie unter dem Namen Angelicus die angenommene männliche Rolle fortspielte, sie legte daselbst eine Schule an und wurde nach dem Tode Papst Leo IV. 855 wegen ihrer Gelehrsamkeit, Sittsamkeit und Frömmigkeit einstimmig von Klerus und Volk als Johann VIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Nachdem sie zwei und ein halbes Jahr zur allgemeinen Zufriedenheit regiert, kam sie während eines öffentlichen Aufzuges auf offener Straße, zwischen dem Amphitheater und der Clemenskapelle nieder, gab jedoch vor Scham auf der Stelle, sammt ihrem Kinde den Geist auf — 858. — Sie hätte, so erzählt die Sage weiter, dieser öffentlichen Schande vorbeugen können, wenn sie unter irgend einem Vorwande der Prozession nicht beigewohnt haben würde, sie that es aber aus Absicht um Verzeihung ihrer Sünde, die sie aufrichtig bereute, zu erhalten; es war ihr nämlich ein Engel erschienen, der ihr die Wahl ließ, entweder in jener Welt verdammt zu werden, oder in dieser die Schande ihres Vergehens zu tragen. Auf dem Platze ihrer Niederkunft wurde eine Kapelle nebst einer Denksäule errichtet, doch vermieden es die Päpste diese Stelle zu passieren. Um indessen für die Zukunft einem solchen Skandal vorzubeugen, mußte fortan jeder neugewählte Papst sich auf einen eigenen Stuhl setzen und von einem der jüngsten Diakonen sein Geschlecht prüfen lassen. Dieser machte sodann das günstige Resultat mit dem dreimaligen Ausruf: „Habet!“ bekannt, worauf Volk und Clerisei fortlockend: „Deo gratias“ antworteten.

Der erste Schriftsteller, welcher von dieser fabulösen Geschichte erzählt, ist der Chronist Marianus Scotus (Ende des II. Jahrhunderts). Sigbert Gemblours, spinnt sie schon weiter aus, ihre völlige Gestaltung und Abrundung erhält sie aber erst durch Martius Colonius, der in der Mitte des 13. Jahrhunderts lebt; jetzt erst erscheint die Erzählung vom Stuhl und von der Schandsäule, von welch' Beiden die früheren Chronisten nichts gewußt.

Der Beweis für die Unmöglichkeit der Thatsache ist längst erbracht, es ist auch urkundlich festgestellt, daß auf Papst Leo IV., der am 17. Juli 855 verschied, Benedikt III. folgte, welchen die Clerisei und das römische Volk einstimmig und sofort zum Papste wählte: wir wissen dies auch von Anastasius Bibliothekarius, einem Zeitgenossen und Augenzeugen, der diese Wahl Kaiser Lothar I. meldete. Da nun dieser am 29. September 855 verschied, also ungefähr zwei Monate nach Leo's Tode, und Benedikt 858 starb, wo bleibt da der Raum für die zweijährige Regierung Johanna's? Diese Angaben aber werden durch andere gleichzeitige Schriftsteller hinreichend unterstützt, sie stimmen auch mit der Chronik der Päpste und den Bertinianischen Annalen (9. Jahrhundert) überein. Weitere und zwar sehr maßgebende Beweise finden wir in dem Schweigen der griechischen, dem päpstlichen Hofe sehr feindselig gesinnten Historiker, welche jede nachtheilige Kleinigkeit hervorheben; endlich nennt der Patriarch Photius, einer der erbittertsten Gegner der Päpste, ebenfalls Benedikt III. als unmittelbaren Nachfolger Leo IV. und hätte gewiß von einem solchen Skandale nicht geschwiegen.

Fraglich ist dagegen woher das Märchen stammt; auch hierüber sind die Anschauungen verschieden und wäre ihre Erörterung müßig. Was jedoch den durchlöcherten Stuhl betrifft (sedia stercorario), auf welchen Viele ihren Hauptbeweis für die Existenz einer Päpstin Johanna stützen, so

ist das Vorhandensein eines solchen erwiesen, aber auch sein Zweck.

Wenn nämlich ein Cardinal zum Papste gewählt worden war, so setzte man ihn zuerst auf diesen Stuhl, und während er von ihm aufstand, und sich auf einem anderen prächtigen, nicht durchlöcherten niederließ, sang man die Worte: Susciat de pulvere agemun et de stercore erigit pauperem (Psalm III. 7. 8). Diese Ceremonie wurde aber als eben nicht sehr fein schon im 16. Jahrhundert abgeschafft.

Die Fabel von der Päpstin Johanna hat den Stoff zu einem der ältesten deutschen Dramen geboten: „Ein schön Spiel von Fraw Jutten.“

Döllinger: Die Papstfabeln des Mittelalters. München 1863.

3.

Heinrich I., der Finkler.

(919.)

An die Erwählung König Heinrich I., des Finklers oder Vogelstellers, knüpft sich eine Reihe gar wunderlicher Sagen und Fabeln, von welchen am bekanntesten jene ist, daß, als er in Kenntniß von seiner Erwählung zum deutschen Könige durch die Abgesandten des Reiches gesetzt ward, diese ihn gerade beim Vogelfang beschäftigt fanden. Vor der Mitte des 12. Jahrhunderts — also ganze zwei Jahrhunderte später — war von dieser Erzählung keine Spur, sie hat sich, wie dies bei den meisten Anekdoten und Sagen der Fall ist, erst im Laufe der Zeit entwickelt und sowohl das Ereigniß der Wahl

Heinrich's als das seines großen Sieges über die Ungarn, am 15. März 933 bei Riade, ist mehr und mehr durch willkürliche Ausschmückungen also verändert und entstellt worden, daß am Ende das was wir lesen, der wahren Geschichte kaum im Geringsten gleicht.*)

Die gleichzeitigen Chronisten wissen von einem vogelstellenden Herzoge und dem Orte, wo denselben die Botschaft der Wahl getroffen (durch seinen Namen Finkelheerd — nächst Quedlinburg — sollte er bis zur neuesten Zeit die Erinnerung an die Begebenheit bewahren) nichts zu erzählen. Der erste Chronist, welcher hievon spricht, ist Gottfried von Viterbo**), dessen Chronik auch sonst die Quelle mancher fabelhafter Ausschmückungen der Geschichte ist, wenngleich nicht geradezu angenommen werden kann, daß er die alleinige Quelle aller späteren fabulösen Erzählungen über die Wahl Heinrich's ist. Schon bei Viterbo finden sich auch die übrigen Märchen, daß Heinrich sich erst geweigert die Wahl überhaupt, sodann die Salbung des Erzbischofs Heringer von Mainz anzunehmen.

Es scheint, daß die Anekdote von der Vogelstellerei ein der Wahl Rudolf's von Rheinfelden, dem Gegenkönige Heinrich IV. anhaftendes Factum ist, und daß dieses, sei es nun von Viterbo oder Anderen zu einem Merkmale der Geschichte Heinrich I. gemacht ward, aus welchem Grunde ist freilich

*) Es gehören hieher vorerst die Darbietung eines räudigen Hundes statt des üblichen Tributes, die Ortsbestimmung des Schlachtfeldes — einer der bestrittendsten Punkte in der Geschichte (Widukind von Corvei, gelehrter Benedictiner Mönch — lebte um 940 — hat den glaubwürdigsten Bericht der Schlacht hinterlassen, er sagt Riade), Detailschilderungen der Schlacht selbst, die Zahl der Kämpfer und Erschlagenen vom Feinde, endlich die Erzählung von dem nach erfochtenen Siege zu Magdeburg abgehaltenen ersten Tournier in Deutschland.

**) Secretär Konrad III. und Friedrich I. Almosenier Heinrich VI. Die k. k. Hofbibliothek bewahrt mehrere seiner Werke im Manuscript.

nicht recht einleuchtend. Uebrigens ist es nichts Ungewöhnliches, daß die Sage gar oft Zeit und Ort verwechselt und verwirrt, sie knüpft ihr Gebilde an verschiedene Personen und Verhältnisse an, sie wird leicht von der einen hervorragenden Gestalt auf die andere übertragen.

Abgesehen davon, daß die Geschichte verwirft, was auf Erdichtung und willkürlicher Ausschmückung beruht, mithin auch die Erzählung von der Vogelstellerei Heinrich I., würde sie auch im entgegengesetzten Falle keine Berechtigung bieten, ihm den Namen Auceps (Vogler, Vogelsteller, Finkler oder wie man übersetzen will) beizulegen, er stellte ganz andere Netze als für Finken, Lerchen oder anderes Vogelgethier, Netze, in denen die Feinde des Deutschen Reiches ihren Untergang fanden. Heinrich I. bedarf gar keines hervorhebenden Namens (nur einer wäre seiner würdig: der Große*) dieser und die Verdienste, welche sich Heinrich um Deutschland erworben, werden leben, so lange es eine deutsche Geschichte gibt.

Ranke: Jahrbücher des deutschen Reiches ꝛc. Heinrich I. von Dr. G. Waitz.
Giesebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit. I. Band.

---

*) Es wurden ihm noch — obschon äußerst selten — zwei andere ebenso wenig zutreffende Beinamen gegeben: humilis und martellus.

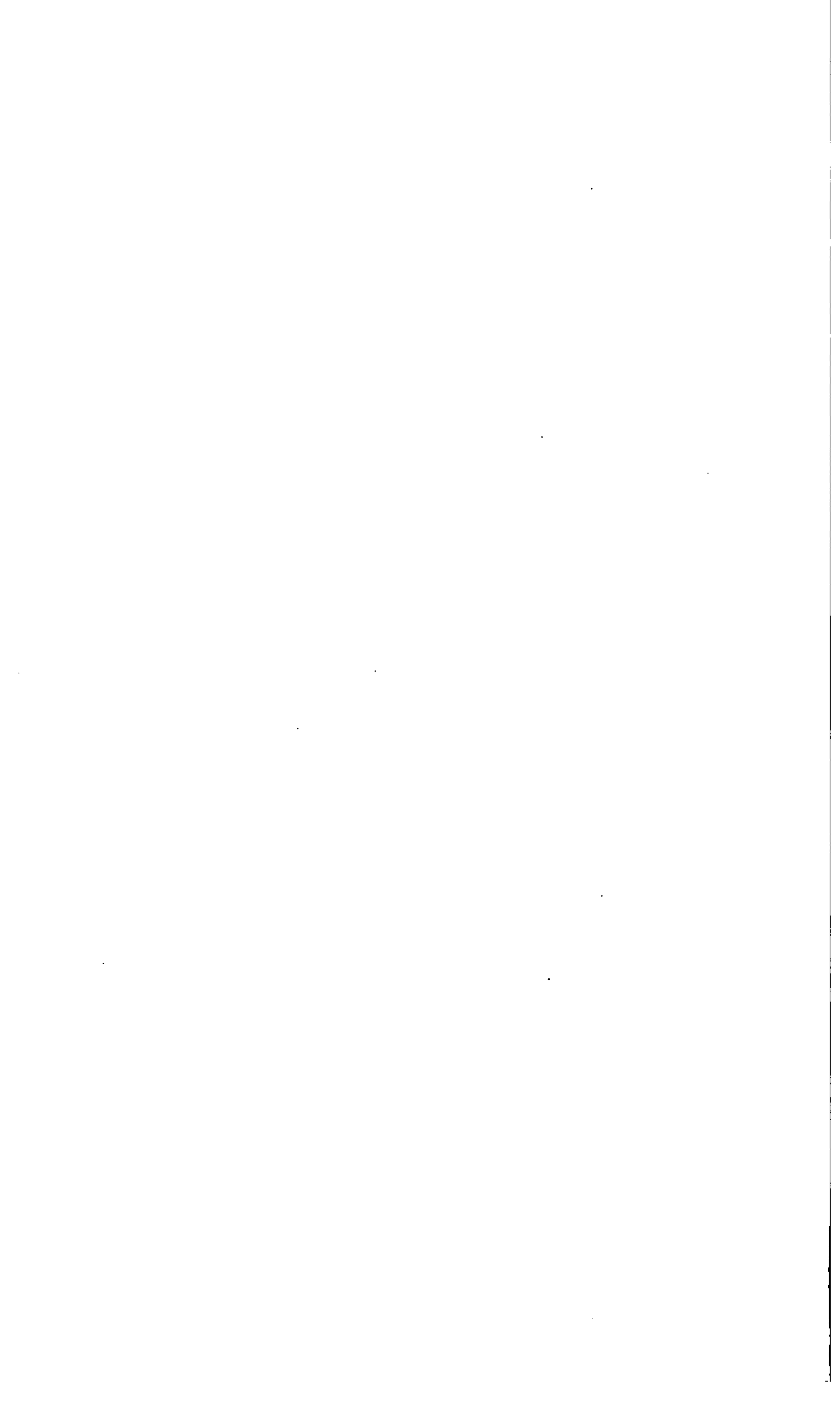
4.

Beginn und Ausgang des Hauses Babenberg.

(976 und 1246.)

Legendenhaft, wie der Beginn der ersten Dynastie in Oesterreich, des ehrlauchten Hauses der Babenberger, ebenso schließt auch dasselbe, mit dem sagenhaften Tode des letzten Fürsten, Friedrich II., dem Streitbaren.

Kaiser Otto der Große war es, welcher bekanntlich die schon von Karl dem Großen errichtete Ostmark, nach ihrer Zerstörung durch die Avaren wieder aufgerichtet hat. Jener soll sich nun eines Tages auf der Jagd befunden und im Eifer der Verfolgung eines Wildes von seinem Gefolge getrennt haben. Mitten im Dickicht sieht sich nun Otto mit einenmale einem wilden auf ihn eindringenden Ungethier gegenüber und in diesem Momente der Gefahr zerbricht sein Bogen. Der Kaiser wäre verloren gewesen, wenn nicht plötzlich ein kräftiger Jüngling herbeigestürzt wäre, welcher das Unthier niederstreckte. Tief erregt reichte Otto dem jungen Manne — es war Leopold aus dem markgräflich-babenbergischen Geschlechte — seinen zerbrochenen Bogen, mit der Weisung, ihn einst an diese Stunde der Gefahr zu mahnen, und den Lohn der Unerschrockenheit und des Muthes anzusprechen. Und als nun bald die eben neu aufgerichtete Ostmark dadurch erledigt ward, daß ihr Gaugraf Burkhardt in einem Seezuge wider Araber gefallen, erhielt Leopold sie zum Lehen. Diese liebliche Erzählung gehört, wie so viele andere, in das Gebiet der Sage und hält kritischer Forschung nirgends Stich. Nach dem Tode Kaiser Otto I. schien für seinen jugendlichen Nachfolger Otto II. große Gefahr um Krone und Reich durch die Empörung des ehrgeizigen und übermüthig gewordenen



1.

Die Schenkung Constantin's.

(Zwischen 752 und 777.*)

In der Sala di Constantino zu Rom, im Vatican, zeigt uns ein Wandgemälde das Innere des herrlichen St. Peter Domes, in welchem Kaiser Constantin die sinnbildliche Uebergabe des Kirchenstaates an Papst Sylvester I. vollzieht, und durch die Fenster der Wölbung die Engel Gruß und Segen spenden. Recht hübsch, diese höchste Kunstverklärung nach den Entwürfen Rafaels, aber anders die nüchterne Wissenschaft. — Bekanntlich ist der Kirchenstaat zuerst aus der Gebietsschenkung entstanden, die Pipin der Kurze dem römischen Bischof Stephan II. im Jahre 755 machte; sie umfaßte Landstriche, die der Frankenkönig den Longobarden entrissen hatte. Später, so nimmt man allgemein an, wurde diese Schenkung von Karl dem Großen bestätigt. Doch ist für keine der beiden Handlungen eine gleichzeitige Urkunde vorhanden.

Im Mittelalter gelangte nach und nach eine ganz andere Vorstellung über das Entstehen des Kirchenstaates zur Geltung. Der Volksgeist, immer in der Einbildungskraft thätig und von der Wissenschaft nicht beaufsichtigt, pflegte zu jener Zeit (und oft heute noch) jedes Ereigniß mit dem Schmucke der Sage zu umspinnen. Für den weltlichen Besitz des Papstes fand man einen Hintergrund aus, der alterthümlicher und ehrwürdiger schien als Pipin's Schenkung. Es hieß nämlich, schon Kaiser Constantin habe, als er Christ geworden, dem römischen Stuhle nicht nur Rom geschenkt,

*) Die Schenkungsurkunde ist ein Machwerk aus dem 8. Jahrhundert, datirt mithin um vierhundert Jahre nach Constantin.

sondern habe auch, um dessen Herrschaft nicht zu stören, den Sitz des Kaiserthums nach Byzanz verlegt. Mit dieser Erzählung war die Legende noch nicht zufrieden, denn es wird hinzugefügt, daß Papst Sylvester den Kaiser von einem schweren Verbrechen zurückgehalten. Constantin litt, so heißt es, an einem Aussatz und es wurde ihm der Rath ertheilt, sich im Blute unschuldiger Kinder zu baden. Schon waren die Anstalten zu einer Neuauflage der Bethlehemischen Kindermassacre getroffen, als Sylvester auftrat und sich erbot den Kaiser kraft seines Gebetes zu heilen. Es geschah, Constantin bekehrte sich und ward Christ. Heutzutage aber weiß man ganz genau, daß dieser Kaiser erst kurz vor seinem Tode förmlich zum Christenthume übertrat, und nicht in Rom, sondern zu Nikomedien in Kleinasien (22. Mai 337); auch war der Bischof, der die Taufe an ihm vollzog, kein Katholik, sondern ein Arianer, also ein Ketzer. — Indessen paßte die Sage trefflich in den Gedankenkreis des Mittelalters und erlangte volksthümliche Verbreitung. Noch wichtiger wurde der Zusatz: Constantin habe zum Danke dem Papste die Stadt übergeben, deren Namen die Weltherrschaft bedeutete, und nicht blos diese, sondern ganz Italien! Da nun Sylvester die Krone oder vielmehr das Diadem nicht annahm, so bestimmte ihm Constantin die Tiara nebst anderen Würdenzeichen als Sinnbilder göttlicher Gewalt über den Erdkreis.

Diese Fabel wurde bis zum Ausgange des Mittelalters allgemein geglaubt, von da an nahm dieser Glaube ab, doch ist er bis heute nicht erloschen, sowie die Erzählung von der Constantinischen Schenkung sich bald da, bald dort wieder findet. Als im fünfzehnten Jahrhundert der Geist wissenschaftlicher Prüfung erwachte, da begann man, die Schenkung Constantin's in's richtige Licht zu stellen, humanistisch gesinnte Cardinäle gaben zu, daß sich die Angabe nicht werde halten lassen, bis endlich am schärfsten gegen dieselbe der

berühmte Gelehrte Laurentius Valla in der Schrift: „Von der fälschlich geglaubten und erlogenen Schenkung Constantin's" auftrat. Im nächsten Jahrhundert erklärte Boronius, ein anderes berühmtes Haupt katholischer Gelehrsamkeit, die Schenkung ebenfalls für unecht und bald stimmten die auf ihn folgenden ersten Forscher zu. Heute kann nur Köhlerglaube oder Unwissenheit die Constantinische Urkunde für echt halten, sie gehört in dasselbe Gebiet wie die Pseudo-Isidorischen Decretalen*), in jenes der Fabel, der Fälschung.

Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Stuttgart 1859—73, Ranke rc. rc.

2.

Die Päpstin Johanna.

Es glaubt wohl Niemand mehr im Ernste daran, daß ein Weib auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, eine Behauptung, die früher nicht nur von Protestanten, sondern auch von Katholiken geglaubt ward. Die Untersuchungen haben längst das Märchen nachgewiesen, das nur in den Zeiten der Unwissenheit und Parteiwuth Glauben finden konnte, wobei übrigens ein Aufwand von Gelehrsamkeit an den Tag gelegt ward, der besser für einen wichtigeren Stoff hätte verwerthet werden sollen.

Nach den Erzählungen von Chronisten des 11. und 13. Jahrhunderts ward zu Mainz (oder auch zu Ingelheim) einem der durch Karl den Großen aus England verschriebenen

*) Ein Product der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, stellen sie bekanntlich den Papst als Statthalter Christi und Oberhaupt der Kirche dar, mit allen darum und daran hängenden Machtbefugnissen, und wurden lange geglaubt.

Missionär eine Tochter Johanna geboren, welche sich durch ihre Neigung zu den Wissenschaften, sowie durch ihre besondere Schönheit bald den Ruf des Wunders der Zeit verschaffte. Sie schenkte einem Mönche des Fuldäer Klosters ihre Neigung und entfloh in männlicher Kleidung mit ihm nach England. Beide bereisten später Frankreich, Italien und Griechenland, woselbst zu Athen ihr Geliebter starb. Johanna begab sich nun nach Rom, wo sie unter dem Namen Angelicus die angenommene männliche Rolle fortspielte, sie legte daselbst eine Schule an und wurde nach dem Tode Papst Leo IV. 855 wegen ihrer Gelehrsamkeit, Sittsamkeit und Frömmigkeit einstimmig von Klerus und Volk als Johann VIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Nachdem sie zwei und ein halbes Jahr zur allgemeinen Zufriedenheit regiert, kam sie während eines öffentlichen Aufzuges auf offener Straße, zwischen dem Amphitheater und der Clemenskapelle nieder, gab jedoch vor Scham auf der Stelle, sammt ihrem Kinde den Geist auf — 858. — Sie hätte, so erzählt die Sage weiter, dieser öffentlichen Schande vorbeugen können, wenn sie unter irgend einem Vorwande der Prozession nicht beigewohnt haben würde, sie that es aber aus Absicht um Verzeihung ihrer Sünde, die sie aufrichtig bereute, zu erhalten; es war ihr nämlich ein Engel erschienen, der ihr die Wahl ließ, entweder in jener Welt verdammt zu werden, oder in dieser die Schande ihres Vergehens zu tragen. Auf dem Platze ihrer Niederkunft wurde eine Kapelle nebst einer Denksäule errichtet, doch vermieden es die Päpste diese Stelle zu passieren. Um indessen für die Zukunft einem solchen Skandal vorzubeugen, mußte fortan jeder neugewählte Papst sich auf einen eigenen Stuhl setzen und von einem der jüngsten Diakonen sein Geschlecht prüfen lassen. Dieser machte sodann das günstige Resultat mit dem dreimaligen Ausruf: „Habet!“ bekannt, worauf Volk und Clerisei fortlockend: „Deo gratias“ antworteten.

Der erste Schriftsteller, welcher von dieser fabulösen Geschichte erzählt, ist der Chronist Marianus Scotus (Ende des II. Jahrhunderts). Sigbert Gemblours, spinnt sie schon weiter aus, ihre völlige Gestaltung und Abrundung erhält sie aber erst durch Martius Colonius, der in der Mitte des 13. Jahrhunderts lebt; jetzt erst erscheint die Erzählung vom Stuhl und von der Schandsäule, von welch' Beiden die früheren Chronisten nichts gewußt.

Der Beweis für die Unmöglichkeit der Thatsache ist längst erbracht, es ist auch urkundlich festgestellt, daß auf Papst Leo IV., der am 17. Juli 855 verschied, Benedikt III. folgte, welchen die Clerisei und das römische Volk einstimmig und sofort zum Papste wählte; wir wissen dies auch von Anastasius Bibliothekarius, einem Zeitgenossen und Augenzeugen, der diese Wahl Kaiser Lothar I. meldete. Da nun dieser am 29. September 855 verschied, also ungefähr zwei Monate nach Leo's Tode, und Benedikt 858 starb, wo bleibt da der Raum für die zweijährige Regierung Johanna's? Diese Angaben aber werden durch andere gleichzeitige Schriftsteller hinreichend unterstützt, sie stimmen auch mit der Chronik der Päpste und den Bertinianischen Annalen (9. Jahrhundert) überein. Weitere und zwar sehr maßgebende Beweise finden wir in dem Schweigen der griechischen, dem päpstlichen Hofe sehr feindselig gesinnten Historiker, welche jede nachtheilige Kleinigkeit hervorheben; endlich nennt der Patriarch Photius, einer der erbittertsten Gegner der Päpste, ebenfalls Benedikt III. als unmittelbaren Nachfolger Leo IV. und hätte gewiß von einem solchen Skandale nicht geschwiegen.

Fraglich ist dagegen woher das Märchen stammt; auch hierüber sind die Anschauungen verschieden und wäre ihre Erörterung müßig. Was jedoch den durchlöcherten Stuhl betrifft (sedia stercorario), auf welchen Viele ihren Hauptbeweis für die Existenz einer Päpstin Johanna stützen, so

ist das Vorhandensein eines solchen erwiesen, aber auch sein Zweck.

Wenn nämlich ein Cardinal zum Papste gewählt worden war, so setzte man ihn zuerst auf diesen Stuhl, und während er von ihm aufstand, und sich auf einem anderen prächtigen, nicht durchlöcherten niederließ, sang man die Worte: Susciat de pulvere agemun et de stercore erigit pauperem (Psalm III. 7. 8). Diese Ceremonie wurde aber als eben nicht sehr fein schon im 16. Jahrhundert abgeschafft.

Die Fabel von der Päpstin Johanna hat den Stoff zu einem der ältesten deutschen Dramen geboten: „Ein schön Spiel von Fraw Jutten."

Döllinger: Die Papstfabeln des Mittelalters. München 1863.

3.

Heinrich I., der Finkler.

(919.)

An die Erwählung König Heinrich I., des Finklers oder Vogelstellers, knüpft sich eine Reihe gar wunderlicher Sagen und Fabeln, von welchen am bekanntesten jene ist, daß, als er in Kenntniß von seiner Erwählung zum deutschen Könige durch die Abgesandten des Reiches gesetzt ward, diese ihn gerade beim Vogelfang beschäftigt fanden. Vor der Mitte des 12. Jahrhunderts — also ganze zwei Jahrhunderte später — war von dieser Erzählung keine Spur, sie hat sich, wie dies bei den meisten Anekdoten und Sagen der Fall ist, erst im Laufe der Zeit entwickelt und sowohl das Ereigniß der Wahl

Heinrich's als das seines großen Sieges über die Ungarn, am 15. März 933 bei Riade, ist mehr und mehr durch willkürliche Ausschmückungen also verändert und entstellt worden, daß am Ende das was wir lesen, der wahren Geschichte kaum im Geringsten gleicht.*)

Die gleichzeitigen Chronisten wissen von einem vogelstellenden Herzoge und dem Orte, wo denselben die Botschaft der Wahl getroffen (durch seinen Namen Finkelheerd — nächst Quedlinburg — sollte er bis zur neuesten Zeit die Erinnerung an die Begebenheit bewahren) nichts zu erzählen. Der erste Chronist, welcher hievon spricht, ist Gottfried von Viterbo**), dessen Chronik auch sonst die Quelle mancher fabelhafter Ausschmückungen der Geschichte ist, wenngleich nicht geradezu angenommen werden kann, daß er die alleinige Quelle aller späteren fabulösen Erzählungen über die Wahl Heinrich's ist. Schon bei Viterbo finden sich auch die übrigen Märchen, daß Heinrich sich erst geweigert die Wahl überhaupt, sodann die Salbung des Erzbischofs Heringer von Mainz anzunehmen.

Es scheint, daß die Anekdote von der Vogelstellerei ein der Wahl Rudolf's von Rheinfelden, dem Gegenkönige Heinrich IV. anhaftendes Factum ist, und daß dieses, sei es nun von Viterbo oder Anderen zu einem Merkmale der Geschichte Heinrich I. gemacht ward, aus welchem Grunde ist freilich

*) Es gehören hieher vorerst die Darbietung eines räudigen Hundes statt des üblichen Tributes, die Ortsbestimmung des Schlachtfeldes — einer der bestrittendsten Punkte in der Geschichte (Widukind von Corvei, gelehrter Benedictiner Mönch — lebte um 940 — hat den glaubwürdigsten Bericht der Schlacht hinterlassen, er sagt Riade), Detailschilderungen der Schlacht selbst, die Zahl der Kämpfer und Erschlagenen vom Feinde, endlich die Erzählung von dem nach erfochtenen Siege zu Magdeburg abgehaltenen ersten Tournier in Deutschland.

**) Secretär Konrad III. und Friedrich I. Almosenier Heinrich VI. Die k. k. Hofbibliothek bewahrt mehrere seiner Werke im Manuscript.

nicht recht einleuchtend. Uebrigens ist es nichts Ungewöhnliches, daß die Sage gar oft Zeit und Ort verwechselt und verwirrt, sie knüpft ihr Gebilde an verschiedene Personen und Verhältnisse an, sie wird leicht von der einen hervorragenden Gestalt auf die andere übertragen.

Abgesehen davon, daß die Geschichte verwirft, was auf Erdichtung und willkürlicher Ausschmückung beruht, mithin auch die Erzählung von der Vogelstellerei Heinrich I., würde sie auch im entgegengesetzten Falle keine Berechtigung bieten, ihm den Namen Auceps (Vogler, Vogelsteller, Finkler oder wie man übersetzen will) beizulegen, er stellte ganz andere Netze als für Finken, Lerchen oder anderes Vogelgethier, Netze, in denen die Feinde des Deutschen Reiches ihren Untergang fanden. Heinrich I. bedarf gar keines hervorhebenden Namens (nur einer wäre seiner würdig: der Große*) dieser und die Verdienste, welche sich Heinrich um Deutschland erworben, werden leben, so lange es eine deutsche Geschichte gibt.

Ranke: Jahrbücher des deutschen Reiches &c. Heinrich I. von Dr. G. Waitz.
Giesebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit. I. Band.

---

*) Es wurden ihm noch — obschon äußerst selten — zwei andere ebenso wenig zutreffende Beinamen gegeben: humilis und martellus.

4.

Beginn und Ausgang des Hauses Babenberg.

(976 und 1246.)

Legendenhaft, wie der Beginn der ersten Dynastie in Oesterreich, des ehrlauchten Hauses der Babenberger, ebenso schließt auch dasselbe, mit dem sagenhaften Tode des letzten Fürsten, Friedrich II., dem Streitbaren.

Kaiser Otto der Große war es, welcher bekanntlich die schon von Karl dem Großen errichtete Ostmark, nach ihrer Zerstörung durch die Avaren wieder aufgerichtet hat. Jener soll sich nun eines Tages auf der Jagd befunden und im Eifer der Verfolgung eines Wildes von seinem Gefolge getrennt haben. Mitten im Dickicht sieht sich nun Otto mit einenmale einem wilden auf ihn eindringenden Ungethier gegenüber und in diesem Momente der Gefahr zerbricht sein Bogen. Der Kaiser wäre verloren gewesen, wenn nicht plötzlich ein kräftiger Jüngling herbeigestürzt wäre, welcher das Unthier niederstreckte. Tief erregt reichte Otto dem jungen Manne — es war Leopold aus dem markgräflich-babenbergischen Geschlechte — seinen zerbrochenen Bogen, mit der Weisung, ihn einst an diese Stunde der Gefahr zu mahnen, und den Lohn der Unerschrockenheit und des Muthes anzusprechen. Und als nun bald die eben neu aufgerichtete Ostmark dadurch erledigt ward, daß ihr Gaugraf Burkhardt in einem Seezuge wider Araber gefallen, erhielt Leopold sie zum Lehen. Diese liebliche Erzählung gehört, wie so viele andere, in das Gebiet der Sage und hält kritischer Forschung nirgends Stich. Nach dem Tode Kaiser Otto I. schien für seinen jugendlichen Nachfolger Otto II. große Gefahr um Krone und Reich durch die Empörung des ehrgeizigen und übermüthig gewordenen

Baiern-Herzogs Heinrich II., der hierin durch den Přemysliden Boleslaw II. unterstützt ward, zu entstehen. Otto aber trug den Sieg davon, und das Strafgericht traf Heinrich II., wie seine weitverzweigte Anhängerschaft. Baiern kam in andere Hand, es ward entgliedert, namentlich wurden mit der Gunst Otto II. zwei Persönlichkeiten bedacht, mit denen das altberühmte Haus der ostfränkischen Babenberger zu neuem Glanz gedeiht. Berthold erhält den sogenannten Nordgau und Leopold, bisher Graf im Donaugau, die Ostmark.

Dieser urkundlich bewährte Moment ist der Beginn der Babenberger Herrschaft in Oesterreich.

Wie nun dieser Leopold (I.) genannt der „Erlauchte“, im Jahre 994 auf dem St. Kilians-Feste zu Würzburg durch das Verhängniß dem thatkräftigen Leben auf eine gewaltsame Weise entrissen ward*), so endete auch der letzte Fürst dieses herrlichen Geschlechtes, Friedrich II.

Im Kampfe mit Bela IV. von Ungarn begriffen, schlug er an seinem Geburtstage die denkwürdige Schlacht am Steinfelde — 15. Juni 1246 — welche ihm das Leben kostete, wenngleich den Seinen der Sieg ward. Mehrfach verschieden lauten die Versionen über Friedrichs Tod; schon zu seiner Zeit waren die Meinungen getheilt und fanden sie Widersprüche. So lassen ihn die Einen durch die Hand der Feinde, die Anderen durch die eigenen Leute sterben. Ein Herr von Pottendorf habe den Herzog, so heißt es, im Kampfgewühle niedergemacht, weil er seiner Schwester die Ehre geraubt. Diese selbst, Brunhilde, sei als Page verkleidet mit Friedrich in's Feld gezogen und habe ihn, als ein feindlicher Pfeil seinen Streit-

*) Markgraf Heinrich, Sohn Berthold's, hatte seinen Oheim zur Kiliansmesse nach Würzburg geladen, mit dessen Bischof sich der Neffe nach längerer Fehde versöhnt. Hier nun wurde Leopold, als er Morgens des 8. Juli mit den Rittern der Kampfspiele pflog, von einem Pfeile getroffen, der Heinrich vermeint war; er verschied zwei Tage später.

hengst zum Falle gebracht, mit einem Dolche erstochen. Ein Schriftsteller des 14. Jahrhunderts nennt als Thäter den Schenken von Habesbach. Ein Ungar war es, so lautet wieder eine Angabe, der dem Herzog den Kinnbacken und Hals durchbohrt; wieder Andere lassen ihn den Tod durch einen Lanzenstich in's Auge finden oder durch ein Schwert. Am verbreitetsten ist die Meinung — und sie dürfte vielleicht die richtigste sein — daß ein Frangypani es war, welcher den Herzog mit der Lanze erstochen. Friedrich, den Seinen voraus, war eben im eifrigsten Verfolgen einer fliehenden Kumanenschaar begriffen, als der Pfeil eines Bogenschützen derselben sein Pferd zum Sturze brachte. Ehe noch Friedrich's Gefolge Unterstützung bringen konnte, waren schon einige feindliche Reiter umgekehrt und mit Windesschnelle herbeigeeilt, von welchen der Vornehmste, eben der früher genannte Frangypani, Anführer des Vortrabs, den Hilflosen niedermachte. Wir haben schon früher erwähnt, wie kurz nach dem Tode Friedrich's Widersprüche über denselben sich erhoben, bis die Aussagen einiger Gefangener es an's Licht brachten, daß der Herzog wirklich durch Gegners Hand gefallen sei. Es sprechen hiefür die Angaben: Chronicon Salisburgense (Haselbach), Vitus Arenpeckius Chron. Austr., Neuburg chron., Chronic Bohemicum, die Chronik Jos. von Victriny, vor Allem endlich der unbefangene, glaubwürdige Zeitgenosse und Geschichtsschreiber Pernold.*)

Schrötter: Oesterreichische Geschichte. Wien 1779.
Meiller: Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzöge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg. Wien 1850.
Krones: Oesterreichische Geschichte. I. Band. Berlin 1876.

---

*) Pernoldi de ord. Praedicatorum chron. Friderici Bellicosi.

5.

Die österreichischen Hausprivilegien (Freiheitsbriefe), und der Erzherzogstitel.

(1156.)

Eine der wichtigsten, weil folgenreichsten Begebenheiten in der deutschen und vaterländischen Geschichte ist die endgiltige friedliche Beilegung des Streites zwischen Kaiser Friedrich I. und Herzog Heinrich dem Löwen, im Jahre 1156. Folgenreich namentlich für die Markgrafschaft Oesterreich, weil dieses zum Herzogthum erhoben und mit Oberösterreich vereinigt ward, sein Fürst Baiern abtreten mußte, dafür aber eine Reihe wichtiger Privilegien erhielt. Ihr Inhalt ist in zahlreiche Geschichtsbücher, in Lexicas u. a. m. übergegangen, zumeist aber in der Form, welcher eine Fälschung zu Grunde lag. Es ist dies das sogenannte Privilegium majus, zum Unterschiede vom echten Privilegium minor, und lautet wie folgt:

Kaiser Friedrich I. erhebt die Markgrafschaft Oesterreich zum selbständigen deutschen Herzogthum und ertheilt den Herzogen folgende Vorrechte. 1. Leisten sie weder dem Reiche noch sonst jemand einen Dienst, mit Ausnahme der Stellung von zwölf bewaffneten Männern in einem Kriege mit Ungarn. 2. Erhalten die Belehnung stets im eigenen Lande. 3. Sie besuchen die Landtage nur wenn sie dazu Lust haben. 4. Das Reich hat innerhalb Oesterreich's keine Lehen. 5. Alle Lehen daselbst kommen vom Herzoge. 6. Dieser braucht Niemandem zu Recht und Rede zu stehen. 7. Anordnungen des Herzogs haben wie die des Kaisers zu gelten. 8. Das Herzogthum geht bei dem Aussterben der männlichen Nachkommenschaft ad seniorem filiam über. 9. Unter den Herzogen des

österreichischen Hauses hat der älteste stets das dominium. 10. Belehnungen geschehen im herzoglichen Gewande mit dem Hute und der Zinkenkrone. 11. Der Herzog verleiht Schutz und Gewähr auch den Juden. 12. Wenn er bei Reichstagen erscheint, so ist seine Stelle: unus de palatinus archiducibus ad latus dextrum imperii post electores principes. 13. Er hat das Recht, seine Länder zu verleihen oder zu verschenken an wen er will.

Dieses Privilegium Fridericianum majus, datirt vom 17. September 1156, ist, trotzdem es im Original vorhanden, nichtsdestoweniger gefälscht, während das Privilegium Frieder. minor, das in Abschriften auf uns gelangt ist, echt ist. Eine scharfsinnige Kritik hat solches aus inneren und äußeren Gründen und zwar erst seit kaum drei Decennien geschlossen. Es sind darüber heute alle Forscher einig, ein Zweifel besteht nur über die Zeit, wann diese unechten Privilegien gefälscht und gleichsam als die echten Originale benützt worden sind.

Die innere Kritik der Urkunden ergibt übrigens, daß sowohl die Ausdrücke und Institute, deren in dem majus Erwähnung geschieht, wie auch die Form und Latinität auf die Mitte des 14. Jahrhunderts als Entstehungszeit desselben hinweisen. Da ferner die goldene Bulle Kaiser Karl IV. 1356 und der Zustand, der durch dieselbe in dem Reiche festgestellt ward, von den Privilegien vorausgesetzt werden und Herzog Rudolf IV., der Stifter, der Privilegien sich zuerst bedient und dieselben Ende 1360 öffentlich vorgewiesen hat, so wird dieses Jahr als die Entstehungszeit der sämmtlichen Majusurkunden (es existiren solche noch von 1058, 1228, 1245 und 1283) angenommen.

Wir setzen nun auch das als echt erwiesene Privilegium Frider. minor her. Es datirt vom selben Tage wie majus und lautet sein Hauptinhalt: 1. Friedrich erhebt die Mark Oesterreich zum Herzogthum und übergibt sie seinem Oheim Heinrich

(Jasomirgott) und dessen Gemalin Theodora mit der Bestimmung, daß sie beide und ihre Kinder nach ihnen ohne Unterschied, Söhne wie Töchter, dasselbe Herzogthum erbrechtlich vom Reich zu Lehen inne haben und besitzen sollen. Stürbe der besagte Herzog kinderlos, so sollen sie die Freiheit haben, für das Herzogthum wen immer in Vorschlag zu bringen. 2. Der Herzog soll allein die Befugniß haben, Recht zu sprechen. 3. Der Herzog ist dem Reich nur schuldig, sich an den vom Kaiser in Baiern ausgeschriebenen Hoftagen nach vorhergegangener Aufforderung einzufinden. 4. Er schuldet Heeresdienst nur auf den Zügen des Kaisers in den Ländern, welche Oesterreich benachbart.

Dieses priv. minor wurde 1245 vom Kaiser Friedrich II. bestätigt. Das Original verschwand, offenbar zu Gunsten des gefälschten majus, mit dessen Inhalt es unverträglich war.

Das den Herzogen von Oesterreich sub Nr. 12 im Privilegium majus ertheilte Recht hat nun zu der Annahme verführt, daß der Erzherzogstitel den Fürsten Oesterreichs ebenfalls von Kaiser Friedrich I. verliehen worden sei, was natürlich eben so unrichtig ist, als das ganze Privilegium falsch. Der Erzherzogstitel, wenngleich von Herzog Rudolf IV., dem Stifter, zuerst angewendet, wurde den Prinzen des kaiserlichen Hauses erst durch Kaiser Friedrich III. 1453 verliehen, der auch gleichzeitig das seit 1156 bestehende Herzogthum Ober- und Unterösterreich zum Erzherzogthum erhob.

Chmel, Wattenbach, Huber, Jäger, Kürschner u. A. m. im „Archive für Kunde österr. Geschichte." „Sitzungsberichte der histor. philos. Section der kais. Akademie der Wissenschaften." „Monum. habsbg."

Krones: Oesterreichische Geschichte.

6.

Barbarossa's Fußfall vor Heinrich dem Löwen.

(1176.)

Es war im Frühling des Jahres 1175 als Kaiser Friedrich I., der Rothbart, eben im Kampfe mit den Städten Oberitaliens begriffen (sein fünfter Zug), aus militärischen wie politischen Rücksichten den von diesen ihm angebotenen Waffenstillstand und Friedensvertrag von Montebello annahm. Er wollte Zeit gewinnen, um die von Deutschland her zugesagten Verstärkungen zu erwarten, und seinem Heer nach langen Entbehrungen einige Ruhe zu verschaffen. Friedrich rechnete auf die ganze Macht Norddeutschlands, sollte sich aber in einem der mächtigsten Fürsten daselbst, in Heinrich dem Löwen, irren. Dieser war ihm schon seit dem Jahre 1162 nicht mehr über die Alpen gefolgt, sondern hatte sich ganz mit der Befestigung und Ausbreitung seiner eigenen Macht beschäftigt, und konnte sich jetzt zu dem ihm zugemutheten Opfer um so weniger verstehen, als er sowohl im Innern seiner Lande in Streitigkeiten verwickelt, als auch seine persönlichen Beziehungen zum Kaiser sich gelockert hatten. Unglücklicher Weise wollte gerade damals Herzog Heinrich die Stadt Goslar an sich reißen; der Kaiser verweigerte dazu seine Einwilligung, aus welcher Ursache und den früheren Gründen nun Heinrich seine Hilfe versagte.

Es galt bisher als glaubwürdige Thatsache und ist doch nur Fabel, daß der Kaiser den Herzog zu einer persönlichen Zusammenkunft in Chiavenna bewog, wo er Alles aufbot, ihn zu gewinnen und zufriedenzustellen. Und als Nichts Heinrich zu rühren vermochte, da habe sich Barbarossa so tief gedemüthigt, daß er sich zu seines Vasallen Füßen warf und bittend

dessen Knie umfaßte. Bei dieser Gelegenheit soll die anwesende Kaiserin mehr Stolz gezeigt haben, als ihr kaiserlicher Gemal, dem sie zugerufen: „Stehe auf, mein Herr, und gedenke der Schmach; auch Gott möge ihrer eingedenk bleiben!"

Daß diese so oft erzählte und selbstverständlich auch im Bilde verewigte Geschichte mit Allem was darum und daran hängt bloße Erfindung ist, hat die kritische Prüfung des gelehrten Forschers Prutz evident nachgewiesen. Die Zusammenkunft Barbarossa's mit Heinrich dem Löwen fand schließlich auch nicht zu Chiavenna, sondern höchst wahrscheinlich zu Partenkirchen (im heutigen Landesgericht Werdenfels) zwischen dem 1. und 7. März 1176, jedenfalls aber in Südbaiern statt. Sicher ist nur, daß Heinrich die Beihülfe versagte, und der Kaiser dies als eine persönliche Kränkung empfand, die er um so weniger vergessen konnte, als er in ihr den größten Undank erfuhr. Heinrich's Weigerung gab so den Anstoß zu dem jähen Wechsel, welchen Friedrich's deutsche Politik alsobald erfuhr. Der Erstere gerieth in kurzer Zeit von Bedrängniß zu Bedrängniß, er fiel in die Reichsacht und verlor Lehen und Allodien.

Prutz: Kaiser Friedrich I. Danzig 1871 — 1873.

7.

Herzog Leopold V. von Oesterreich und Richard Löwenherz.

(1192.)

Am 17. März des Jahres 1188 hatte Kaiser Friedrich der Rothbart auf einem großen Reichstage zu Mainz mit vielen anderen Fürsten das Kreuz genommen und um Fasten 1189 auch wirklich den sogenannten dritten Kreuzzug angetreten.

Und wieder ein Jahr später, beim Uebergange des christlichen Heeres über den Fluß Saleph fand der große Kaiser seinen Tod (10. Juni 1190). Um diese Zeit rüsteten sich auch die beiden Könige Richard von England und Philipp August von Frankreich. Auch der Herzog von Oesterreich, Leopold V., genannt der „Tugendhafte", der bis dahin mit größter Spannung den Gang der Ereignisse im Morgenlande verfolgt hatte, nahm mit seinem Bruder Heinrich das Kreuz. Er kam noch zu den letzten Kämpfen der Christen vor Accon — Herbst 1191 — zu recht, welche Feste endlich ein Vertrag in die Hände der abendländischen Ritter brachte. Die Thore wurden geöffnet und die Sieger besetzten die verschiedenen Herbergen. Der Herzog von Oesterreich pflanzte sein Banner auf den vorzüglichsten Palast, half sodann dem Könige Richard den Sieg bei Arsuf am 7. September gewinnen und lieh dem Britten seinen Arm bei der Wiederherstellung von Joppe. Höchst wahrscheinlich von hier trat er sodann im November 1191 zur See die Rückkehr in die Heimath an. Soweit beruht die Erzählung auf Wahrheit, der Fabel gehört an, was über den Streit Leopold's mit Löwenherz hinzugefügt worden. Allgemein bekannt ist das Märchen, daß, als der Herzog bei der Erstürmung von Accon auf den Zinnen seine Fahne aufgepflanzt, Richard dieselbe herabgerissen und in die Gosse geschleudert habe, worauf Leopold sofort, von Rache erfüllt, den Heimweg angetreten habe. Als nun auch der englische König das Morgenland im October 1192 verlassen, und sein Schiff nach vielen Gefahren an die Küste von Istrien nach Pola verschlagen und Richard zur Landung gezwungen ward, da setzte er als schlichter Reisender (Templer?) verkleidet durch Friaul über Friesach den Weg fort, während er seine Gemalin mit ihrem Gefolge dem unsicheren Meere preisgab. Vor Wien, — so lautet nun die eine Version — in dem damaligen Dorfe, der heutigen Vorstadt

Erdberg angelangt, sei er durch ein zum Umsatze ausgegebenes Geldstück verrathen und vom Herzoge Leopold gefangen genommen worden; nach der andern Erzählung habe es der Flüchtling gewagt, sich bis in die Küche Herzog Leopold's zu schleichen, woselbst er beim Drehen des Bratspießes von einem Diener Leopold's, der ebenfalls vor Accon gewesen und ihn daselbst gesehen, an einem kostbaren Fingerringe erkannt und zum Gefangenen gemacht wurde. Die Veranlassung zu seiner Haft lag selbstverständlich in Richard's Benehmen gegen Leopold vor der erwähnten Feste; er ward erst zu Dürenstein*), jedoch in ehrenvollem Gewahrsam gehalten, und am 23. März 1193 zu Mainz dem Kaiser, auf Grund eines abgeschlossenen Vertrages übergeben, welcher ihn nun seinerseits erst in Schloß Trivels**), später in Worms, ebenfalls in anständiger aber strenger Haft hielt. Die kritischen Untersuchungen aller über diese Ereignisse gebrachten Berichte haben jedoch dargethan, daß zwischen dem Herzog von Oesterreich und dem König von England gar kein Grund zu einer Rachenahme des Ersteren an diesen vorhanden, daß nie eine Beleidigung stattgefunden, mithin die daran geknüpften Folgen ebenfalls aus der Luft gegriffen sind. Richard Löwenherz wurde auf seiner Rückkehr aus Palästina schon von dem Grafen Meinhard von Görz verfolgt und von diesem bei Wien in einer gewöhnlichen Herberge erkannt und gefangen genommen. Gegen das stipulirte Lösegeld wurde Richard, wie oben richtig unter angegebenem Datum bemerkt, an den Kaiser ausgeliefert. Weder

*) Hier läßt ihn bekanntlich die Sage durch den treuen Troubadour Blondel von Nesle auskundschaften.

**) Hier erst erwarb sich Richard seinen Beinamen „Löwenherz;" man erzählt nämlich die Fabel, daß ein in der Burg gefangen gehaltener und zu diesem Zwecke ausgehungerter (!) Löwe auf den König gehetzt worden sei, der ihn jedoch niederschmetterte, das Herz ausriß und es — aufaß.

die gleichzeitigen Geschichtsschreiber, noch die vorhandenen Actenstücke wissen etwas von einer Beleidigung Leopold's durch Richard, diese entdeckt zu haben, ist erst späterer, englischer und deutscher Chronisten Verdienst. Als Quelle ersten Ranges ist hier der Oesterreicher Ansbert zu zählen, welcher die Geschichte dieses Kreuzzuges niedergeschrieben hat (von Dobrowsky, dem berühmten Sprach- und Geschichtsforscher erneut herausgegeben), der den Begebenheiten gleichzeitig und örtlich sehr nahe lebte und auch nichts von der fabulösen Geschichte weiß.

Die thatsächlichen Motive zur Gefangennahme des englischen Königs lagen in seinem Verhältniß zu den Welfen, den Gegnern Heinrich VI.; er unterstützte die Söhne Heinrich's des Löwen, der sein Schwager war, welche gegen den deutschen König einen Aufstand planten, und war ein Störer des Erbrechtes der Staufen in Sizilien. Heinrich VI. ertheilte also den Auftrag, Richard festzunehmen, wo immer er sich im Umfange des deutschen Reiches blicken lasse. Und so ließen denn auch, sowohl Meinhard wie Leopold, die Straßen ihres Gebietes durch Wächter und Späher besetzen, welche endlich Kunde erhielten von des Plantagenets Reise. Gefahr drohte ihm, trotz seines Incognitos, schon im Görzer Lande und in Friesach, bis er schließlich, wie erwähnt, vor Wien den auf ihn Fahndenden in die Hände fiel. — Seine Freiheit erhielt Löwenherz erst Jänner 1194.

Jäger: Ueber die Gründe der Gefangennehmung König Richard's 2c. Zeitschrift für die Oesterr. Gymnasien. 1856.
Wallnöffer: Der Antheil des Babenb. Leopold V. an dem sogenannten dritten Kreuzzuge 2c. Programm des Teschner Gymnasiums 1861.

8.

Konradin von Hohenstaufen.

(1268.)

Der unglückliche Tag von Scurzola (23. August), auf dessen Flächen die schönen Hoffnungen des um sein Erbe kämpfenden Konradin des Jüngeren aus dem ruhmreichen Hause der Staufen zerstört wurden, hatte einen zweiten, weit traurigeren und düstern im Gefolge: den 29. October, an welchem zu Neapel der letzte Sprosse des Kaisergeschlechtes die Todesbühne betrat. Karl von Anjou, welcher aus der Hand des Papstes (Clemens IV.) die Kronen Neapels und Siziliens genommen, begnügte sich nicht mit seinem Siege über den rechtmäßigen Erben, der ihm durch den Verrath eines Johann Frangypani in die Hände geliefert worden. Zitternd vor dem Jüngling, den das Volk liebte, hatte er dessen Tod beschlossen. Mit seinem treuen Freunde Friedrich von Baden, der seiner Mutter Gertraud von Babenberg wegen auch den Namen von Oesterreich trug, endete er unter dem Henkerbeile, angesichts eines klagenden und weinenden Volkes.

Ehe Konradin nun sein Haupt dem Scharfrichter darbot, soll er, so erzählt die Anekdote, einen Handschuh vom Blutgerüste herab unter die Menge mit dem Bedeuten geworfen haben, denselben Friedrich von Castilien zu überbringen, zum Zeichen, daß er ihm alle Rechte auf Sizilien und Neapel abtrete.

Diese Anekdote, für welche keinerlei historischer Beweis zu erbringen, variirt bei den Erzählern. Die Einen sagen Friedrich von Castilien, die Anderen Friedrich von Thüringen (mit der gebissenen Wange); Beide sind mütterlicher Abstammung nach, Hohenstaufen. Der Erstere hatte auch bei

Scurzola mitgefochten und war glücklicher bei seiner Flucht, denn er entkam. Eine dritte Variation nennt Peter III., König von Aragon, als denjenigen, welchen Konradin als Erben bezeichnet, und der thatsächlich nach der sizilianischen Vesper Herr Siziliens und Neapels ward.

Mit dieser Erzählung hat es das gleiche Bewandtniß wie mit jenen Angaben, daß Konradin vom Schaffotte herab eine längere Rede an das umstehende trauernde und weinende Volk gehalten, daß sich ein Adler aus den Lüften zu Füßen des unglücklichen Prinzen niedergelassen und aus seinem rechten Fuße Blut gesogen, worauf er sich wieder in die Höhe schwang, daß der Henker, welcher Konradin getödtet, sofort von einem zweiten niedergemacht worden, damit er sich nicht rühmen könne, einen Fürsten hingerichtet zu haben. Ebenso unwahr ist die Angabe, es habe Konradin's Mutter an der Stelle, wo ihr Sohn geendet, eine Kapelle errichten lassen, während Karmeliter seine Leiche nach Deutschland brachten. Wenngleich gewiß ist, daß eine rothe Porphyrsäule, über welche eine Kapelle aufgebaut war, sich eine zeitlang an der Stelle befand, wo der Sage nach Konradin's Hinrichtung stattgefunden — jetzt steht daselbst ein Schankhaus —, so ist es anderseits nicht richtig, daß seine irdischen Ueberreste in die Heimat gebracht worden sind. 1847 wurde die Begräbnißstätte und der Sarg Konradin's aufgefunden und ihm daselbst von dem damaligen Kronprinzen Maximilian von Baiern ein des letzten Hohenstaufen würdiges Denkmal gesetzt.

Was nun die früher erwähnten Erzählungen betrifft, so wissen die gleichzeitigen Historiker Ricobaldo und Jakobus ob Aquis, beide gut beglaubigt, nichts von allem zu erzählen. Und wenn dieser Act der Erbschaftsübertragung auch nur symbolisch geschehen wäre, so würde einen solchen Umstand Pietro da Pretio in seinem adhoratio Friedrich von Thüringen ebenfalls nicht unerwähnt gelassen haben. Gegen eine angeblich

gehaltene Anrede Konradin's spricht ferner außer dem Schweigen der obgenannten Historiker auch noch der Charakter Karl's von Anjou, er würde sie, persönlicher Zeuge der Hinrichtung, nicht geduldet haben.

Schirrmacher: Die letzten Hohenstaufen. Göttingen 1871.
Raumer: Geschichte der Hohenstaufen. 3. Auflage. Leipzig 1857.

9.

Friedrich mit der gebissenen Wange.

(1270.)

Friedrich der Freudige, Landgraf von Thüringen, (geboren 1256, gestorben 1324) auch mit dem Beinamen: Admorsus, d. i. der Gebissene, war ein Sohn Albrecht des Entarteten und Margarethe, einer Tochter Kaiser Friedrich II. Es erzählt von ihr die Geschichte, daß wegen einer sträflichen Leidenschaft ihres Gatten zur schönen Kunigunde von Eisenberg, derselbe sie nicht nur verstoßen, sondern sich auch bis zu Todesanschlägen wider sie vergessen. Gezwungen, sich von ihren Kindern zu trennen, habe sie in ihrem Schmerze den zweiten Sohn Friedrich derart in die Wange gebissen, daß er hievon den erwähnten Beinamen erhalten und sei sie nur durch energisches Dazwischentreten eines Augenzeugen gehindert worden, Gleiches an dem älteren Sohne zu thun.

Das Ganze ist ein Märchen eisenachischen Ursprunges, wo es 1420 in einem Zeitbuche zuerst erscheint. Gleichzeitige Quellen, namentlich des Meißner Presbyter Sifrid Chronik, die altzellischen Jahrbücher und die Landgrafengeschichte wissen

gar nichts davon. Margarethe ward auch nicht vom Landgrafen Albrecht, ihrem Gatten, verstoßen, sie entzog sich der entehrenden Lage selbst durch die Flucht am 24. Juni 1270. Ihre Kinder blieben auf der Wartburg zurück, von denen der Abschied ihr immerhin sehr hart geworden. Sie starb schon wenige Wochen darauf, von Kummer tief gebeugt, zu Frankfurt. Wangenbiß und Mordanschlag gehören in's Gebiet der Sage und der Erfindung.

Polack: Die Landgrafen von Thüringen. Gotha 1865.
Wegele: Friedrich der Freudige. Nördlingen 1870.

10.

Andreas Baumkircher.

(1471.)

Wie ein Recke aus der Vorzeit ragt in der Geschichte des späteren Mittelalters die herrliche mannhafte Gestalt des krainerischen*) Helden Andreas Baumkircher empor. Glänzende kriegerische Thaten und namentlich die zweimalige Rettung, seines Kaisers vor aufständischer Gewalt haben sein Andenken bewahrt, vor Allem aber die Proben heroischen Muthes vor Wiener Neustadt im Jahre 1452. Neunzehn Jahre später befindet er sich durch des Schicksals Verhängniß in offener Fehde mit seinem Kaiser, für den er so oft und willig Leib und Gut geopfert.

*) Wie urkundlich erwiesen, geboren zu Wippach am Karst wo sein Vater landesfürstlicher Pfleger war, daher ist Baumkircher nicht, wie immer angegeben, ein Sohn der Steiermark, zu dessen landsässigem Adel die Baumkircher nicht zählten.

dessen Knie umfaßte. Bei dieser Gelegenheit soll die anwesende Kaiserin mehr Stolz gezeigt haben, als ihr kaiserlicher Gemal, dem sie zugerufen: „Stehe auf, mein Herr, und gedenke der Schmach; auch Gott möge ihrer eingedenk bleiben!"

Daß diese so oft erzählte und selbstverständlich auch im Bilde verewigte Geschichte mit Allem was darum und daran hängt bloße Erfindung ist, hat die kritische Prüfung des gelehrten Forschers Prutz evident nachgewiesen. Die Zusammenkunft Barbarossa's mit Heinrich dem Löwen fand schließlich auch nicht zu Chiavenna, sondern höchst wahrscheinlich zu Partenkirchen (im heutigen Landesgericht Werdenfels) zwischen dem 1. und 7. März 1176, jedenfalls aber in Südbaiern statt. Sicher ist nur, daß Heinrich die Beihülfe versagte, und der Kaiser dies als eine persönliche Kränkung empfand, die er um so weniger vergessen konnte, als er in ihr den größten Undank erfuhr. Heinrich's Weigerung gab so den Anstoß zu dem jähen Wechsel, welchen Friedrich's deutsche Politik alsobald erfuhr. Der Erstere gerieth in kurzer Zeit von Bedrängniß zu Bedrängniß, er fiel in die Reichsacht und verlor Lehen und Allodien.

Prutz: Kaiser Friedrich I. Danzig 1871 — 1873.

7.

Herzog Leopold V. von Oesterreich und Richard Löwenherz.

(1192.)

Am 17. März des Jahres 1188 hatte Kaiser Friedrich der Rothbart auf einem großen Reichstage zu Mainz mit vielen anderen Fürsten das Kreuz genommen und um Fasten 1189 auch wirklich den sogenannten dritten Kreuzzug angetreten.

Und wieder ein Jahr später, beim Uebergange des christlichen Heeres über den Fluß Saleph fand der große Kaiser seinen Tod (10. Juni 1190). Um diese Zeit rüsteten sich auch die beiden Könige Richard von England und Philipp August von Frankreich. Auch der Herzog von Oesterreich, Leopold V., genannt der „Tugendhafte", der bis dahin mit größter Spannung den Gang der Ereignisse im Morgenlande verfolgt hatte, nahm mit seinem Bruder Heinrich das Kreuz. Er kam noch zu den letzten Kämpfen der Christen vor Accon — Herbst 1191 — zu recht, welche Feste endlich ein Vertrag in die Hände der abendländischen Ritter brachte. Die Thore wurden geöffnet und die Sieger besetzten die verschiedenen Herbergen. Der Herzog von Oesterreich pflanzte sein Banner auf den vorzüglichsten Palast, half sodann dem Könige Richard den Sieg bei Arsuf am 7. September gewinnen und lieh dem Britten seinen Arm bei der Wiederherstellung von Joppe. Höchst wahrscheinlich von hier trat er sodann im November 1191 zur See die Rückkehr in die Heimath an. Soweit beruht die Erzählung auf Wahrheit, der Fabel gehört an, was über den Streit Leopold's mit Löwenherz hinzugefügt worden. Allgemein bekannt ist das Märchen, daß, als der Herzog bei der Erstürmung von Accon auf den Zinnen seine Fahne aufgepflanzt, Richard dieselbe herabgerissen und in die Gosse geschleudert habe, worauf Leopold sofort, von Rache erfüllt, den Heimweg angetreten habe. Als nun auch der englische König das Morgenland im October 1192 verlassen, und sein Schiff nach vielen Gefahren an die Küste von Istrien nach Pola verschlagen und Richard zur Landung gezwungen ward, da setzte er als schlichter Reisender (Templer?) verkleidet durch Friaul über Friesach den Weg fort, während er seine Gemalin mit ihrem Gefolge dem unsicheren Meere preisgab. Vor Wien, — so lautet nun die eine Version — in dem damaligen Dorfe, der heutigen Vorstadt

Erdberg angelangt, sei er durch ein zum Umsatze ausgegebenes Geldstück verrathen und vom Herzoge Leopold gefangen genommen worden; nach der andern Erzählung habe es der Flüchtling gewagt, sich bis in die Küche Herzog Leopold's zu schleichen, woselbst er beim Drehen des Bratspießes von einem Diener Leopold's, der ebenfalls vor Accon gewesen und ihn daselbst gesehen, an einem kostbaren Fingerringe erkannt und zum Gefangenen gemacht wurde. Die Veranlassung zu seiner Haft lag selbstverständlich in Richard's Benehmen gegen Leopold vor der erwähnten Feste; er ward erst zu Dürenstein*), jedoch in ehrenvollem Gewahrsam gehalten, und am 23. März 1193 zu Mainz dem Kaiser, auf Grund eines abgeschlossenen Vertrages übergeben, welcher ihn nun seinerseits erst in Schloß Trivels**), später in Worms, ebenfalls in anständiger aber strenger Haft hielt. Die kritischen Untersuchungen aller über diese Ereignisse gebrachten Berichte haben jedoch dargethan, daß zwischen dem Herzog von Oesterreich und dem König von England gar kein Grund zu einer Rachenahme des Ersteren an diesen vorhanden, daß nie eine Beleidigung stattgefunden, mithin die daran geknüpften Folgen ebenfalls aus der Luft gegriffen sind. Richard Löwenherz wurde auf seiner Rückkehr aus Palästina schon von dem Grafen Meinhard von Görz verfolgt und von diesem bei Wien in einer gewöhnlichen Herberge erkannt und gefangen genommen. Gegen das stipulirte Lösegeld wurde Richard, wie oben richtig unter angegebenem Datum bemerkt, an den Kaiser ausgeliefert. Weder

*) Hier läßt ihn bekanntlich die Sage durch den treuen Troubadour Blondel von Nesle auskundschaften.

**) Hier erst erwarb sich Richard seinen Beinamen „Löwenherz;“ man erzählt nämlich die Fabel, daß ein in der Burg gefangen gehaltener und zu diesem Zwecke ausgehungerter (!) Löwe auf den König gehetzt worden sei, der ihn jedoch niederschmetterte, das Herz ausriß und es — aufaß.

die gleichzeitigen Geschichtsschreiber, noch die vorhandenen Actenstücke wissen etwas von einer Beleidigung Leopold's durch Richard, diese entdeckt zu haben, ist erst späterer, englischer und deutscher Chronisten Verdienst. Als Quelle ersten Ranges ist hier der Oesterreicher Ansbert zu zählen, welcher die Geschichte dieses Kreuzzuges niedergeschrieben hat (von Dobrowsky, dem berühmten Sprach- und Geschichtsforscher erneut herausgegeben), der den Begebenheiten gleichzeitig und örtlich sehr nahe lebte und auch nichts von der fabulösen Geschichte weiß.

Die thatsächlichen Motive zur Gefangennahme des englischen Königs lagen in seinem Verhältniß zu den Welfen, den Gegnern Heinrich VI.; er unterstützte die Söhne Heinrich's des Löwen, der sein Schwager war, welche gegen den deutschen König einen Aufstand planten, und war ein Störer des Erbrechtes der Staufen in Sizilien. Heinrich VI. ertheilte also den Auftrag, Richard festzunehmen, wo immer er sich im Umfange des deutschen Reiches blicken lasse. Und so ließen denn auch, sowohl Meinhard wie Leopold, die Straßen ihres Gebietes durch Wächter und Späher besetzen, welche endlich Kunde erhielten von des Plantagenets Reise. Gefahr drohte ihm, trotz seines Incognitos, schon im Görzer Lande und in Friesach, bis er schließlich, wie erwähnt, vor Wien den auf ihn Fahndenden in die Hände fiel. — Seine Freiheit erhielt Löwenherz erst Jänner 1194.

Jäger: Ueber die Gründe der Gefangennehmung König Richard's ꝛc. Zeitschrift für die Oesterr. Gymnasien. 1856.

Wallnöffer: Der Antheil des Babenb. Leopold V. an dem sogenannten dritten Kreuzzuge ꝛc. Programm des Teschner Gymnasiums 1861.

8.

Konradin von Hohenstaufen.

(1268.)

Der unglückliche Tag von Scurzola (23. August), auf dessen Flächen die schönen Hoffnungen des um sein Erbe kämpfenden Konradin des Jüngeren aus dem ruhmreichen Hause der Staufen zerstört wurden, hatte einen zweiten, weit traurigeren und düstern im Gefolge: den 29. October, an welchem zu Neapel der letzte Sprosse des Kaisergeschlechtes die Todesbühne betrat. Karl von Anjou, welcher aus der Hand des Papstes (Clemens IV.) die Kronen Neapels und Siziliens genommen, begnügte sich nicht mit seinem Siege über den rechtmäßigen Erben, der ihm durch den Verrath eines Johann Frangypani in die Hände geliefert worden. Zitternd vor dem Jüngling, den das Volk liebte, hatte er dessen Tod beschlossen. Mit seinem treuen Freunde Friedrich von Baden, der seiner Mutter Gertraud von Babenberg wegen auch den Namen von Oesterreich trug, endete er unter dem Henkerbeile, angesichts eines klagenden und weinenden Volkes.

Ehe Konradin nun sein Haupt dem Scharfrichter darbot, soll er, so erzählt die Anekdote, einen Handschuh vom Blutgerüste herab unter die Menge mit dem Bedeuten geworfen haben, denselben Friedrich von Castilien zu überbringen, zum Zeichen, daß er ihm alle Rechte auf Sizilien und Neapel abtrete.

Diese Anekdote, für welche keinerlei historischer Beweis zu erbringen, variirt bei den Erzählern. Die Einen sagen Friedrich von Castilien, die Anderen Friedrich von Thüringen (mit der gebissenen Wange); Beide sind mütterlicher Abstammung nach, Hohenstaufen. Der Erstere hatte auch bei

Scurzola mitgefochten und war glücklicher bei seiner Flucht, denn er entkam. Eine dritte Variation nennt Peter III., König von Aragon, als denjenigen, welchen Konradin als Erben bezeichnet, und der thatsächlich nach der sizilianischen Vesper Herr Siziliens und Neapels ward.

Mit dieser Erzählung hat es das gleiche Bewandtniß wie mit jenen Angaben, daß Konradin vom Schaffotte herab eine längere Rede an das umstehende trauernde und weinende Volk gehalten, daß sich ein Adler aus den Lüften zu Füßen des unglücklichen Prinzen niedergelassen und aus seinem rechten Fuße Blut gesogen, worauf er sich wieder in die Höhe schwang, daß der Henker, welcher Konradin getödtet, sofort von einem zweiten niedergemacht worden, damit er sich nicht rühmen könne, einen Fürsten hingerichtet zu haben. Ebenso unwahr ist die Angabe, es habe Konradin's Mutter an der Stelle, wo ihr Sohn geendet, eine Kapelle errichten lassen, während Karmeliter seine Leiche nach Deutschland brachten. Wenngleich gewiß ist, daß eine rothe Porphyrsäule, über welche eine Kapelle aufgebaut war, sich eine zeitlang an der Stelle befand, wo der Sage nach Konradin's Hinrichtung stattgefunden — jetzt steht daselbst ein Schankhaus —, so ist es anderseits nicht richtig, daß seine irdischen Ueberreste in die Heimat gebracht worden sind. 1847 wurde die Begräbnißstätte und der Sarg Konradin's aufgefunden und ihm daselbst von dem damaligen Kronprinzen Maximilian von Baiern ein des letzten Hohenstaufen würdiges Denkmal gesetzt.

Was nun die früher erwähnten Erzählungen betrifft, so wissen die gleichzeitigen Historiker Ricobaldo und Jakobus ob Aquis, beide gut beglaubigt, nichts von allem zu erzählen. Und wenn dieser Act der Erbschaftsübertragung auch nur symbolisch geschehen wäre, so würde einen solchen Umstand Pietro da Pretio in seinem adhoratio Friedrich von Thüringen ebenfalls nicht unerwähnt gelassen haben. Gegen eine angeblich

gehaltene Anrede Konradin's spricht ferner außer dem Schweigen der obgenannten Historiker auch noch der Charakter Karl's von Anjou, er würde sie, persönlicher Zeuge der Hinrichtung, nicht geduldet haben.

Schirrmacher: Die letzten Hohenstaufen. Göttingen 1871.
Raumer: Geschichte der Hohenstaufen. 3. Auflage. Leipzig 1857.

9.

Friedrich mit der gebissenen Wange.

(1270.)

Friedrich der Freudige, Landgraf von Thüringen, (geboren 1256, gestorben 1324) auch mit dem Beinamen: Admorsus, d. i. der Gebissene, war ein Sohn Albrecht des Entarteten und Margarethe, einer Tochter Kaiser Friedrich II. Es erzählt von ihr die Geschichte, daß wegen einer sträflichen Leidenschaft ihres Gatten zur schönen Kunigunde von Eisenberg, derselbe sie nicht nur verstoßen, sondern sich auch bis zu Todesanschlägen wider sie vergessen. Gezwungen, sich von ihren Kindern zu trennen, habe sie in ihrem Schmerze den zweiten Sohn Friedrich derart in die Wange gebissen, daß er hievon den erwähnten Beinamen erhalten und sei sie nur durch energisches Dazwischentreten eines Augenzeugen gehindert worden, Gleiches an dem älteren Sohne zu thun.

Das Ganze ist ein Märchen eisenachischen Ursprunges, wo es 1420 in einem Zeitbuche zuerst erscheint. Gleichzeitige Quellen, namentlich des Meißner Presbyter Sifrid Chronik, die altzellischen Jahrbücher und die Landgrafengeschichte wissen

gar nichts davon. Margarethe ward auch nicht vom Landgrafen Albrecht, ihrem Gatten, verstoßen, sie entzog sich der entehrenden Lage selbst durch die Flucht am 24. Juni 1270. Ihre Kinder blieben auf der Wartburg zurück, von denen der Abschied ihr immerhin sehr hart geworden. Sie starb schon wenige Wochen darauf, von Kummer tief gebeugt, zu Frankfurt. Wangenbiß und Mordanschlag gehören in's Gebiet der Sage und der Erfindung.

Polack: Die Landgrafen von Thüringen. Gotha 1865.
Wegele: Friedrich der Freudige. Nördlingen 1870.

10.

Andreas Baumkircher.

(1471.)

Wie ein Recke aus der Vorzeit ragt in der Geschichte des späteren Mittelalters die herrliche mannhafte Gestalt des krainerischen*) Helden Andreas Baumkircher empor. Glänzende kriegerische Thaten und namentlich die zweimalige Rettung seines Kaisers vor aufständischer Gewalt haben sein Andenken bewahrt, vor Allem aber die Proben heroischen Muthes vor Wiener Neustadt im Jahre 1452. Neunzehn Jahre später befindet er sich durch des Schicksals Verhängniß in offener Fehde mit seinem Kaiser, für den er so oft und willig Leib und Gut geopfert.

*) Wie urkundlich erwiesen, geboren zu Wippach am Karst wo sein Vater landesfürstlicher Pfleger war, daher ist Baumkircher nicht, wie immer angegeben, ein Sohn der Steiermark, zu dessen landsässigem Adel die Baumkircher nicht zählten.

Der Rebell, Landfriedenbrecher und Verbündete, zugleich auch Vasall Kaiser Friedrich III. Gegners: Mathias Corvinus, wird nun im Monat April 1471 nach Graz geladen, wo Friedrich „Hofrecht“ und „offene Schranne“ hält. Baumkircher und sein Freund Greissenecker besitzen den damals üblichen Geleitsbrief. Bis hieher sind die Thatsachen getreu der unverfälschten Geschichte entnommen, nun folgt die mythische Erzählung.

Vor Gericht, so heißt es, habe man dem Helden bedeutet, daß er von der Frühglocke bis zur Vesperglocke Zeit habe, sich zu rechtfertigen. Er that es, ohne die eigentliche Schuld zu leugnen und berief sich auch auf Zeugen, welche nicht anwesend, auf Briefe, die er nicht bei sich hatte, weshalb er den Kaiser um Verlängerung seines Geleites bat. Friedrich soll ihm nun erwidert haben, sich erst mit seinen Räthen darüber berathen zu müssen. Diese aber stritten mit Baumkircher absichtlich viel hin und her, verzögerten so den Streit geflissentlich und suchten den Zeitverlust auch noch durch ein Gelage herbeizuführen. So verfloß eine Stunde um die andere, bis Baumkircher plötzlich mit Entsetzen bemerkte, daß ihn Hinterlist und Falschheit hieher gelockt und umgebe, daß man absichtlich zaudere, um unbemerkt für ihn das Ende seines Freigeleites herbeizuführen.

Ohne weitere Rede stürzt er aus der Rathsstube die Treppe hinab; nachdem er vergeblich seinen Diener gesucht, den die Bestechung ferngehalten haben soll, warf er sich endlich auf sein Pferd und jagte durch die Straßen dem Murthore zu. Einige Sekunden noch und er war gerettet! Da ertönten mit einem Male Glockenklänge durch die Luft — am Schloßberge läutete man zur Vesper, man hatte die Uhren in Graz um eine ganze Stunde vorgerückt. — Als er eben gegen den äußeren Zwinger ansprengte, fiel pfeilschnell vor dem Kopfe seines Pferdes klirrend das äußere Thor zu, Baumkircher

wendete sein Roß zwischen den Mauern gegen das obere Thor, aber auch hier war das Gitter schon herabgefallen. Henker und Priester standen schon bereit, dem Opfer blieb nur die Zeit, sich mit seinem Herrn zu versöhnen. Baumkircher's Haupt fiel am 23. April, St. Jörgenabend.

Die angebliche 24 stündige Dauer des Geleitsbriefes vom St. Jörgenabend (23. April.) bis St. Georgenabend (24.), die dem Kaiser in den Mund gelegten Worte, die Erzählung von der absichtlichen Verzögerung der Geschäfte bis in den Abend des 24. April (während es fest steht, daß Baumkircher schon Tags vorher hingerichtet wurdc) und dem listigen Hinhalten, als Baumkircher um Verlängerung des Geleitsbriefes ansuchte, die Beschreibung der Gefangennahme und Angabe daß er sechzigtausend Goldgulden für sein Leben geboten, endlich das Bild der Hinrichtung am Murthore, alles dies sind willkürliche Zusätze und Ausschmückungen späterer Chronisten. Und wenn Baumkircher in den Augen der Steiermärker als vaterländischer Held und Märtyrer, als Opfer des Undankes und der Arglist erscheint, so ist diese Ansicht auf Rechnung einer traditionellen Entwicklung zu setzen, die erst zu Anfang dieses Jahrhunderts großgezogen ward.

Krones: Zeugenverhör über Baumkircher's Thatenleben und Ende. Graz 1871. (Zeitschrift für die österr. Gymnasien.)

11.

Die Stiftung des Hosenbandordens.

(1350.)

Ueber die Stiftung dieses in England den ersten Rang einnehmenden Ordens sind zwei Versionen im alltäglichen Gebrauche, beide fabulös. Die Erstere klingt gar ergötzlich und ist, obschon besonders widersinnig, dennoch am verbreitetsten. Dieser Version zufolge sehen wir uns mitten in ein glänzendes Hoffest versetzt. Die Paare bewegen sich im anmuthigen Tanze und es muß dabei heiß zugegangen sein, denn plötzlich entfällt der schönen Gräfin von Salisbury ihr linkes blaues Strumpfband. Ihr Ritter, König Eduard III. von England, welcher, wie der böse Leumund behauptet, zu der Gräfin in näheren Beziehungen gestanden haben soll, stürzt allsogleich dienstbeflissen zu ihren Füßen, um das köstliche Kleinod aufzuheben. Doch in seinem übergroßen Eifer erfaßt er zufällig das Kleid seiner reizenden Dame und ihr das Strumpfband überreichend, hebt er jenes so unglücklich auf, daß die sehr ehrenwerthe Gesellschaft sich eines ganz unerwarteten Anblickes zu erfreuen hatte. Einige der sonst doch gut geschulten Höflinge vermochten auch nicht, hingerissen von der Tragikomik der Situation, einige witzelnde Bemerkungen zu unterdrücken. Eduard, dieselben vernehmend, ruft nun zur Genugthuung der argbeschämten Gräfin, und um die Lauterkeit seiner Gesinnungen zu beweisen laut, fast drohend aus: „Beschimpft sei der, der übel davon denkt!" (Honny soit qui mal y pense). Hierauf äußerte der König, er wolle noch jenes blaue Band, zu solcher Ehre und solchem Ansehen bringen, daß jeder dieser Spötter und Witzlinge sich einstens nur allzuglücklich fühlen sollte, dasselbe tragen zu dürfen. Und kurze Zeit stiftete er den nunmehr

höchsten englischen Orden mit der bekannten Devise: Honny soit qui mal y pense*).

Springt bei dieser Entstehungsgeschichte die Fabelhaftigkeit von selbst in die Augen, so lautet die andere Ueberlieferung wahrscheinlicher und um ein Beträchtliches vernünftiger, wenngleich auch sie völlig unverbürgt und jeglicher historischer Begründung entbehrt. Nach dieser Version soll Eduard, welcher nach dem Erlöschen der Capetinger Anspruch auf den französischen Thron erhob, und daher um denselben mit Philipp von Valois Krieg führte, in der Schlacht von Crecy — 1346 — wo bekanntlich Ersterer einen entscheidenden Sieg davontrug, das Zeichen zum Angriff durch ein blaues Hosenband, das er auf einer Lanze aufsteckte, gegeben haben mit dem Losungsworte: „St. Georg!“ Zur Erinnerung nun an den Sieg hätte Eduard den Orden des blauen Hosenbandes gestiftet und ihm jenes vielbesprochene Motto wahrscheinlich in der Absicht beigefügt, um einer Mißdeutung über die Wahl dieses Bandes zu begegnen.

Weder die frühesten Geschichtsschreiber des Ordens, noch die Ordensstatuten selbst geben den geringsten Anhaltspunkt für die Glaubwürdigkeit einer dieser beiden Versionen. Ganz im Gegentheil steht in den Statuten, welche Eduard selbst gegeben, ganz ausdrücklich: „daß er diesen Orden zur Ehre Gottes, der h. Jungfrau und des h. Märtyrers St. Georg, des Schutzpatrons Englands, in seinem 23. Regierungsjahre gestiftet habe.“

Beltz: Memorials of the order of the Garter. London 1841.
Ersch. und Gruber: Allgem. Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Leipzig 1834.

*) Dieser Spruch ist schon lange vor Heinrich VIII. in Frankreich allgemein angewendet worden. Siehe: Acta sanctorum. 3. Band. 23. April.

12.

Gutenberg und die Erfindung der Buchdruckerkunst.

(1450.)

Wie die Entstehungsgeschichte so vieler Künste ist auch die der Buchdruckerei noch nicht vollständig aufgeklärt, namentlich wichen bis nun die Ansichten ab, ob Gutenberg schon die Erfindung, die Buchstaben in Stahlstempel zu schneiden, gemacht habe. Allgemein galt es und gilt es noch, daß er nur den Holzdruck gekannt und Peter Schöffer der Vollender der Buchdruckerkunst gewesen, d. h. die Stahlstempel erfunden hätte. Dem ist jedoch nicht so. Angesichts von Gutenberg's Steinschleiferei, Stanzendruck, Goldschmiedekunst, seinen Bleieinkäufen, seiner Schmelztiegel- und Spiegelfabrikation kann von der landläufigen Xylographie, vom Holzdrucke, nie wieder die Rede sein. Die Behauptung, daß die Typographie mit „beweglichen Lettern von Holz" ihren Anfang genommen, ist eine Fabel. Die Typographie ist technisch zusammengesetzt aus dem Graviren von metallenen Letternstempeln (Patrizen), dem Einschlagen dieser Stempel in Kupferstäbchen (Matrizen), der Herstellung einer Gießform für diese Matrizen, dem Guß der Typen, der Adjustirung derselben und endlich aus dem Schriftsatz und Abdruck. Diese Erfindung war nicht ein Handwerk, sondern eine Kunst, und nur ein mit Metallarbeiten beschäftigtes industrielles Genie, wie Gutenberg es war, konnte zu dieser gewaltigen Erfindung prädisponirt sein. War Gutenberg chon bei seinem Leben ausgeplündert worden, so wurde der Raub nach seinem Tode erst recht systematisch weitergetrieben. Seine Erfindung log man erst seinem herzlosen Geldschießer Johann Fust (Faust) und dann dessen Schwiegersohn Peter Schöffer an, ja sogar sein Name und damit seine Person ward als Gensfleisch und Gutenberg auseinandergerissen. Henne (Johann) Gensfleisch genannt, Guten-

berg, ist und bleibt der Erfinder der Buchdruckerkunst mit gegossenen Metalltypen im Jahre des Heils 1450.

Van d. Linde: Gutenberg Geschichte und Erdichtung. Stuttgart 1878. Artikel „Gutenberg" Allgem. Deutsche Biographie. X. Band 1879.

13.

Das Ei des Columbus.*)

Eine Anekdote, welche sich selbst in der entlegendsten Dorfschule der größten Popularität zu erfreuen hat, ist das zum Ueberdruß oft genannte „Columbus-Ei". Wissen jene hoffnungsvollen Schüler auch wenig über die Entdeckung des neuen Continentes selbst zu erzählen, die Anekdote von dem Columbus-Ei ist ihnen sicherlich ganz geläufig.

Dieselbe gehört aber gar nicht dem berühmten Entdecker an, sondern rührt — wenn sie schon überhaupt auf Jemanden zurückgeführt werden muß — von dem so ausgezeichneten italienischen Baumeister Bruneleschi her und hat sich nach Büchmann's „Geflügelte Worte" in der zu Florenz 1421 abgehaltenen Architekten-Versammlung zugetragen, welche über den Kuppelbau der Domkirche St. Maria del Fiori berieth. Vasari erzählt in seinen 1550 erschienenen „Künstlerbiographien", daß, als Bruneleschi hier seine kühnen, später so schön vereinigten Pläne entwarf, seine Genossen verlangten, er möge ihnen doch die darauf bezüglichen Modelle und Zeichnungen vorlegen. Da nun hätte er als parabolische Antwort auf dieses hinterlistige Ansinnen, den Herren die Lösung des nunmehr allbekannten Ei-Problems aufgegeben. Diese Erzählung paßt auch insoferne auf Bruneleschi, als die von ihm erbaute Kuppel

*) Geb. 1456 nach Peschel's, 1446 nach Prescott's Angabe; gest. 21. Mai 1506.

wirklich die Form eines an der Spitze eingedrückten Eies besitzt. Nach Buchmann war Benzoni der erste Geschichtsschreiber, welcher diese Historiette auf den unsterblichen Genuesen übertragen hat.*) Da aber dessen Werk über Columbus erst 21 Jahre nach Vasari's „Künstlerbiographien" erschien, so ist dies schon allein geeignet, Verdacht zu erregen. Dieser wird nun gar beträchtlich vermehrt, wenn wir die Quelle erfahren, woher der Autor jene Begebenheit geschöpft, und die sich, wie dieser selbst gesteht, auf bloßes „Hörensagen" beschränkt.

Wir knüpfen an diesen Moment noch einen zweiten an, jenen, der die Insel betrifft, welche Colon bei seiner Entdeckungsfahrt nach Indien zuerst betreten. Man nahm an, daß das S. Salvator die Insel Guanahani gewesen, die verdienstvolle Arbeit des Capitän Bechers entschied nach langem Streit, daß es die weiter südöstlich gelegene Watling-Insel war, wo er zuerst festen Fuß gefaßt. Aus der jüngsten Denkschrift hierüber, die vorzügliche des Don Francisco de Varnhagen (Santiago de Chile 1869), geht aber fast unwiderlegbar hervor, daß es die Insel Mayaguana gewesen.

Ortega: Vida y viajes d. C. Col. Madrid 1874.
Washington Irving: Leben und Reisen C. Columbus'. 2. Auflage. London 1868. (Deutsch v. Mayer.) Ein Werk, das alle bisherigen über Columbus berichtigt und ergänzt.
S. Canole (Archivar zu Genua): Vita e viaggi d. C. C. Genua 1865.
Prescott: Geschichte Ferdinand's des Katholischen und Isabella's von Castilien. (Deutsch.) Leipzig 1842.
Peschel: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen und desselben Geschichte der Erdkunde. Stuttgardt 1858. München 1865.

*) Die Geschichte vom Ei will man kühn aus den nachfolgenden Zeilen schließen, einer Stelle in Colon's Brief, an Isabella u. Ferdinand d. d. 7. Juli 1503: „Sieben Jahre habe ich an Euerem Hofe meinen Plan eine Posse schelten lassen müssen, jetzt fühlt Alles bis auf den Schneider den Beruf zu Entdeckungen".

14.

Kaiser Karl V. und Anton Fugger in Augsburg.

(1536.)

Ein durch Wort und Bild oft wiedergegebener Moment aus dem Leben des großen Herrschers ist die bekannte Anekdote von dem Zimmtholzfeuer des reichen Augsburger Patriziers Fugger, in welchem derselbe großmüthigst einen kaiserlichen Schuldbrief verbrannt haben soll. Dieser Vorgang wird gewöhnlich und heute noch also erzählt: Zu dem Kriege gegen die Türken, mit welchen sich der alte Erbfeind Deutschlands und Oesterreichs, Frankreich, gegen Kaiser und Reich verbündet hatte, und insbesondere zu dem Seezuge gegen Tunis 1535, hätten die Fugger Karl V. ansehnliche Summen vorgestreckt. Bekanntlich endete dieser (erste) Zug sieg- und ehrenreich für den Kaiser, der den Feind vollkommen demüthigte und über 20.000 gefangene Christen aus der Sklaverei befreite. Als nach diesem Triumphe Karl wieder nach Augsburg kam*), und, wie früher schon, bei Fugger's als Gast herbergte, da habe Anton Fugger im Kamine eines Saales, der heute noch gezeigt wird, dem Kaiser ein Feuer von dem kostbaren Zimmtholze anzünden lassen; aber nicht genug damit: er holte auch jene Schuldverschreibung herbei und warf sie hinein — vor des Kaisers und seiner Begleitung jedenfalls staunenden Augen.

Die Wahrheit dieser Scene ist aus verschiedenen Gründen, namentlich aus dem weiter unten angeführt werdenden Factum Duyle, auf das Stärkste anzuzweifeln. In keiner einzigen der sämmtlichen gleichzeitigen Geschichtsquellen findet sich eine Andeutung und im Augsburger Stadtarchive kein Sterbens-

*) Nach Andern 1530 beim Reichstage.

wörtchen jener Erzählung. Historisch beglaubigt ist nur so viel, daß die Fugger schon seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Hofbanquiers der Habsburger waren. Schon im Jahre 1473, als Kaiser Friedrich sich in Augsburg zum Zuge nach Trier rüstete, um den Herzog Karl von Burgund mit Geldern zu belehnen, begann Ulrich Fugger mit den Fürsten des Hauses Oesterreich Geldgeschäfte, die in der Folge zu enormer Höhe gelangten. 1509 zahlten die Fugger innerhalb acht Wochen an Kaiser Maximilian zum Kriege gegen Venedig die Summe von 170.000 Dukaten aus. Von ihnen empfing — wie schon erwähnt — Karl V. die Mittel zu seinen Expeditionen gegen Tunis und Algier und zur Unterdrückung des Schmalkaldischen Bundes. Für diese Darlehen erhielten die Fugger große und reiche Herrschaften und Bergwerke in Tirol, Ungarn, Spanien und andere zum Unterpfande und gelangten, da diese Pfandschaften nicht mehr ausgelöst wurden, später in den Besitz derselben. Karl V. erhob ferner die beiden Chefs der Familie, Raymond und Antonius in den Grafenstand. Die Fugger hatten, wie gleichzeitige Quellen angeben, selbst den Kaiser um ihre Standeserhöhung gebeten, und zwar über Anrathen hoher Herren, welche gern mit ihnen Freundschaft geschlossen hätten, sich aber mit Nicht-Ebenbürtigen nicht einlassen wollten.

Die Veranlassung zu der hübschen Sage von der Fugger'schen Großmuth hat allem Anscheine nach die schöne That des Bäckermeisters Duyle gegeben, der im Dienste der Grafen Fugger stand. Dieser Duyle, aus einer französischen Emigranten-Familie, Namens Deville, stammend, war der Mundbäcker der Fugger'schen Familie und einer der reicheren Bürger Augsburgs. Derselbe lieh, als Kaiser Leopold I. 1671 in Augsburg und Regensburg ein Kriegsanlehen aufnahm, dem Monarchen eine bedeutende Summe. Nach dem Frieden von Nymwegen wurden diese Capitalien

in Gegenwart des Kaisers wiederum zurückbezahlt. Als nun auch Duyle vortreten und sein Geld in Empfang nehmen sollte, zerriß er seinen Schuldschein und verbrannte ihn. Der Kaiser war anfänglich über dieses Benehmen ungnädig; aber Duyle erwiderte: Was er seinem Kaiser in dessen bedrängten Umständen als freies patriotisches Opfer brachte, solle gegeben sein und verlange er nicht mehr zurück. Kaiser Leopold erhob hierauf den Bäckermeister in den Freiherrnstand, doch machte dieser niemals Gebrauch von dieser Würde. Die Familie Duyle blieb in Fugger'schen Diensten, bis der Enkel Franz Xaver Duyle, Fugger'scher Rentbeamter in Constanz, dieses Amt aufgab, um sich dem Buchhandel zu widmen und 1781 nach Salzburg übersiedelte. Hier wurde er Geschäftsführer der Waisenhaus-Buchdruckerei und Buchhandlung. Diese älteste Buchdruckerei Salzburg's hatte 1773 die rechtmäßige Eigenthümerin Frau von Sternfeld an das Waisenhaus abtreten müssen. In der Officin war nämlich die Broschüre eines Franziskaners P. Clarentius Pschaider über die Aufhebung der Feiertage erschienen, welche den Zorn des Erzbischof's erregte. Die ganze Auflage wurde confiscirt und vernichtet, der Autor in ein auswärtiges Kloster geschickt, wo er unter Geißelhieben der selbst auferlegten Selbstpeinigung starb; der Factor der Druckererei kam auf die Festung und die Besitzerin mußte laut Urtheil vom 7. Juli 1773 die Druckerei zu einem willkürlich taxirten Preis an das Waisenhaus abtreten. Am 29. April 1789 veräußerte das Consistorium Namens des Waisenhauses das Geschäft an den Factor Franz X. Duyle um die Summe von 10.000 fl. Duyle wurde Hof- und akademischer Buchhändler und führte das Geschäft bis zu seinem Tode 1804. Dasselbe ging alsdann auf den Sohn über, der es 1843 verkaufte.

Wir sehen also, wie die That des reichen Bediensteten, dem noch reicheren Herrn zugeschrieben wurde, auch versetzte

man sie in eine frühere Zeit, um damit die Standeserhöhung der Letzteren zu begründen.

Wenngleich auch in dem jetzigen Hôtel zu den „Drei Mohren“, das bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts im Besitze der Fugger war, noch heute den Fremden ein Saal gezeigt wird, in dessen Kamin Fugger die Schuldscheine verbrannt haben soll, so darf dies, nachdem die Anekdote einmal geboren, nicht befremden, auch trotzdem nachweisbar, daß Karl V. während seines Aufenthaltes gar nicht im Hause Fugger's, sondern in der bischöflichen Pfalz gewohnt hat. Der betreffende Kamin, wie die Täfelung in jenem Saale, stammen beide aus jüngerer Zeit, als jene Karl's, am zweifelhaftesten aber ist die über dem ersteren angebrachte Inschrift, welche geradezu als das Machwerk eines früheren Gasthofbesitzers erscheint. Die Eigenschaften seines Hauses, als zum alten Palast der Fugger gehörigen Theiles kennend, und auf der alten Tradition der großen Geldgeschäfte der Fugger mit den Habsburgern fußend, verstand derselbe die ganze Geschichte, unter Benützung der für das Verständniß des reisenden Publikums leidlich wahrscheinlichen Localitäten, zum Vergnügen desselben und zum eigenen Vortheil auszubeuten.

Nach Fr. Hoffmann's: „Kaufmännische Noblesse.“ Gartenlaube 1874. und „Aus alten Familienpapieren“ (Duyle). Heimath 1878.

15.

Die Rettung Ferdinand II. durch das Kürassier-Regiment Dampierre.

(1619.)

Es war bekanntlich am 11. Juni des verhängnißvollen Jahres 1619, daß eine Schaar niederösterreichischer protestantischer Stände in die Burg gedrungen und stürmisch vom Kaiser die Einwilligung zu ihrem Waffenbunde mit dem empörten Böhmen verlangte.

In diesem gefahrvollen Augenblicke, so heißt es, sei das Regiment Dampierre-Kürassiere, geführt von seinem Obersten St. Hilaire, in Wien erschienen, wohin es der oberste kaiserliche Feldherr Graf Bucquoi entsendet habe. Diese Angaben, als am meisten verbreitet, entsprechen jedoch nicht der Wahrheit.

Gilbert de Sainthillière, Arsenalhauptmann zu Wien, Oberst und Kämmerer, ein 46jähriger, treuer und erprobter Diener, hatte das Glück gehabt, seinem Kaiser und Herrn die erwähnte Hilfe zuzuführen. In seiner Eigenschaft als Arsenalhauptmann (oberster Schiffsamtscommandant), damals eines der höchsten und ausgezeichnetsten Aemter, ward ihm öfters der Auftrag zu Theil, Truppen bald diesem, bald jenem kaiserlichen General zuzuführen, und er war eben wieder zu jener Zeit im Begriffe, einem solchen Befehle nachzukommen, als der Graf Mathias Thurn in Oesterreich eingedrungen war und die schwach besetzte Residenzstadt bedrohte. Eiligst wurde dem im Süden Böhmens befindlichen General Dampierre, welcher soeben ehrenvollen Antheil an dem Siege von Zablot genommen, der Befehl vom Hofkriegsrathe in Wien ertheilt, „mit dem hungarischen Kriegsvolk nach

Budweis zu rücken, das ausländische aber sammt den Tschaiken herunter (nach Wien) zu schicken." In Folge dessen übergab Dampierre die sogenannten Florentinischen Compagnien — weil daselbst vom Schwager des Kaisers dem Großherzoge von Toscana, für diesen angeworben — seines Regimentes dem nach der Hauptstadt zurückkehrenden Sainthillière.

Thurn hatte unterdessen die Donau bereits überschritten, wodurch die Gefahr für den Kaiser auf's Aeußerste stieg. Während ein neuer Befehl dringend die nöthigen Verstärkungen forderte, schiffte sich Sainthillière auch schon mit den Kürassieren bei Krems auf den ihn daselbst erwartenden Tschaiken ein, welche er schon früher auf kaiserlichen Befehl dahin entsendet gehabt. Die Landung bei Wien wurde Angesichts des Feindes und unter sehr gefahrvollen Umständen bewirkt. An der Spitze dieser Reiter nun drang der genannte Arsenalhauptmann durch das Fischerthor in die innere Stadt und sprengte unter hellem Trompetenschall, die Kürassiere mit dem Faustrohre in der Hand, en combattant in die Burg, hier „als Engel vom Himmel für Ferdinand, Boten des Schreckens für die Meuterer, die betäubt aus Wien schlichen", erscheinend. Ein allgemeiner Umschwung trat ein; Bürger und Studenten bewaffneten sich; Thurn vermochte die Stadt nicht zu nehmen, — er hatte den günstigen Moment versäumt.

Gilbert de Sainthillière erhielt zum Danke für diese rechtzeitig gebrachte Hilfe, und seine sonstigen Verdienste überhaupt, den Freiherrnstand, sein Wappen ward zur immerwährenden Erinnerung mit dem gekrönten Doppeladler geschmückt. Es befand sich noch im Jahre 1848 am Fuße des über der Einfahrt des ehemaligen Arsenals angebrachten Marienbildes, welches bei der Beschießung vom 6. October 1848 gänzlich unversehrt blieb. Unser wackerer Gilbert lebte bis zum Jahre 1624; er starb zu Wien, 65 Jahre alt, und folgte ihm in der Würde eines Arsenalhauptmannes der älteste

seiner Söhne. In dieser Stellung erscheint noch der Letzte seines Geschlechtes 1720.

Nach des Verfassers biographischer Skizze Dampierre's in den „Mittheilungen des k. k. Kriegsarchives 1876."

16.

Prinz Eugen bei Zenta.

(1697.)

Die größte Türkenschlacht des siebzehnten Jahrhunderts, der herrliche Sieg Prinz Eugen „des edlen Ritters" bei Zenta am 11. September 1697 hat auch ihre Legende, eine sehr landläufige, gefunden: das Histörchen, Eugen habe vor der Schlacht ein abmahnendes Schreiben des Hofkriegsrathes erhalten, dasselbe aber in Voraussicht seines Inhaltes in die Tasche geschoben, die Schlacht geschlagen und gewonnen, um sodann als Sieger — über Antrag seines Neiders, Feldmarschall Aeneas Caprara, vor ein Kriegsgericht gestellt werden zu sollen, weil er gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers gehandelt. Diesem wunderlichen Märchen stehen die lauteren Thatsachen der Freude Kaiser Leopold I. an dem Siege, des Lohnes, der dem Sieger und seinen Genossen zu Theil wurde, das Wiener Tedeum und die Denkmünze, welche der Kaiser auf den Sieg, erfochten „durch die Tapferkeit des Herzogs von Savoyen" prägen ließ, hinreichend deutlich gegenüber.

Diese fabulöse Erzählung, an der so beharrlich festgehalten wird, scheint eine Erfindung des Biographen Kaiser Leopold I. Rink, zu sein, sie wurde sodann von anderen Geschichtsschreibern

weiter ausgesponnen. Ebenso aus der Luft gegriffen ist die Erzählung von dem geheimen Handschreiben Leopold's, durch welches Eugen die Ermächtigung ertheilt worden sei, immer nach eigenem Ermessen handeln zu können, ohne jemals, der Ausgang sei, welcher er wolle, zur Verantwortung gezogen zu werden. Eine müssige Erfindung, welche sogar in die Werke eines Militärschriftstellers von hohem Rufe, Oberst Franz von Kaußler, überging, der unter andern auch die gefälschte Correspondenz des Prinzen Eugen für echt gehalten (über den Nachweis der Unechtheit siehe den trefflichen Aufsatz des verdienstvollen Schels in der „Oesterreichischen Militär-Zeitschrift" 1834).

Arneth: Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen. Wien 1858. I. Band 5. Capitel.

17.

Dionys Papin — Robert Fulton und die Erfindung des Dampfschiffes.

(1707 — 1807.)

Ein nicht geringes Gewebe von Mythe ist an die Namen dieser beiden genialen Männer der Technik geknüpft. Beide werden abwechselnd die Erfinder des über die ganze Erde verbreiteten höchst wichtigen Beförderungsmittels, des Dampfschiffes genannt. Weder Papin noch Fulton gebührt dieser Ruhm, wenngleich dem Letzteren*) thatsächlich jener der ersten

*) Geboren 1765 oder 1767 zu Little Britain in der Grafschaft Lancaster im Staate Pensylvanien, gestorben den 24. Februar 1815 zu New-York.

gelungenen Ausführung im Großen zukömmt. Von ihm ist es als unumstößliche Thatsache bekannt, daß er seine Erfindung Napoleon I. im Jahre 1805 angetragen und daß dieser sonst so scharfsinnige Mann jedoch dieselbe als ein Hirngespinnst verwarf, und Fulton als einen Charlatan erklärte. Sage dagegen ist die eben so oft als gerne gebrauchte Erzählung, daß Napoleon, am Bord des Bellerophon sich befindend, eines durch Dampf bewegten Schiffes ansichtig geworden sei, welches den Namen des Erfinders Fulton trug und an dem englischen Kriegsschiffe vorbeifuhr, das den für immer gestürzten Corsen in seine letzte Verbannung nach St. Helena trug.

Was nun Papin*) betrifft, so wissen wir durch Arago, daß Ersterer der eigentliche Erfinder der Dampfmaschine ist**), welcher am Hofe des Landgrafen Karl von Hessen lebte, und hier sich mit den einschlägigen Arbeiten beschäftigte, wissen aber auch, daß die Erzählung, Papin sei seinen Feinden (welcher nur halbweg tüchtige Mensch besäße solche nicht?) und dem Zorne seines Fürsten auf einem Dampfschiffe entflohen, Fabel ist. Kassel soll die Ehre davon tragen, jene Stadt zu sein, welche zum erstenmale ein solches Schiff gesehen, und die Fulda jener Fluß, welcher auf seinem Rücken zuerst ein Dampfboot getragen, wenngleich, so wird hinzugefügt, der Versuch mißglückt sei.

Aus den Schriften Papins geht jedoch unwiderlegbar hervor, daß er, der zwar mit der Dampfmaschine wohl ver-

---

*) Geboren 1646 zu Blois, gestorben? Verschollen in England in tiefster Armuth nach 1712.

**) Die allerersten, ganz in der Kindheit liegenden Versuche, den Dampf zur Erzeugung von Bewegungen zu benützen, datiren bis in's graue Alterthum zurück. — Schriften des Herones von Alexandrien 120 v. Chr. — Die Alten hatten überhaupt Kenntniß von der Dampfkraft, aber sie kamen nicht über die Idee hinaus.

traut, erst die Absicht aussprach, ein Dampfschiff bauen zu wollen, aber in Wahrheit nicht dazu kam und keines gebaut hat. Dasselbe bezeugen die gleichzeitigen Mündner Berichte (wohin Papin mittelst eines gewöhnlichen Bootes reiste und woselbst ihm dieses, kraft eines eigenthümlichen Stapelrechtes weggenommen ward, was mit Anlaß zur Anekdote gab, es sei ein Dampfschiff gewesen) und jene Leibniz' sowie Uffenbach's, welche deutlich sagen, daß sich Papin keiner Dampfmaschine zur Fortbewegung seines Schiffes, auf welchem er von Kassel aufwärts der Fulda nach Münden fuhr (etwa 1707), sondern der Ruderräder bedient habe.

Streng kritische Untersuchungen ergaben, daß die Benützung des Dampfes zur Bewegung von Schiffen alt ist, und die ersten Nachrichten schon aus den Zeiten Karl V. datiren. Blasco de Garay schlug diesem Fürsten im Jahre 1540 eine Maschine vor, um Schiffe ohne Ruder, ohne Segel zu bewegen. Mancherlei Widersprüche waren die Ursache, daß der Versuch erst im Jahre 1543 vor sich ging. Er gelang, aber nichtsdestoweniger legte der sonst so geniale Kaiser auf eine Fortentwickelung dieser Erfindung keinen Werth, doch nannte er Garay nicht, wie zwei und ein halb Jahrhunderte später Napoleon Fulton, einen Narren und Schwindler, sondern belohnte ihn wahrhaft fürstlich.*) Garay nahm seine Erfindung wieder an sich und versank mit ihr in die Nacht der Vergessenheit.

Fast achtzig Jahre verstrichen, bis sich dieser wichtige Motor des Vekehrslebens Bahn brach, in verschiedenen Zeiträumen traten auf den Schauplatz de Caus 1615 — eine Zeitlang als erster Erfinder der Dampfmaschine gerühmt — Branca 1629, Savary 1698, Hull 1736, Newcomen Watt,

*) Er erhielt einen Gnadenbrief, 200.000 Maravedies und die Kosten bezahlt.

der Schöpfer der Dampfmaschine von der Form und Einrichtung, wie sie jetzt allgemein benützt wird; Perrier Murdock 1775, Jouffroy 1781, Patrik Miller u. s. w. Auf Fulton, der wie schon erwähnt, den Dampfmotor bei Schiffen zu größerer Vollendung als je gebracht, folgten Dupin, Marestin u. a. m.

Ersch und Gruber: Allgem. Encyklop. der Künste und Wissenschaften. 1832 und 1850. XXII. Band, Artikel Dampf, S. 116 — 120 und LI. Band, Fulton.

Arago: Zur Geschichte der Dampfmaschinen. Deutsche Ausgabe, 5. Band, Leipzig 1856.

Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte. Gerland: Papin zc. Jännerheft 1880.

18.

Maria Theresia

auf dem Reichstage zu Preßburg, das angebliche „Moriamur pro rege nostro“ und Kronprinz Josef, ihre Briefe an die Pompadour und Cardinal Farinelli.

(1741, 1756.)

Zu den unausrottbarsten Anekdoten in der vaterländischen Geschichte, welche trotz schlagender Beweise ihrer Irrthümlichkeit, doch immer wieder von Neuem aufgetischt werden, gehören die eben in der Ueberschrift angedeuteten Momente.

Allgemein bekannt ist die Thatsache, daß die unvergeßliche Kaiserin, als sie kaum zum Throne gelangt, ihr Erbe gegen zahlreiche Feinde zu vertheidigen hatte, und daß sie in ihrer Bedrängniß, speziell an den Patriotismus der Ungarn sich wandte. Der zu diesem Endzwecke in Preßburg einberufene Landtag, welcher am 18. Mai 1741 eröffnet worden, zeigte im Anfange so heftige Opposition gegen die Regierung, daß Maria Theresia den Entschluß faßte, sich persönlich nach

der alten Krönungsstadt zu begeben, woselbst sie am 11. September die Mitglieder der beiden Tafeln zu sich berief. Erwartungsvoll strömten dieselben um die eilfte Vormittagsstunde nach dem königlichen Schlosse. Als sie im Audienzsaale versammelt waren, trat Maria Theresia unter sie, in Trauergewänder gehüllt, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte. Ernst und Schwermuth lagen in ihren Zügen, als sie langsam und majestätisch die Reihen der Ungarn durchschritt, die Stufen zum Throne hinanstieg und auf demselben Platz nahm. Wie es bei der Vorlage königlicher Propositionen gesetzlich immer der Fall ist, sprach der ungarische Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany zuerst zu den Mitgliedern des Landtages. Er schilderte die widerrechtlichen Angriffe fremder Fürsten, ihren Einbruch in die Erblande der Königin, die Gefahr der Hauptstadt, ja die Bedrohung Ungarns selbst. Er erklärte die Absicht Maria Theresia's, ihre Person, ihr Haus, ihre Krone der Obhut der Ungarn anzuvertrauen. Nach dem Hofkanzler nahm Maria Theresia vom Throne herab selbst das Wort.

„Die Betrübniß Unserer Lage vermochte Uns", so sprach sie mit bewegter Stimme, „den treuen Ständen Unseres geliebten Königreiches Ungarn über den feindlichen Unfall in Unser Erbland Oesterreich und über die Ungarn selbst noch bedrohende Gefahr, so wie über die Mittel dagegen schriftliche Vorlage zukommen zu lassen. Es handelt sich um das Königreich Ungarn, um Unsere Person, um Unsere Kinder, um die Krone. Von Allen verlassen, flüchten Wir einzig und allein zur Treue der Ungarn und zu ihrer altberühmten Tapferkeit. Wir bitten die Stände, in dieser äußersten Gefahr für Unsere Person, Unsere Kinder, die Krone und das Reich, ohne die geringste Versäumniß werkthätige Sorge zu tragen. Was an Uns liegt, soll geschehen, um den früheren glücklichen Zustand Ungarns und seines Volkes, den Glanz seines Namens wieder

herzustellen. In all dem werden die getreuen Stände die Wirkungen Unserer gnädigen Gesinnung erfahren."

Gegen Ende der Rede, insbesondere als sie ihrer Kinder erwähnte, brach Maria Theresia, von tiefer Rührung ergriffen, in Thränen aus. Weinend hielt sie ihr Tuch vor die Augen; bald aber sammelte sie sich wieder, und mit jenem Ausdruck der Gesichtszüge, wie er nach der bezeichnenden Schilderung, die wir einem ungarischen Berichterstatter verdanken, der gekränkten Unschuld eigen ist, lauschte sie den Worten, welche im Namen der Versammlung der Primas zu ihr sprach. Des freudigen Beistandes der ganzen Nation und ihres festen Vorsatzes versicherte er die Königin, Gut und Blut für sie zum Opfer zu bringen. Eine unbeschreibliche Bewegung ergriff die Ungarn, deren Stolz sich dadurch nicht wenig gehoben fühlte, daß gerade bei ihnen Maria Theresia ihre Zuflucht suchte. Das Mitleid mit dem Schmerze der Königin, ihr zauberischer Anblick erfüllte die Anwesenden mit Begeisterung und von vielen hundert Stimmen donnerte der einmüthige Zuruf durch den Saal: „Vitam nostram et sanguinem consecramus." — Wir weihen unser Leben und unser Blut!

Dies der wahrheitsgetreue Ruf — die Worte: Moriamur pro rege nostro wurden nicht gesprochen und die Schwerter nicht gezückt und da Maria Theresia's Sohn, der sechs Monate alte Kronprinz (auf den verschiedenen Bildern als etwa zweijährig mit ungarischer Kleidung, gekrönt und mit Schwert umgürtet dargestellt), sich gerade zu dieser Zeit in Wien, also nicht in Preßburg befand, konnte das Windelkind nicht von seiner Mutter auf den Armen gehalten werden.

Und nun zu dem dritten in der Ueberschrift angedeuteten Momente: den angeblichen Brief Maria Theresia's an die Pompadour.

Es ist allgemein bekannt, daß sich in der Friedenszeit nach dem österreichischen Erbfolgekrieg, in den Jahren 1749

bis 1756 die folgenschwere Umkehrung der continentalen Allianzverhältnisse vollzog. England, bis nun der Bundesgenosse Oesterreichs, trat auf die Seite Preußens und der frühere Gegner Oesterreichs, Frankreich, schloß nunmehr mit diesem den Allianzvertrag von Jouy (bei Versailles, Mai 1756).

Traditionell erblickt man in der allmächtigen „Freundin und Rathgeberin“ König Ludwig XV. der Marquise Pompadour und in ihrem Schildknappen, dem bekannten Abbé Bernis, die alleinigen Factoren des österreichisch-französischen Bündnisses. Ihr persönlicher Haß gegen Friedrich II., Kaunitz' und Starhemberg's (der Gesandten Oesterreichs am Pariser Hofe) Schmeichlerkünste, große Geschenke und ein eigenhändiges Schreiben Maria Theresia's an die Courtisane des Königs, worin ihr der Titel „Meine theuere Cousine“ ertheilt worden, alles dies hätte das politische Wunder bewirkt. Diese historische Legende, wenngleich längst an der Hand der Thatsachen richtig gestellt, wird dennoch immer wieder zum Besten gegeben und findet Eingang in Werken sonst achtbarer Autoren.

Madame Pompadour war allerdings eine Hauptmacht am Hofe Ludwigs XV., aber ebenso wenig allgewaltig in politischen Maßnahmen, als so bornirt leidenschaftlich, um gegen alle anderen Stimmen einen diplomatischen Staatsstreich heraufzubeschwören. Ihr Groll gegen Friedrich II. traf mit der Eifersucht des französischen Hofes und seiner Staatsmänner wider das hochstrebende, der bourbonischen Allianz von 1742 und 1746 untreu gewordene System der Politik des Preußenkönigs zusammen, mit der Besorgniß Frankreichs vor Preußens Allianz mit England, welches letztere bereits im Seekriege mit Ludwig XV. begriffen war, und sie war klug genug, diesen Groll im rechten Augenblick zu befriedigen. Was die Verständigung mit Frankreich selbst betrifft, so war man im Hochsommer 1755 noch weit vom Ziele, es hielt noch an seinem Bündniß mit Preußen fest.

Ende December d. J. zeigte es sich wohl tractabler, aber erst die in Versailles erbitternde Nachricht von der zwischen England und Preußen am 16. Jänner 1756 abgeschlossenen Allianz schlug durch, und jetzt zeigte sich Minister Rouillé hitziger im Ergreifen der österreichischen Allianz als der Abbé Bernis.

Die Pompadour spielte, wie früher, die Rolle der Vermittlerin der guten Beziehungen Oesterreichs und Frankreichs, namentlich im entscheidenden Augenblick; nicht sie machte die französische Politik, die Aufmerksamkeiten gegen sie, die Geschenke an sie spielen erst dann eine Rolle, als es sich darum handelte, den bereits stipulirten Vertrag zu verwirklichen und vortheilhaft für Oesterreich zu gestalten, also seit Mai 1756. Es ist begreiflich, daß einer Dame von solchem Einflusse, welcher Friedrich II. das Fürstenthum Neuenburg angetragen haben soll, derartiges geboten werden mußte. Und selbst der angebliche Brief Maria Theresia's an sie, der nie zum Vorschein kam und den die Kaiserin selbst entschieden in Abrede stellte, hätte ganz gut geschrieben werden können, ohne daß er ein Anklagezeugniß gegen den Charakter der Politik und der Herrscherin Oesterreichs abgeben dürfte. Der sociale Charakter der Pompadour, ihre von der ganzen Diplomatie anerkannte Stellung am Hofe Ludwig XV., hat nichts Anstößiges auf dem Gebiete der Politik, wo eine Courtisane ebenso viel Gutes als Schlechtes stiften kann, wie eine ehrbare Herrschergattin. Mit diesem Schreiben der Maria Theresia an die Pompadour steht es eben nicht Anders, als mit dem Briefe, welchen sie, um das Bündniß mit Spanien zu Stande zu bringen, an den Cardinal Farinelli geschrieben haben soll. Er gehört ebenfalls der Fable convenue an.

Arneth: Maria Theresia's erste Regierungsjahre. Band I. 11. Capitel. Band IV. 17. Capitel.
Krones: Handbuch der Geschichte Oesterreichs. IV. Band, XVIII. Buch.

19.

Charlotte d'Eon de Beaumont.

(1770.)

In der Geschichte ist es nichts Ungewöhnliches, daß Frauen mit Meisterschaft die Rolle von Männern übernahmen und auch mit Glück bis an ihr Ende durchführten; seltener aber ist es, wenn sie dabei ihr Geschlecht verleugneten, und dieses sich erst mit dem Tode constatiren ließ.

Ein durch sein ganzes Leben, Wesen und Schicksal räthselhafter Mensch, von dem man erst am Todtenbette mit Bestimmtheit erfuhr, ob er Mann oder Weib gewesen, ist der Ritter d'Eon. Anekdote und Fabel haben sich seiner bemächtigt, und lassen ihn nur als Frau gelten, während thatsächlich das Gegentheil der Fall ist.

Charlotte, Genovefe, Louise, Auguste, Andreas, Thimotheus d'Eon de Beaumont ist 1728 zu Tonerre in Burgund als das Kind eines Gerichtsrathes geboren worden. Nachdem er die Studien der Rechte absolvirt und Parlamentsadvokat geworden, machte er sich durch einige politische Schriften bekannt, welche ihn hohen Ortes derart empfahlen, daß er bald ein vertrauter Rathgeber König Ludwig XV. ward, der ihn an verschiedenen Höfen und bei mannigfaltigen Gelegenheiten gut zu brauchen wußte. Im siebenjährigen Kriege diente d'Eon als Dragonerkapitän und Adjutant des Marschalls Broglio und empfing bei Ultrup eine doppelte Wunde. Nach dem Frieden begleitete er den Herzog von Nivernais als Gesandtschaftssekretär nach London, setzte auch von hier seine geheime Correspondenz mit dem königlichen Privatconseil fort und war die Seele der Gesandtschaft. D'Eon brachte es hier jedoch in kurzer Zeit durch Aeußerungen sowohl als unkluges

Benehmen dahin, daß die englische Regierung seine amtliche Stellung nicht mehr anerkannte und ihm der Hof verboten ward. Darüber außer sich gebracht, ließ er einen Quartband „Lettres, Mémoires et Negotiationes particulières de Chevalier d'Eon" erscheinen, welche ihm die Klage wegen Libell auf den Hals luden. In Frankreich dachte man daran, ihn von London entführen und in die Bastille setzen zu lassen. Aber Ludwig XV. soll seinen geheimen und vertrauten Rathgeber sofort selbst von der ihn bedrohenden Gefahr haben benachrichtigen und zur Vorsicht auffordern lassen. Als d'Eon nun vollends in seiner Verzweiflung mit einer Veröffentlichung seiner ganzen geheimen Correspondenz mit dem Könige drohte, bewilligte Ludwig XV. ihm eine Pension von 12.000 Livres, und in der ganz von der eigenen Hand des Königs geschriebenen Urkunde darüber hieß es: „Aus Anlaß der Dienste, welche der Sieur d'Eon mir sowohl in Rußland, als in unsern Armeen geleistet hat, und den anderen Aufträgen, die ich ihm ertheilt habe, will ich ihm eine jährliche Unterhaltssumme von 12.000 Livres zusichern, die ich ihm pünktlich alle sechs Monate, in welchem Lande es immer sei (nur nicht in Kriegszeiten bei meinen Feinden) auszahlen lassen werde, und dies, bis ich für gut finden werde, ihm irgend einen Posten zu geben, dessen Einkünfte beträchtlicher wären, als jene Unterhaltungssumme. Zu Versailles, den 1. April 1766. Ludwig."

Zu Anfang der siebziger Jahre verbreitete sich nach und nach das Gerücht, daß d'Eon ein Weib sei. Es fand nur sehr allmälig, im Laufe mehrerer Jahre, dann aber um so fester Glauben. Unrichtig ist es, daß ein Befehl des französischen Hofes, er solle die weibliche Kleidung annehmen, dieses Gerücht begründet hätte; vielmehr ist jener Befehl erst durch das schon bestehende Gerücht veranlaßt worden, und das letztere hat jahrelang bestanden, bevor d'Eon Weibertracht

anlegte. Möglich, daß die Taufnamen d'Eon's, möglich, daß ein zufälliges Urtheil über seinen, manche Züge des Weiblichen enthaltenden Charakter den ersten Anlaß gab, daß es sich erhielt, weil Gesicht, Figur und Lebensweise nicht zu entschieden widersprachen, und daß die vielen Feinde, die sich d'Eon gemacht hatte, dasselbe unterstützten. Dunkel bleibt es immer, was den französischen Hof zuerst vermochte, d'Eon die weibliche Tracht zur Vorschrift zu machen und ebenso, was d'Eon bestimmte, sich dieser Vorschrift zu unterwerfen. Kann man auch annehmen, daß Ludwig XV. in dieser Mystification das beste Mittel erkannt habe, etwaige Indiscretionen d'Eon's zu entkräften, daß d'Eon selbst in seiner weiblichen Rolle einen Schutz gegen manche Feindschaft, einen Freibrief zu mancher Freiheit suchte, so kann man doch kaum umhin, zu vermuthen, es müsse noch irgend eine ganz specielle Ursache bestanden haben, die es nöthig machte, d'Eon dem weiblichen Geschlechte zuzutheilen und damit irgend einen Verdacht zu verhüten, der nur bei dieser Voraussetzung nicht aufkommen konnte.*) Unbedingten Glauben fand die Sache zwar nicht, aber die Anzahl derer, welche d'Eon für ein Weib hielten, war die entschieden überwiegende, und in seinen letzten Jahren werden nur sehr wenige an seiner Weiblichkeit gezweifelt haben. D'Eon selbst verließ England in Männertracht und ward günstig in Frankreich aufgenommen, erhielt aber von dem mittlerweile zur Regierung gelangten Ludwig XVI. den Befehl, die weibliche Kleidung wieder anzulegen; ein Befehl, den Ludwig XVI. bei seinen strengen Begriffen von Sittlichkeit und Anstand, schwerlich ertheilt haben würde, wenn er d'Eon nicht wirklich für ein Weib gehalten hätte. Anfangs weigerte er sich, fügte sich aber nach einiger Zeit und erschien, als Ritterin

*) Nach einer Version soll d'Eon schon in seiner Jugend Männerkleider getragen haben, weil ihm das Erbtheil eines reichen Oheims, das ihm in dieser Metamorphose auch wirklich zufiel, sonst entgangen wäre.

d'Eon, in weiblicher Tracht, mit dem Ludwigskreuze. Das Verhältniß setzte ihn aber, besonders da ein Zweifel über die Wahrheit desselben doch noch fortgewirkt zu haben scheint, Neckereien und Herausforderungen aus, denen die Regierung ihn anfangs dadurch zu entziehen suchte, daß sie ihm eine Zeit lang die Citadelle von Dijon zum Aufenthalte anwies. Doch zog er es 1783 vor, wieder nach England zu gehen, und scheint von hier mit dem Baron von Breteul, welcher damals Minister des königlichen Hauses war, correspondirt zu haben. Nach Ausbruch der Revolution richtete er 1791 eine Petition an die Nationalversammlung, worin er seinen Rang in der Armee wieder einzunehmen verlangte, indem er erklärte: sein Herz empöre sich gegen seine Haube und seine Weiberröcke. Seine Dienste wurden aber nicht angenommen; er blieb in England, verlor als Emigrant seine Pension und mußte aus Noth seine Bibliothek und Kostbarkeiten verkaufen. Ja er kam dahin, daß er die ihm aufgezwungene Sonderbarkeit als Erwerbstitel benutzen mußte, indem er 1795 in weiblicher Tracht als Fechtmeister auftrat und Unterricht gab. So mag ihn zuletzt seine Dürftigkeit selbst, auch nachdem wahrscheinlich die ihn früher bindenden Rücksichten geschwunden waren, abgehalten haben, den Schleier zu lüften. Als nun Alter und Kränklichkeit über ihn kamen, ward er nur noch durch die Unterstützung einiger Freunde kümmerlich erhalten. Aber noch 1809 glaubte selbst der in die Geheimnisse der französischen Diplomatie tief eingeweihte de Flassan, daß d'Eon ein Weib sei.

Am 21. Mai 1810 schloß d'Eon seine Augen; aus der Todtenschau, welche Th. Copeland in Gegenwart der Herren Adair, Wilson und des Père Elsée, ersten Chirurgen Ludwig XVIII., vornahm, ergab sich, daß d'Eon vollständig ein Mann gewesen.*) In dem von ihm allerdings schon 1775,

*) Das Commissions-Protokoll enthält die Stelle: „Je certifie, par le présent, avoir inspecté le corps du Chevalier d'Eon en pré-

wo er noch Rücksichten zu nehmen hatte, und zu Paris in 13 Bänden herausgegebenen, meist Politisches und Geschichtliches enthaltenden: „Loisirs du Chevalier d'Eon“ findet sich nicht die mindeste Hindeutung auf den Grund seiner Doppelrolle. Die unter seinem Namen erschienenen Memoiren sind unecht.

(Nach: „Die geheime Diplomatie Ludwig XV.“ in Bülau: Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Leipzig 1863, 1. und 5. Band. Siehe auch „Biographie Universelle Ancienne et Moderne. Paris 1855. XII. Band. In Ersch und Gruber: Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, 35. Band wird d'Eon noch für ein Weib gehalten.)

20.

Der Untergang des Vengeur.

(1794.)

Kein Volk pflegt die Anekdote so eifrig und so gewissenlos in ihrem Eifer, möchten wir sagen, als die Franzosen, und indem Prosper Merimeé das aufrichtige Geständniß abgelegt: daß er nichts von der Geschichte liebe, als die Anekdoten (je n'aime de l'histoire que les anecdotes), hat er nur einem Charakterzug seiner Landsleute Ausdruck gegeben.

Als seltenes Beispiel heroischer Hingebung und Treue für das Vaterland wird in der französischen Geschichte der

---

sence d. M. Adair, M. Wilson et du P. Elisée, et avoir trouvé les organs masculins perfaitement formés.“ 2c. Ein gleichfalls anwesender Zeichner, Namens C. Turner, mußte in der Gegenwart der Commission den vollständigen Leichnam abzeichnen.

Untergang des Vangeur (der Rächer) angeführt. Der Befehlshaber dieses Schiffes soll nämlich, als er mit den Engländern zusammenstieß — es war 1794, zur Zeit der französischen Revolution — nach hartnäckigem Kampfe lieber den vor Augen sichtlichen Untergang, als die Ergebung gewählt haben. Er versank angeblich unter dem Ausrufe: „Es lebe die Republik!" mit seiner ganzen Mannschaft in den Wellen. Auf den Pariser Bühnen spielt, wie man sich wohl denken kann, diese herrliche Szene in einem Spektakelstücke eine große Rolle, und entflammt die Gemüther zu stets neuer Begeisterung; nur schade, daß an der Geschichte wenig und die Hauptsache gar nicht wahr ist. — Der Commandeur des Schiffes — sein Name ist uns fremd — welches zu Grunde ging, nahm mit dem größten Theile der Bemannung willig die von den Engländern gebotene Rettung an, lebte eine Zeit lang als Gefangener in England und starb viele Jahre später ruhig in seiner Heimat.

Anders verhält es sich dagegen mit einem ähnlichen, aber wahrheitsgetreuen, dafür aber auch viel weniger gekannten, und weil auch von den ernsten Holländern nicht mit soviel Phrasenwerk aufgetischten Fall und zwar jenem des wackeren Renier Klaaszoon. Es war im Herbste des Jahres 1606 und im Kriege zwischen den Generalstaaten und Spanien. Der Admiral der Ersteren, Hautain, war von der Republik ausgesendet worden, um die nach West- und Ostindien bestimmten spanischen Flotten am Auslaufen zu hindern. Das Letztere gelang, das Erstere jedoch nicht, wenigstens nicht vollständig, und bei einem zweiten Versuche kam es bei dem Cap St. Vincent zum Zusammenstoße. Obschon die niederländische Flotte den Spaniern um das dreifache überlegen war (24 gegen 8) ergriffen, nachdem sechs Schiffe durch Sturm zerstreut worden, die übrigen die Flucht. Nur der Unteradmiral von Seeland, Klaaszoon, leistete dem Feinde zwei Tage lang, tapfer kämpfend, den furchtbarsten Widerstand, bis endlich die

meisten von seinen Leuten hingestreckt lagen und das Schiff auf allen Seiten zerschossen war. Da ruft Reinier Klaaszoon den Rest der Seinigen, 60 Mann im Ganzen, zusammen, und alle fassen einmüthig den Entschluß, dem Feinde nicht einmal das Wrack zu lassen, sondern frei und treu für's Vaterland zu sterben. Fromm knieen sie hin und rufen gen Himmel: „Herr, vergieb uns, was wir jetzt thun!“ Dann werfen sie Feuer in die Pulverkammer und auf fliegt das Schiff mit der Mannschaft in die Luft.

Französische Kriegsgeschichten. — Leo: Zwölf Bücher holländ. Gesch. Halle 1835.

III.

Es ist etwas ganz gewöhnliches, daß historischen Persönlichkeiten Aeußerungen — im Guten und Bösen — anhaften, die sie gar nicht gethan haben, oder die von dem ursprünglichen Ausspruche ganz abweichen, und daß sich nur selten jemand zu diesen, zu „geflügelten Worten" gewordenen Aeußerungen die Mühe der Quellenkritik nimmt.



1.

Aristoteles' Tod.

„Fasse mich, weil ich Dich nicht fassen kann."

(322 v. Ch.)

Bekanntlich kann sich ein Ausspruch, ein Witz und sei er noch so treffend, erst dann zur himmelstürmenden Höhe eines „geflügelten Wortes" emporschwingen, wenn derselbe aus dem Munde einer bedeutenden, allbekannten Persönlichkeit stammt. Was liegt daher nicht näher, als daß so mancher Erfinder einer solchen Phrase, um ihr eine angemessene Carierre zu eröffnen, sie unter der sicheren Aegide eines populären Namens die Welt durchwandern läßt. Möge es sich auch späterhin auf das Bestimmteste herausstellen, daß der bewußte große Mann nie und nimmer jenes „Wort" ausgesprochen, das stört Niemand mehr, es ist indessen allgemein bekannt und beliebt geworden, es hat sein Glück gemacht und vergebens bemüht sich der gewissenhafte Historiker, dasselbe seinem rechtmäßigen Erzeuger zuzuwenden, oder es als bloße Erfindung nachzuweisen.

Von den zahllosen Citaten oder geflügelten Worten, dieser „historischen Klein- oder Falschmünze", seien in dem dritten oder letzten Abschnitte dieses Buches nachfolgende der Erörterung unterzogen*).

Wir beginnen mit dem unsterblichen Lehrer des großen Alexander, mit Aristoteles, über welchen einige drastische Aussprüche bestehen, von denen einer der bekanntesten die Todesart dieses Heros der Wissenschaft betrifft. Dem zu Folge hätte er sich in den Euripidus, dessen Ebbe- und Fluthererscheinungen

*) Mit einigen Ausnahmen finden sie sich auch in Büchmann's allgemein gekanntem Werke, nur dort nicht mit derselben Ausführlichkeit behandelt.

er nicht zu begreifen vermochte, mit den Worten gestürzt: „Fasse mich, weil ich Dich nicht fassen kann.“ Das klingt sehr hochtragisch; der Gelehrte gibt sich den Tod, weil er ein Problem der Wissenschaft nicht zu lösen vermag. Die Wirklichkeit ist jedoch überaus prosaisch. Das Haupt der peripatetischen Weltweisen erlag einem Magenleiden, zur größten Betrübniß seiner unmündigen Tochter Pythias, seines Pflegesohnes Nicanor und seiner geliebten Herpyllis.

Brandis: A. rc. Leipzig 1851 — 1857. Lewes: A. Deutsch von Carus. Leipzig 1865.

2.

Archimedes.

„Gebt mir einen Punkt in der Luft, auf dem ich stehen kann, und ich hebe das Weltall aus den Angeln.“ — „Verdirb mir meine Kreise nicht.“

(212 v. Ch.)

An den Namen des berühmtesten Mathematikers des Alterthums knüpft sich ein wahrer Schatz von Citaten. Der gelehrte Vertheidiger von Syrakus saß, wie die Mähre erzählt, während die Römer die Stadt erstürmten, am Boden seines Arbeitszimmers, welcher mit Sand bestreut war, ganz vertieft in die Betrachtungen geometrischer Figuren, die er in denselben gezeichnet hatte. Da stürzt plötzlich ein römischer Soldat plünderungssüchtig in das Gemach. Archimedes, nur auf die Erhaltung seiner Zeichnungen bedacht, soll nun dem rohen Kriegsknecht zugerufen haben: „Noli turbare circulos meos!“ (verdirb mir meine Kreise nicht), was dieser jedoch damit beantwortete, daß er den würdigen fünfundsiebenzigjährigen Greis niedermachte. Streng historisch ist nur, daß Archimedes

wirklich bei der Einnahme von Syrakus seinen Tod fand — 212 v. Ch. — Alles Uebrige erscheint als eine willkürliche Zuthat, da deren Begründung aus keinem verläßlichen Schriftsteller nachgewiesen werden kann.

Nebenbei sei auch erwähnt, daß die gewöhnlich übliche Erzählung, Archimedes habe sich um die Vertheidigung von Syrakus dadurch so hoch verdient gemacht, daß er mittelst seiner Brennspiegel die römischen Schiffe in Brand gesteckt, wohl irrig sein dürfte. Hingegen hat er aber den Belagerern durch seine Maschine, womit er Steinmassen auf die Angreifer schleuderte, großen Schaden zugefügt. Ueber dieses Letztere berichten auch Polybius, Livius und Plutarch ausführlich, während über die Brennspiegel bei diesen Autoren keinerlei Andeutungen zu finden sind. Dio und Diodor geben hievon allerdings eine Notiz, doch ist dieselbe so unklar und unbestimmt, daß man sich wohl kaum darauf berufen kann. In späteren Zeiten erzählte dann plötzlich Zonaras ausführlich darüber. Jedoch erscheint auch die Sache vom Standpunkte, den die neuesten Forschungen der Physik heute einnehmen als äußerst unwahrscheinlich.

Auf ebenso schwachen Füßen steht auch der dem großen Gelehrten zugeschriebene Ausspruch: „Gebt mir einen Punkt in der Luft, auf dem ich stehen kann, und ich hebe das Weltall aus den Angeln.“ Archimedes war für eine solche sinnlose Behauptung ein viel zu gewiegter Mathematiker.

Ersch und Gruber: Allgem. Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Leipzig 1820. V. Band.

3.

Brennus „Vae victis!"

(390 v. Ch.)

Die in vielen Geschichtswerken mit behaglicher Breite behandelte Erzählung von dem Erscheinen Brennus' und seinem „Vae victis" gelegenheitlich der Belagerung Roms durch die Gallier, lautet in Kürze beiläufig also: Obgleich die Vertheidiger des Capitols durch die rechtzeitige Geschwätzigkeit der Gänse im Junotempel (??) momentan gerettet waren, so sahen sich jene bald nach diesem mißglücktem Ueberfalle der Gallier dennoch gezwungen, wegen Mangel an Lebensmitteln Unterhandlungen mit den Belagerern anzuknüpfen. Sie einigten sich mit denselben dahin, daß die Letzteren um den Preis von 1000 Pfund Gold abziehen sollten. Als nun aber bei der Abwägung die Römer sich beklagten, daß ihre Gegner ein falsches Gewicht gebrauchten, und der römische Tribunus Sulpicius energischen Protest gegen solch' einen offenbaren Betrug erhob, trat plötzlich Brennus vor, und von Siegesübermuth berauscht, wirft er sein gewaltiges Schwert sammt dem Wehrgehänge in die Schale, dem erschrockenen Tribun die Worte zuschleudernd: „Vae victis!" (Wehe den Besiegten). In diesem unleugbar sehr kritischen Momente erscheint rechtzeitig als Deus ex machina der edle Camillus, selbstverständlich an der Spitze eines mächtigen Herres. — „Mit Eisen, nicht mit Gold kauft sich Rom los!" ruft er dem nun seinerseits sehr verblüfften Gallierhäuptling zu, erklärt in seiner Stellung als Diktator, die ohne seine Zustimmung geschlossenen Verträge für null und nichtig, und schlägt natürlich zum Schlusse die Feinde in die Flucht.

Das Ganze erinnert, wie man sieht, stark an eine mit Knalleffecten reichlich versehene Komödie: Die Exposition

ist vortrefflich, die Verwicklung bis zum letzten Augenblicke sehr spannend und das Ende befriedigt vollkommen die Gerechtigkeitsliebe des Pubikums..... lauter Dinge, welche in der Geschichte äußerst selten vorkommen. Die Kritik hat auch den Verlauf dieser ganzen Begebenheit etwas anders dargestellt. Nach Polybius z. B. traf Camillus' Erscheinen mit dem Abzuge der Gallier zusammen, was allerdings viel wahrscheinlicher klingt. Niebur, Momsen u. A. stellen hingegen einige der Hauptzüge aus dieser Epoche ganz in Zweifel. Als wirklich verläßlich nachweisbar kann nur gelten, daß die senonischen Gallier, von einigen römischen Legaten in Clusium bedrängt, aus Cisalpinien aufbrachen, unter Brennus die Römer am Allia schlugen — 390 v. Ch. —, die Stadt eroberten, in einen Schutthaufen verwandelten, und erst nach einem siebenmonatlichen Aufenthalte durch die Nachricht eines Einfalles der Veneter in ihr neugewonnenes Lager am Padus bewogen wurden, das ihnen von den Römern für den Abzug gebotene Lösegeld anzunehmen und den Rückzug anzutreten.

Beaufort: Dissertation sur l'incertitude de l'histoire Romaine. Utrecht 1738.

4.

Cäsar.

„Alea jacta est!“ — „Veni vidi vici“ — und „Auch du mein Sohn.“

(49, 48, 44 v. Ch.)

Die Geschichte Cäsars ist mit Citaten überfüllt, manch denkwürdiges Wort ihm in den Mund gelegt worden. Die drei bekanntesten seien hier in Erwägung gezogen.

„Alea jacta est!" (der Würfel ist gefallen), so rief Cäsar aus, als er im Begriffe stand, den an ihn — Dank der Ränke seines Gegners Pompejus — ergangenen Befehl, seine getreuen Legionen zu entlassen, dahin zu beantworten, daß er an ihrer Spitze gegen Rom marschirte. Am Rubicon, dem Grenzflusse seiner Statthalterschaft angelangt, soll er plötzlich in ein tiefes Sinnen verfallen sein. „Noch ist Zeit umzukehren; einen Schritt weiter und der Bürgerkrieg ist erklärt", monologisirte unschlüssig der römische Held. Doch sich plötzlich ermannend, rief er entschlossen obcitirte Worte aus, überschreitet den Rubikon — 49 v. Ch. — und entscheidet so Roms Geschick. Fassen wir diese Erzählung etwas schärfer in's Auge, so leuchtet uns baldigst deren Unwahrscheinlichkeit ein. Schon der energische Charakter Cäsar's bestärkt uns in unseren gerechten Zweifeln; noch mehr aber die Erkenntniß, daß der spätere Dictator diesen unvermeidlichen Krieg schon früher voraus gesehen hatte und es ja in seiner Absicht lag, denselben mit all den ihm zu Gebote stehenden Mitteln auszutragen. Ein solches Schwanken im entscheidenden Augenblicke hätte nur Entmuthigung und vielleicht sogar theilweisen Abfall in den Reihen seiner Getreuen hervorgerufen und Cäsar war ein viel zu erfahrener General, um nicht die üblen Folgen einer so unzeitigen Unschlüssigkeit vorauszusehen. Auch erwähnt weder die von ihm selbst uns hinterlassenene Geschichte dieses Krieges derartiges, noch ist davon etwas in anderen alten zuverlässigen Historikern zu finden*).

Die so männiglich bekannten Worte des römischen Diktators: „Veni vidi vici!" (Ich kam, ich sah, ich siegte), mit denen er angeblich den bei Zeila in Kleinasien über Pharnazes erfochtenen entscheidenden Sieg seinem Freunde Amyntius in

*) Der Satz, es falle der Würfel (wie er nach dem Griechischen richtiger lautet) war schon lange vor Cäsar sprichwörtlich. Siehe Plutarch, Cäsar K. 22.

Rom anzeigte, sind dahin zu berichtigen, daß sie vielmehr als Inschrift auf einer in seinem pontinischen Triumphzuge einhergetragenen Tafel prunkten.

Von ungleich größerer historischer Wichtigkeit wäre die Bestätigung jenes Ausrufes, mit welchem Cäsar, von den Dolchen der Verschworenen durchbohrt, vor der Statue des Pompejus niedergesunken sein soll — 15. März 44 v. Ch. — Demzufolge hätte er beim Anblicke seines Lieblings Marcus Brutus, der ebenfalls mit gezückter Todeswaffe auf den Diktator eindrang, jenem schmerzvoll zugerufen: „Auch du, mein Sohn!" und jetzt erst, jede weitere Gegenwehr aufgebend und sein Haupt verhüllend, den Streichen seiner Mörder erlag.

Würde sich diese Erzählung bewahrheiten, so wäre sie eine Bekräftigung jener frivolen Sage, welche Cäsar zum Vater des Brutus macht, und die ganz sicher eine Erdichtung ist, da ja Ersterer blos um fünfzehn Jahre älter war, als sein Pseudosohn, und mit dessen Mutter er wohl nur in einem freundschaftlichen Verkehr gestanden. Uebrigens widerlegen schon mehrere Geschichtsschreiber des Alterthums auf das Entschiedenste jene letzten Worte Cäsars; auch Sueton erzählt in seinem „Julius Cäsar," Kap. 82, daß dieser bei der ersten empfangenen Wunde nur tief aufgeseufzt, aber kein Wort mehr hervorgebracht habe.

Niebuhr, Momsen u. A. m.

5.

Hie Welf! Hie Waiblingen!

(1140.)

Mit der Erwählung Konrad III., des Ersten aus dem Staufenhause am 22. Februar 1138, war ein Halbbruder des gleichzeitigen in unserem Vaterlande herrschenden edlen Geschlechtes der Babenberger zur Herrschaft im Reiche gelangt. Es sollte dies von Bedeutung für die Geschichte dieses Hauses werden und äußerte sich schon im kommenden Jahre in der Zuerkennung Baierns an Markgraf Leopold IV., den Freigebigen (1136 — 1141).

Es ist bekannt, daß die Wahl Konrad's nur von einem Fürsten des Reiches, Heinrich dem Stolzen von Baiern, bestritten wurde, der die Königskrone selbst gern für sich errungen hätte. Er unterlag im Streite mit Konrad; Sachsen kam an das Haus der Askanier und Baiern, wie oben erwähnt, an Oesterreich. Diese Schicksalsschläge überlebte Heinrich der Stolze nicht lange, er starb im October 1139 und seinem Bruder Welf VI. blieb es jetzt vorbehalten, für Heinrich's unmündigen Sohn, nachmals der „Löwe“ genannt, und die Sache des Hauses einzutreten.

Die Kämpfe, welche nun verheerend von 1139 bis 1141 geführt, sind von wenig Interesse; eine Ausnahme macht blos die Belagerung von Weinsberg, wo König Konrad III. selbst mitstritt, durch die anmuthige Sage von der Weibertreue.

Bei Weinsberg war es mit Welf VI. und seinen wenigen Anhängern zur Schlacht — 21. December 1140 — gekommen. Hier nun heißt es, sei zum erstenmale der bekannte Parteiruf: Hie Welf! Hie Waiblingen! ertönt. Dies ist aber Fabel, der nichts als die Angabe eines sehr unzuverlässigen

Chronisten im 15. Jahrhunderte zu Grunde liegt, von der nicht ein einziger, jener Zeit näher stehende Berichterstatter etwas weiß, weil diese Parteibezeichnung älteren Ursprunges ist. — Erst seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts, in den Tagen des Thronstreites zwischen dem Staufer Philipp und Welf Otto IV. ist der berühmte Parteiname: Ghibelline und Guelfe aufgekommen. Die Sache war schon älter, als der Name, der sie bezeichnet, und nicht immer wurden darunter die Anhänger des Kaisers und des Papstes verstanden, da seit länger als einem Jahrhundert in Oberitalien nur zu häufig die miteinander streitenden Städteparteien oder zwei Fractionen in Republiken, welche miteinander um die Herrschaft stritten, sich so nannten, ohne Bezug auf Kaiser und Papst.

Jaffé und Behrens: Herzog Welf VI. und seine Zeitgenossen. Braunschweig 1829.

6.

Huß.

„O sancta simplicitas!" — „Heute bratet ihr eine Gans, aber nach hundert Jahren wird ein weißer Schwan kommen, den ihr nicht werdet verbrennen können."

(1415.)

Welterschütternde Begebenheiten ohne jedwede Zuthat, sind die weißen Raben der Geschichte. — Welterschütternd nennen wir nicht allein Ereignisse, welche eine thatsächliche Veränderung in dem politischen Leben ganzer Völker oder Nationen hervorbringen, sondern auch solche, die gegen alles

Völkerrecht, gegen jegliche Moral verstoßend, eine gerechte, tiefe Entrüstung aller billig denkenden Gemüther erzeugen müssen.

Eine solche moralische Ungeheuerlichkeit, nnd in diesem Sinne welterschütternde Begebenheit, war die Verbrennung von Huß am 6. Juli 1415; auch hat sich die Volkssage eilfertigst jenes erhabenen Momentes bemächtigt, in welchem der große Märtyrer des 15. Jahrhunderts seine Glaubenslehre standhaft mit dem Tode besiegelte. — Als ob dieser ganze schamlose Prozeß nicht an und für sich schon unglaublich genug erscheint. Ein gegen sittliche Bedenken ziemlich gleichgiltiger Monarch, der zuerst freies Geleit zusagt, und später, aus Furcht vor den Vätern des Conzils, die Verurtheilung des unter kaiserlichem Schutz Stehenden zuläßt; ein Papst, welcher für die Sicherheit jenes Apostels der Aufklärung mit den Worten einsteht: Und wenn er seinen (des Papstes) leiblichen Bruder ermordet hätte, solle ihm keine Gewalt geschehen — und ihn dann grausam dem Feuertode überliefert; ein Conzilium, das in seinen Gerichtsversammlungen sich derart empörend benimmt, daß Kaiser Sigmund sich genöthigt sieht, den frommen Vätern zu drohen, er werde im nächsten Verhöre Jeden, der wieder schimpfe oder schreie, hinauswerfen lassen; das himmelschreiende Bluturtheil, trotzdem man den der Ketzerei Angeklagten nirgends derselben zu überführen im Stande war. Und dann, um dem Ganzen die Krone würdig aufzusetzen, jene gräßlichen geistlichen Ceremonien, unter denen Huß aus dem Verbande der Kirche gestoßen wurde, damit endigend, daß die sieben bei der Entweihung functionirenden Bischöfe, nachdem sie ihm eine hohe, papierene Mütze aufgesetzt hatten, welche mit drei an seiner Seele zerrenden Teufeln bemalt war, und die Aufschrift: „Erzkezzer" trug, ihn der weltlichen Macht mit den sehr christlichen Worten überantworteten: „Jetzt überliefern wir Dich dem weltlichen Gerichte und Deine Seele befehlen wir dem Teufel." —

Ein Kaiser, der seine Stellung so weit verkennt, um sich zum Urtheilsvollstrecker des Papismus herzugeben; ein Pfalzgraf von Baiern, welcher es nicht unter seiner Würde findet, dabei die Rolle des Scharfrichters zu übernehmen, und die Mitglieder des Konstanzer Magistrats, die es sich zur hohen Ehre anrechnen, dabei als die Büttel der Geistlichkeit zu fungiren, wahrlich, sind das nicht Dinge genug, welche ganz unerhört, ganz unglaublich klingen? Allerdings unglaublich und dennoch wahr! — — Aber Alles dies genügt der großen Menge nicht; sie will, sie muß die letzten Augenblicke des großen Vorläufers der Reformation noch besonders glorificiren und legt ihm deshalb zwei Aeußerungen in den Mund, wovon die Eine durch ihren prophetischen Sinn eine ganz besonders packende Wirkung verspricht. Nachdem nämlich Huß, schon an den Marterpfahl gebunden, die nochmalige Aufforderung, seine Irrlehre abzuschwören, ruhig, aber entschieden abgelehnt hatte, und nun ergebungsvoll seinem schrecklichen Ende entgegen sah, soll ein altes Mütterchen herbeigekeucht sein, um noch ein Reisigbündel in die schon auflodernden Flammen zu werfen. Huß sah es und rief lächelnd aus: „O sancta simplicitas!“ (O heilige Einfalt!) Gleich darauf soll er auch mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme die bedeutungsvollen Worte gesprochen haben: „Heute bratet Ihr eine Gans*), aber nach hundert Jahren wird ein weißer Schwan kommen, den Ihr nicht werdet verbrennen können!**)“ Durch diesen letzten Satz stempelte die öffentliche

---

*) Eine Anspielung auf seinen (böhmischen) Namen: „Husa“ zu deutsch „die Gans.“

**) Die Sage gestaltete diese Prophezeiung anfänglich in den Versen:

Heut braten sie eine Gans,
Das bin ich, armer Hans!
Nach hundert Jahren kommt ein Schwan,
Den werden sie ungebraten l'an.

Meinung Huß zum erleuchteten Propheten, dessen ahnungsvoller Geist, die Dunkelheit der Zukunft zerreißend, in nicht allzuweiter Ferne bereits die bedeutende Gestalt Luthers erblickte. Beide Episoden sind reine, blanke Erfindungen des stets regen Volksgeistes; auch werden sie von keinem ernsthaften Geschichtsschreiber erwähnt, und tauchen überhaupt erst als sagenhafte Gebilde in späteren Zeiten auf.

Höfler: Magister Huß rc. Prag 1864. Berger: Huß und Kaiser Sigismund. Augsburg 1872. Palacky: Huß rc. Prag 1869 u. 1872.

7.

Luther.

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.“

(1521.)

Ein allgemein gekanntes und durch unwahres Citat des großen Reformators, mit welchem er angeblich seine berühmte Rede, in der er so entschieden jeglichen Widerruf seiner Thesen verweigerte, auf dem Wormser Reichstage (18. April 1521) beschloß.

Die diesbezüglich älteste und sehr verläßliche Quelle, Spalatin's eigenhändige Aufzeichnungen (im Weimarischen Gesammtarchiv, Reichstagsacten von 1521) enthält nur den letzten Satz: „Gott helfe mir. Amen!“ — Desgleichen ist in den meisten gleichzeitigen, jenen Reichstag behandelnden Werken nichts davon zu finden. Wir haben es eben wieder mit einer

der vielen althergebrachten Traditionen zu thun, welche sich sehr schön anhören, durch die leidige historische Wahrheit aber oft, ja meistens auf eine ganz grausame Weise, ihres poetischen Schmuckes beraubt werden.

Dr. Burkhardt's Notiz über die Glaubwürdigkeit der Lutherischen Antwort in den „Theologischen Studien und Kritiken" 1869. 3. Heft.

8.

Franz I.

„Tout est perdu, hors l'honneur."

(1525.)

Es ist der Abend des 24. Februar 1525. Zwei der mächtigsten Monarchen Europa's haben eben auf Leben und Tod mit einander gerungen. Franz I. und sein Heer unterlagen der vortrefflichen Taktik eines Freundsberg und Pescara und der Tapferkeit ihrer Schaaren, ja die allerchristlichste Majestät selbst gerieth nach muthiger Gegenwehr in feindliche Gefangenschaft.

Viele Geschichtsschreiber, hingerissen von ihrem Eifer, die ritterliche Gestalt Franz I. in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen, haben ihm jenen, durch seinen Lakonismus vielberühmten Brief in die Feder diktirt, in welchem er seiner Mutter die Niederlage bei Pavia und die Gefangennahme kund that und der bekanntlich nur die Worte enthalten haben soll: „Tout est perdu, hors l'honneur." (Alles ist verloren nur die Ehre nicht.) Wirklich schade, daß Dulaure eine ganz verläßliche Copie jenes Schriftstückes entdeckt hat,

welche sowohl in seiner „Geschichte von Paris“, als auch in anderen Werken abgedruckt worden ist. Er fand dasselbe unter den Registern der Manuscripte des Parlamentes; zwar ist das Original in Verlust gerathen, allein die Echtheit der Copie ist demungeachtet unbestreitbar, weil die autographischen Antworten Louise's von Savoyen und Margarethen's vorhanden sind, welche fast wörtlich die in dem Briefe des Königs gebrauchten Phrasen wiederholen. Daraus geht denn unwiderlegbar hervor, daß jenes hochgepriesene Schreiben Franz I. weder so kurz, noch ganz so ritterlich gelautet hat. Zum Beweise dessen folge die betreffende Stelle: „Madame, Sie von dem Umfange meines Unglückes in Kenntniß zu setzen, so ist mir von allen Dingen nichts geblieben, als die Ehre und das gerettete Leben (de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie qui est saulve etc.) Da bei unserem Mißgeschick diese Mittheilung Ihnen zum Troste gereichen wird, so habe ich die Erlaubniß angesucht, diesen Brief zu schreiben, was man mir bereitwilligst gestattet hat u. s. w.“

Dulaure: Geschichte von Paris. III. Band. Paris 1837.

9.

Heinrich IV.

„Paris ist wohl eine Messe werth.“

(1593.)

Der König Heinrich IV. angedichtete Ausspruch: „Paris vaut bien une messe,“ welchen er bei Gelegenheit seines durch die Verhältnisse nothwendig gewordenen Uebertrittes zur katholischen Kirche gethan haben soll, entspricht viel zu wenig

seiner Klugheit, und eine solch' frivole Redeweise, um die Hindernisse zu kennzeichnen, die ihm den Eintritt in die Hauptstadt verwehrten, nicht seinem Charakter.

Jene Phrase gehört vielmehr nach einigen französischen Autoren dem Herzog von Rosny an. Dieser, welcher dem Könige, um dem Bürgerkrieg endlich ein Ziel zu setzen, dringend zur Annahme der katholischen Religion rieth, selbst aber Protestant blieb, wurde nämlich eines Tages von Heinrich befragt, weshalb er denn nicht auch die Messe besuche. Rosny gab hierauf lächelnd zur Antwort: „Sire, sire, la couronne vaut bien une messe." (Sire, Sire, die Krone ist wohl eine Messe werth*).

Fournier: l'Esprit dans l'histoire. Paris 1867.

10.

Galileo Galilei.

„E pur si muove!"

(1633.)

Im Kreise der gewaltigen Männer, welche den Weisen des Alterthums die Hand reichend, kühnen Sinnes zuerst die dunkle Nacht durchbrachen, welche Jahrhunderte lang auf Europa gelastet, und den Morgen eines neuen Tages, einer

---

*) Desselben Königs ebenfalls sehr bekannter Ausspruch: „Ich will, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe", ist durch keinen Schriftsteller und durch kein Schriftstück actenmäßig zu belegen.

neuen Zeit verkündeten, leuchtet Galileo Galilei als ein heller Stern.

Dieser große Astronom trat zuerst gegen die Philosophie und mehrere physikalische Behauptungen Aristoteles' auf, und machte eine Reihe der wichtigsten astronomischen Entdeckungen, mit welchen er sich aber im Widerspruche zu einigen Stellen in der Bibel befand. Obgleich schon einmal nach Rom citirt, um sich deshalb zu rechtfertigen und das Versprechen abzugeben nichts drucken zu lassen, was zur Vertheidigung des kopernikanischen Systems diene, erschien er doch bald wieder (1632) mit einem neuen, dem berühmten Werke: Dialogo sopra i duo sistemi del mondo Tolemaico e Copernico (Gespräche über die zwei Weltsysteme Ptolemais' und Kopernikus'). In diesem Buche wurden drei Personen redend eingeführt, von denen eine das kopernikanische, die andere das ptolomeische System mit einander verglichen. Die Gründe für und wider wurden mit großem Scharfsinne und sprudelndem Witze vorgebracht. Zwar hatte Galilei aus Vorsicht es unterlassen sich für das Erstere offen zu entscheiden, aber Signore Simplicio, der Peripatetiker, vertheidigte seine Sache so erbärmlich schlecht, während ihn die beiden Anderen stets auf's Gründlichste schlugen, daß über die wahre Ansicht des Autors kein Zweifel sein konnte.

Trotzdem nun dieses Werk die päpstliche Approbation erhielt, wurde es dennoch sogleich nach dem Erscheinen der Inquisition überantwortet und Galilei selbst vor das Tribunal derselben geladen. Obschon krank, mußte er in Rom erscheinen — 22. Juni 1633 — wo man ihn diesen Tag und die folgende Nacht über behielt, und sodann in das Dominikanerkloster alla Minerva führte. Hier wurde ihm sein Urtheil eröffnet; es erklärte ihn schuldig, ketzerische Meinungen in Betreff der Bewegungen der Erde ausgesprochen und sie unterstützt zu haben, spricht ihn aber von der auf ein solches Verbrechen

gesetzten Strafe frei, wenn er seine Irrthümer abschwöre und verfluche, legte ihm auch noch einige andere Bußen und Verpflichtungen auf. Dieses Urtheil mußte Galilei kniend anhören, kniend abschwören, und hierauf unterschreiben.

Jetzt nun, nachdem er sich erhoben, soll Galilei ausgerufen haben: „E pur si muove!“ (Und sie bewegt sich, doch! — die Erde nämlich).

Sowohl dieser Ausruf, wie die Erzählung, daß Galilei nicht blos gefoltert, sondern auch geblendet worden sei, gehören in das reiche Gebiet der Fabel. Seine Richtigkeit geht, ganz abgesehen davon, daß er aus dem Munde eines durch Krankheit, geistigen Druck und — wenngleich auch nur leichter — Haft, so tief gebeugten Greises wie Galilei es damals war, — er zählte 69 Jahre — gar nicht zu erwarten ist, daß kein einziger von allen den wohlunterrichteten Zeitgenossen ihm diese Worte zuschreibt, schon daraus hervor, daß die anwesenden Zeugen einen solchen Zornesausbruch des eben Abgeurtheilten, seine Richter nämlich, eine so kecke Reaction der gerade geleisteten Abschwörung sicher nicht ungestraft hätten hingehen lassen. Ja, die Consequenzen, welche eine solche Exclamation nach sich gezogen haben würde, sind geradezu unabsehbare und keinesfalls wäre der also wieder Abtrünnige schon zwei Tage später aus dem Gebäude des heiligen Officiums entlassen worden.

Wie mit diesem Ausspruche, so geht es auch mit der an ihm vollstreckten Folter, beides sind Erfindungen aus der Ausgangszeit des 18. Jahrhunderts; hundert und fünfzig Jahre verflossen, ehe es Jemanden einfiel an sie zu denken. Galilei brachte im Ganzen höchstens drei Tage in Haft im Gebäude des heiligen Officiums zu und wurde daselbst auf das anständigste behandelt. Die übrige Zeit vorher und später wohnte er im Palaste des toskanischen Gesandten (Villa Medici), wohin ihn auch am 24. Juni Abends sein intimer

14*

Freund Nicolini geführt. Weder dieser noch der Gesandte, noch seine übrigen Freunde wissen etwas von einer ihrem geliebten Meister angethanen Gewalt zu sagen, der schon am 6. Juli „in sehr guter Gesundheit", wie er ihnen schrieb, nach Siena, u. zw. freiwillig, aus reinem Vergnügen zu Fuß zurückkehrte; ein eben gefolterter Greis hätte dies wohl nicht zu Stande gebracht.

Wir haben es also hier wieder mit einem der unzähligen Producte jenes regen Volksgeistes zu thun, der in seinem Drange nach schauerlichen Märchen, erschütternde historische Begebenheiten durch willkürliche Zuthaten noch mehr entstellt und verstärkt.

Gebler: Galilei und die römische Curie. 1876.

11.

Johann Zamoyski.

„Rex regnat, sed non gubernat."

Der gewichtige, und in unseren Tagen so oft zur Anwendung gelangende Ausspruch: „Le roi règne, et ne gouverne pas" wird einem Mitarbeiter des „Journals des Débats" zugeschrieben. Mit Unrecht, denn dritthalb Jahrhunderte, ehe der Satz in dem französischen Blatte Aufsehen erregte, war er von Johann Zamoyski*) im polnischen Reichstage in Bezug auf den Polenkönig gesprochen worden: „Rex

*) Geb. 1541, gest 1605. Staatsmann und Feldherr, Sieger über Erzherzog Maximilian bei Pitschen (Birchen) am 28. Jänner 1588.

regnat, sed non gubernat.“ Der König herrscht, aber regiert nicht.

Solignac: Hist. gén. d. Pologne. Amsterdam 1721. Deutsch. Halle 1763.

12.

Ludwig XIV.

„L'état c'est moi.“

(1655.)

Die vielbekannte Sentenz König Ludwig XIV. „L'état c'est moi“ (Der Staat bin ich), welche seinem despotischen Charakter so sehr entspricht, läßt sich dennoch nirgends mit Sicherheit nachweisen. Die über den Ursprung dieses berüchtigten Wortes geläufige Erzählung aber ist sogar gründlich falsch. Ihr zufolge erschien nämlich im April 1655 der damals noch nicht sechzehnjährige König im Jagdrock, gestiefelt und gespornt, eine Peitsche in der Hand, lustig mit derselben herumfuchtelnd, im Parlamente, welches sich eben weigerte, königliche Befehle zu registriren. Da nun soll der vierzehnte Ludwig — den die officielle Geschichte Frankreichs nachmals zum „Großen“ gestempelt hat — auf die Bemerkung des ersten Präsidenten, welcher die gefährdeten Interessen des Staates warm vertheidigte, diesem die Worte zugerufen haben: „L'état c'est moi, Monsieur!“ — Diese Szene hat sich, wie sehr zuverlässige Dokumente beweisen, keineswegs auf so dramatische Weise zugetragen. Das Chéruel, ein handschriftliches Journal, erwähnt hievon u. a. Folgendes: „Nachdem S. M. sich schnell erhoben hatten, ohne daß irgend Jemand in der

Versammlung ein einziges Wort gesagt, kehrten sie nach dem Louvre und von da nach dem Walde von Vincennes zurück, woher sie am Morgen gekommen waren, und wo sie vom Herrn Cardinal (Mazarin) erwartet wurden.“ Dieser also erwartete den König, um von ihm zu erfahren, wie Alles abgelaufen ist, und namentlich um zu hören, wie der junge Fürst seine, gewiß vom Cardinal selbst angefertigte Lection aufgesagt hat. Und in diese von Mazarin eingegebene Lection, von welcher der Schüler nicht mit einem Worte abweichen durfte, sollte sich eine für die Macht des unumschränkten Ministers wenigstens ebenso beunruhigende, wie für das Ansehen des Parlamentes drohende Phrase wie: „Ich bin der Staat“ plötzlich eingeschlichen haben? Nein, das ist unmöglich; der Staat war damals nicht Ludwig XIV., das war Mazarin, der schlaue Italiener.

Chéruel: Administration monarchique en France. II. Band. Paris 1855.
Fournier: „L'esprit dans l'histoire“ ꝛc. Paris 1867.

13.

Chevaliers Nicolas d'Assas:

„A mois Auvergné, voilà les ennemis.“

(1760.)

Eine in vielen Geschichtsbüchern eingebürgerte und in periodischen Zeitschriften die Runde machende Erzählung, ist jene von der Heldenthat des Chevalier d'Assas bei Klosterkamp im siebenjährigen Kriege.

Nach jener hätte dieser Offizier, Capitän im Regimente Auvergne, auf Vorposten in einem Walde sich befindend, sich von seiner Abtheilung mit der Absicht gegen die feindlichen Linien entfernt, um diese zu belauschen. Vom Gegner überfallen, habe er, als ihm dieser das Bajonet an die Brust mit der Drohung setzte, ihn zu durchbohren, wenn er einen Laut von sich gebe, obschon den Tod vor Augen, dennoch den lauten Ruf: „à mois Auvergné, voilà les ennemis" erschallen lassen, worauf d'Assas auch getödtet wurde (16. October 1760).

Diese That, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt, lautet jedoch also: Es war ein Korporal Namens Charpentier, der in einer sehr dunklen Nacht den Feind zuerst entdeckte und seinen Befehlshaber davon benachrichtigte. Dieser ordnete sofort die Vorrückung einiger Compagnien an und übernahm selbst die Leitung ihrer Bewegung. Der Feind ward hiedurch überrascht und bediente sich einer Kriegslist, indem er durch einen seiner Offiziere der Compagnie, an deren Spitze d'Assas stand, zurufen ließ, sie wären Franzosen. Hierauf trat der Chevalier vor und rief, als er den Fallstrick erkannte, seinen Leuten zu: „Gebt Feuer!" — worauf er selbst von mehreren Bajonetstichen getroffen fiel. Er hatte also schwerlich mehr gethan, als was jeder Andere an seiner Stelle auch gethan haben würde. Allein die Menschen können weder Gutes noch Böses erzählen, ohne es zu vergrößern. Immer wollen sie die Zuhörer in Verwunderung setzen, sich einbildend, daß sich diese zugleich über den Erzähler wundern werden oder sollen.

Militärisch-politisch-historische Memoiren des Marschalls Grafen von Rochambeau. Paris 1809.

14.

Nec Caesar, nec patria, sed uxor.

(Fabulöse Inschrift auf Laudon's Grab.)

(1790.)

Zu den landläufigen geflügelten Worten gehören jene vom „Dank vom Hause Oesterreich." Diese von den Feinden der erhabenen Dynastie Habsburg erdachte Phrase, durch thatsächliche Beweise ad absurdum zu führen, würde zwar nicht Mühe aber Zeit kosten, und ein eigenes Buch beanspruchen. Wir lassen es daher bei einem Momente bewenden, hauptsächlich deshalb, weil er sich an den Namen eines von Feind und Freund gleich hoch geehrten edlen Feldherrn knüpft, und nicht blos in der Heimat, sondern namentlich auch in Deutschland sehr verbreitet und geglaubt ist*). Es handelt sich um das bekannte Epitaph auf Feldmarschall Gideon Ernst Freiherrn von Laudon's Grab: „Nec Caesar, nec patria, sed uxor" (Nicht der Kaiser, nicht das Vaterland, sondern die Gattin), durch welches das oberwähnte Schlagwort illustrirt werden soll. Diese Worte haben aber gar nie auf dem (merkwürdigen) Denkmale Laudon's gestanden, sie sind eben nichts anderes, als der Ausfluß der Volksstimme, welche es — und mit Recht — nicht begreifen konnte, warum man diesem so hervorragenden Feldherrn Oesterreichs, dem ebenbürtigen Gegner Friedrich's des Großen, kein öffentliches Denkmal errichtete; sie legte dann diese Worte in den Mund

*) Erst vor Kurzem wieder in Hackländer's so verbreitetem und ausgezeichnetem Journal „Ueber Land und Meer." Bd. 37. Nr. 5.

Berichtigungen, selbst authentischen Ursprunges, sind nicht beliebt und werden so häufig, nicht blos von Journalen, sondern auch von Gelehrten, — solchen, die sich so gern unfehlbar halten — ad acta gelegt.

der Gattin. Nun ist es aber historische Thatsache, daß sich Laudon selbst, schon bei seinen Lebzeiten sein Grabmal errichten ließ. Es ist in seiner Gesammtmasse, das jenes Großveziers, welcher 1739 Belgrad den Kaiserlichen abgerungen, und das Laudon nach seiner Eroberung dieser Festung 1789 von da wegnehmen, zerlegen, nach seinem Gute Hadersdorf bringen und hier umgestaltet für sich aufrichten ließ; ein glücklicher Einfall, denn diese türkischen Steine sind ein dauerhaftes sprechendes Denkzeichen von der Eroberung Belgrad's und Laudon's Siegen über die Osmanen.

Das nach vier Seiten Front bietende Grabmal enthält auf den beiden kürzereren, vorderen und rückwärtigen Seite, nachstehende (lateinische) Inschrift:

(Vorderseite.)
Zögling des Mars.
Am Dnieper.
Befehlshaber
An der Morau, Oder
Am Bober, an der Neiße, Weistritz.
Greis im Harnisch
An der Unna, am Ister, an der Save,
Mit Siege gekrönt
Einfach
Voll stiller sittsamer Größe
Theuer dem Kaiser
Dem Krieger, dem Bürger
1790.
(Rückseite.)
Dem Gideon Ernst Laudon
setzten dieses Denkmal
die Gattin
gegen ihren Wunsch ihn überlebend
und die Erben.

Wir sehen also, daß von dem Nec Caesar u. s. w. kein Wort vorhanden, es ist so wenig wahr, als was Bechstein in seinem Werke: „Zweihundert deutsche Männer in Bildnissen

und Lebensbeschreibungen (Leipzig 1854) sagt, daß blos die Worte: „Hier liegt Laudon“ auf seinem Grabmonumente stehen.

Wenn sich auf diesem seine „Gattin und Erben“ genannt haben, so ist dies leicht dadurch erklärlich, als die eigentliche Zusammenstellung des Monumentes erst nach der Bestattung der irdischen Ueberreste des Helden (17. Juli 1790) erfolgte.

Janko: „Laudon's Leben.“ Wien 1869.

15.

Abbé Siéyès.

„La mort sans phrase.“

(1793.)

Es war am 17. Jänner des Jahres 1793 und im Convente, woselbst der Proceß gegen Ludwig XVI. zum Abschluß gelangen sollte. Mittelst Namensaufruf wird über das Geschick Louis Capet's abgestimmt; es handelt sich um Leben oder Tod. Jede Stimmabgabe, die nicht auf diesen letzteren lautet, wird von der fanatisirten Menge mit Wuthgeschrei beantwortet. Sämmtliche Deputirte des Convents hatten behufs ihres Votums die Rednerbühne zu besteigen, und von ihr herab dasselbe bekannt zu geben. Die Meisten fügten demselben einige rechtfertigende Worte hinzu. Nur der Abbé Siéyès soll, wie behauptet wird, seine Stimme mit den nachmals so berühmten Worten: „La mort sans phrase“ (den Tod ohne Redensart) abgegeben haben. Nun ist dies

aber nicht so ganz richtig, als geglaubt wird, und braucht man nur in den Moniteur vom 20. Jänner 1793 zu blicken, um dort schwarz auf weiß zu lesen, daß der Deputirte der Sarthe von der Tribüne herab eben blos die lakonischen Worte gesprochen: „La mort“, nicht mehr und nicht weniger. Der Irrthum scheint dadurch entstanden zu sein, daß der Schriftführer des Conventes, um die außergewöhnliche Kürze und Bündigkeit jenes Votums recht anschaulich zu machen, in seiner Copie die Bemerkung einklammerte: (sans phrase). Auch hat Siéyès, als ihm später zu seiner nicht geringen Ueberraschung die neue Variante seines Votums zu Ohren kam, dieselbe stets energisch in Abrede gestellt. Doch das half Alles nichts, die Phrase blieb haften, ebenso wie jene des Abbé Edgeworth, der den unglücklichen König zum Tode geleitete, am Schaffotte ausgerufen haben soll: „Sohn des heil. Louis steigen Sie zum Himmel auf!“ Edgeworth leugnete diese Worte standhaft mit der Aeußerung ab, daß er viel zu bewegt gewesen in dem erschütternden Momente, um überhaupt sprechen zu können.

Beauverger: Etude sur Siéyès. Paris 1858.

16.

Koszinsko.

„Finis Poloniae!“

(1794.)

Eines der meist verbreitetsten „geflügelten Worte“ ist Kosciusko's: „Finis Poloniae!“ mit welchem dieser Held der polnischen Revolution in der unglücklichen Schlacht bei Maciejowice — 10. October 1794 — vom Pferde gesunken sein soll. Die völlige Unwahrheit dieses elegischen Ausrufes,

den auch Ségur in seiner: „Histoire des principaux événements du règne de Fréderic Guillaume II“ nacherzählt, wird durch ein Schreiben Kosciusko's an den Autor des genannten Werkes erwiesen.

Vollinhaltlich lautet dieses Schreiben:

„Herr Graf!

Anknüpfend an das Ihnen gestern übersandte Schriftstück, welches sich auf die Haltung des Herrn Adam Poninski während des Feldzuges von 1794 bezieht, wünsche ich noch einer anderen Sache zu erwähnen, welche die unglückliche Schlacht von Maciejowice betrifft und die ich ein großes Verlangen trage, aufzuhellen.

Die Unwissenheit oder der böse Wille steifen sich darauf, mir das Wort: „Finis Poloniae“ in den Mund zu legen, das ich an jenem schicksalsvollen Tage ausgesprochen haben soll. Nun denn, vor Allem sei bemerkt: ehe noch die Schlacht zu Ende, war ich fast tödtlich verwundet worden und ich kam erst zwei Tage nachher wieder zu Sinnen, wo ich mich in den Händen meiner Feinde fand. Sodann, wenn ein solches Wort widersinnig und verbrecherisch in dem Munde eines jeden Polen ist, so wäre es dies in noch viel höherem Grade in dem meinigen.

Als die polnische Nation mich zur Vertheidigung der Zusammengehörigkeit, der Unabhängigkeit, der Würde, des Ruhmes und der Freiheit des Vaterlandes berief, wußte sie wohl, daß ich nicht der letzte Pole sei und daß mit meinem auf dem Schlachtfelde oder anderwärts erfolgenden Tode Polen nicht enden konnte, nicht enden sollte. Alles was die Polen seitdem in den ruhmreichen polnischen Legionen gethan haben, Alles, was sie noch in der Zukunft thun werden, um ihr Vaterland wieder zu gewinnen, beweist genügend, daß, wenn wir, die ergebenen Soldaten dieses Vaterlandes, sterblich sind, Polen unsterblich ist; und Niemandem ist erlaubt, das gröblich

beleidigende Wort „finis Poloniae“ zu gebrauchen oder zu wiederholen.

Was würden die Franzosen sagen, wenn bei der unglücklichen Schlacht von Roßbach der Marschall Karl Rohan, Fürst von Soubise, ausgerufen: „finis Galliae!“ oder wenn man ihm in den Beschreibungen seines Lebens dies grausame Wort in den Mund gelegt hätte.

Ich werde Ihnen daher verbunden sein, wenn Sie in der neuen Ausgabe Ihres Werkes nicht mehr von diesem „finis Poloniae“ sprechen wollen, und ich hoffe, daß der Einfluß Ihres Namens allen denen Schweigen gebieten wird, die in Zukunft dies Wort wiederholen und mir eine schmachvolle Lästerung zuschreiben wollten, gegen die ich mit meiner ganzen Seele Verwahrung einlege.

Es ist mein Vetter und Zögling, der junge Graf Zenowicz, der die Ehre haben wird, Ihnen diesen Brief einzuhändigen.

Obgleich es seine Absicht ist, sich der kriegerischen Laufbahn zu widmen, wird er gleichwohl glücklich sein, sich Ihres wohlwollenden Schutzes würdig machen zu können, wenn die Verhältnisse ihn je in die Lage setzen, desselben zu genießen.

Empfangen Sie, Herr Graf, die Versicherungen meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Paris den 10. Brumaire im Jahre XII (31. October 1803). T. Kosciusko“.

Dies der Brief, welcher allen Zweifel niederschlägt, er befindet sich (Original) im Urkundengewölbe der Familie Ségur.

Cantù: Hist. de centi anni. Florenz 1851 und Amédée Renée: Uebersetzung desselben. Paris 1852.
Karl Blind: Gartenlaube 1868, Nr. 27.

17.

Napoleon I.

„L'Autriche est toujours en arrière avec une idée, avec une armée." — Man muß seine schmutzige Wäsche in der Familie waschen." — „Grattez le Russe, vous trouverez le Cosaque."

Der Napoleon so oft zugeschriebene Satz: L'Autriche est toujours en arrière avec une idée, avec une armée" (Oesterreich ist immer um eine Idee und eine Armee zurück), stammt nicht von ihm, es ist vielmehr ein gekürztes Plagiat des großen Staatmannes Englands William Pitt, welcher — ob mit Recht oder Unrecht untersuchen wir nicht — sagte: „Les messieurs de Vienne sont toujours en rétard d'une idée, d'une année et d'une armée." Uebrigens sagte schon Kaiser Rudolf II. (1576 — 1612): „Wir treffen zwar immer das Rechte, nur manchmal einige Jahre zu spät."

„Grattez le Russe vous trouverez le Cosaque" (wenn man den Russen kratzt, so kömmt der Kosak zum Vorschein), gehört dem genialen österreichischen Feldmarschall Prinzen Karl Josef de Ligne (starb 1815) an, sowie das Citat: „Man muß seine schmutzige Wäsche in der Familie waschen", ein Eigenthum Voltaires ist.

Pönitz: „Militärische Briefe" zc. Stuttgart 1854.
Malte-Brune: Mem. et mel. hist. zc. de Ligne. Paris 1827.
Fournier: L'Esprit zc.

18.

Karl X.

„Il n'y a rien de changé, il n'y a qu'un Français de plus!"

(1814.)

Es war spät am Abend des 13. April 1814, dem denkwürdigen Tage, an welchem jener, während Ludwig XVIII. Abwesenheit Generalstatthalter des Reiches sich nennende Prinz, der Graf von Artois (nachmals König Karl X.) seinen pompösen Einzug in Paris gehalten hatte. Nach dem Empfange der Staatswürdenträger hatte er etwas nur sehr Unbedeutendes vor sich hingemurmelt, was den Herzog von Périgord, Talleyrand durchaus nicht zufrieden stellte. Er wünschte, daß der Graf bei dieser Gelegenheit Effect erziele, und ersuchte Beugnot, den Minister des Innern, ausdrücklich, bei Veröffentlichung dieser Rede im „Moniteur" etwas Schönes hinzu zu erfinden. Der vielgeplagte Minister zerbrach sich lange den Kopf und componirte schließlich einen langen Absatz, der mit den Worten: „Il n'y a rien de changé". Il n'y a qu'un Français de plus" (Es ist nichts geändert in Frankreich, es ist nur ein Franzose mehr vorhanden) begann. Talleyrand machte bei dem Worte „plus" einen Punkt, strich das Uebrige und hatte so ein geflügeltes Wort geschaffen, das, auf das offizielle Organ gestützt, Karl X. wahrscheinlich bis an das Ende aller Zeiten anhaften wird. Der Graf von Artois war selbst nicht wenig darüber verwundert und versicherte, sich durchaus nicht erinnern zu können, diese Worte geäußert zu haben.

Fournier: L'Esprit dans l'histoire. Paris 1867.

19.

General Cambronne's

„La garde meurt et ne se rend pas!"

Die Schlacht von Waterloo ist geschlagen, der Entscheidungstag des 18. Juni 1815 naht sich seinem Ende. Frankreich's Adler sinken, Alles flieht, selbst die Ehre eines geordneten Rückzuges ist nicht mehr zu retten. Die Panique, das unvermeidliche Schreckensgespenst einer solchen Niederlage, macht sich auf furchtbare Weise in den Reihen der Franzosen geltend.

Nur auf dem Plateau von Papelotte sieht man noch zwei geordnete Truppenmassen stehen. Es ist das letzte Garderegiment zu Fuß, welches nach einer vergeblichen Anstrengung, dem unaufhaltsam vordringenden Strome der Verfolger einen Damm entgegenzusetzen, zwei Quare's bildend, in ruhiger, fester Haltung den Rückzug angetreten hat.

Eines dieser Vierecke befehligt von dem General Cambronne, hart bedrängt von allen Seiten, wird aufgefordert, die Waffen zu strecken. Jetzt nun soll der erwähnte General die heldenmüthige Antwort gegeben haben: „La garde meurt et ne se rend pas!" (die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht).

Diese so schön klingende Phrase hat Cambronne jedoch so wenig gesprochen, wie ein anderes ihm angedichtetes und übelriechendes Wort; er starb auch nicht, sondern ergab sich.

Der historische Sachverhalt ist folgender: Es war schon gegen Abend, als die gesammte englische Schlachtlinie aus ihrer Stellung gegen die Franzosen vorbrach. Unter den siegreichen alliirten Truppen befanden sich auch hannoverische Landwehr-Brigaden, von welchen eine von dem tapferen Obersten Hugh Freiherrn von Halkett befehligt wurde. Bei

dem Vorgehen nun stieß er auf Abtheilungen der alten Garde, welche ebenfalls in den allgemeinen Rückzug verwickelt waren. Hier bemerkte er einen feindlichen General, der hoch zu Roß, seine Tuppen zum Widerstande aufmunterte. Mit hochgeschwungenem Säbel sprengte Halkett aus der eigenen Linie auf denselben ein — nach der sehr überzeugenden Schilderung eines Augenzeugen in dem Augenblicke, als dem General das Pferd erschossen war — und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Derselbe — es war Cambronne — erwiederte: „Je me rend" (ich ergebe mich) und Halkett schickte sich an, ihn fortzuführen; gleichzeitig aber erhielt sein eigenes Pferd einen Schuß und brach zusammen. Der Gefangene benützte diesen Zufall, sich aus dem Staube zu machen. Halkett *) brachte jedoch sein Pferd wieder auf die Beine, holte Cambronne wieder ein, faßte ihn bei den Achselschnüren und kam glücklich mit ihm bei den Seinigen an.

Cambronne selbst wehrte sich in der Folge und zwar sein Leben lang auf das Entschiedenste gegen die ihm aufgedrungenen geflügelten Worte; ja er stellte sie sogar bei Veranlassung eines im Jahre 1835 zu Nantes gehaltenen patriotischen Bankettes feierlichst in Abrede. Doch Alles vergebens, die Franzosen lassen davon einmal nicht, wie von so unzählig anderen Lügen ihrer Geschichte, sie halten mit Zähigkeit an der Legende fest und fühlten sich noch verpflichtet, Cambronne in seiner Vaterstadt Nantes ein Denkmal zu setzen, auf welchem die Phrase natürlich nicht fehlen durfte. Das Merkwürdigste dabei aber ist noch, daß die Söhne eines gewissen General Michel, welcher ebenfalls bei Waterloo gefochten, energisch gegen die Inschrift auf dem Denkmale Protest erhoben, indem sie die berühmten Worte für ihren Vater in

*) Er starb als hannoverischer General der Infanterie 1863. Eine Biographie dieses ausgezeichneten Mannes schrieb v. Knesebeck. Stuttgart 1865.

Anspruch nahmen. Dieser soll jedoch, wie andere französische Historiker berichten, nur das Wort: „Merde!“ geantwortet haben, über welches bekanntlich Victor Hugo in seinen Miserables, wo er die Schlacht sehr poetisch schildert, in wahre Bewunderung geräth.

Und woher stammen eigentlich die berühmten geflügelten Worte Cambronnes? Fournier in seinem Buche: „L'ésprit dans l'histoire“ schreibt sie Rougemont, einem Phrasen-erfinder par excellence zu, der den Ausspruch schon am 19. Juni, also einen Tag nach der Schlacht, im Journal „l'Independant“ drucken ließ. Michaud der Jüngere behauptet hingegen in seiner „Biographie universelle“, daß jene Phrase zuerst im „Journal général de France“ zu lesen war.

Dehnel: Erinnerungen deutscher Offiziere in britischen Diensten, aus den Kriegsjahren 1805 — 1816. Hannover 1864.

Militär-Wochenblatt. Berlin 1876, Nr. 47.

Oberst Poten, Artikel: „Halkett.“ „Allgemeine Deutsche Biographien“ 47. und 48. Lieferung. Leipzig 1879.

20.

Talleyrand's

„C'est le commencement de la fin" — „Ils n'ont rien appris ni rien oublié." — „La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée."

Unter den vielen Persönlichkeiten Frankreichs, denen sehr beliebte und häufig in Anspruch genommene „geflügelte Worte" in den Mund gelegt werden, steht der Erzbischof von Autun, Talleyrand Perigord, Fürst von Bennevent *) obenan. Dies hängt auch damit zusammen, daß er, wenngleich nicht ihr Erzeuger doch die Vaterschaft solcher Phrasen auf's bereitwilligste übernahm, woferne sie ihm nur seiner würdig erschienen.

So z. B. war er nicht wenig überrascht, als ihm eines schönen Morgens, während der hundert Tage **) der Baron Vitrolles ob des jene Epoche so scharf charakterisirenden Wortspieles: „C'est le commencement de la fin" (das ist der Anfang vom Ende) beglückwünschte. Da jedoch Seine Eminenz und Excellenz dasselbe sehr treffend fanden, so verbarg sie ihr Erstaunen hinter einem feinen Lächeln und übernahm gnädigst das Patronat jener Sentenz, welche übrigens schon über zwei Jahrhunderte alt war, da sie ja Englands größter Dichter Shakespeare in seinem Sommernachtstraum (Act 5, Scene 1), dem Handwerker, der den Paologus darstellt, in den Mund gelegt hat.

---

*) Geb. 1754, gest. 1838.

**) Bekanntlich wird das neapoleonische Zwischenreich von 1815 allgemein: Les Centjours genannt, obgleich es darüber hinausging. Die Schuld trägt der Seinepräfekt, welcher als schlechter Rechner, Ludwig XVIII, der am 19. März aus Paris verschwunden war, bei seinem Wiedereinzug am 8. Juli in seiner Anrede hundert Tage abwesend sein ließ.

Ebenso erging es auch dem vielbekannten Satz: „Ils n'ont rien appris ni rien oublié." (sie — die Bourbons — haben nichts gelernt und nichts vergessen), der doch, wie authentische Quellen nachweisen, zum erstenmale in einem aus London im Jänner 1796 datirten Schreiben des Chevaliers de Panat an Mallet du Pan gebraucht worden ist. Dies Wort wurde zum andernmale auf die Bourbonen in der Proclamation angewendet, welche in den Hunderttagen die Generale. Offiziere und Soldaten der kaiserlichen Garde an die Armee erließen*).

Ein Ausspruch Talleyrand's der sehr viel von sich zu sprechen machte, und über den fast eine ganze Literatur existirt, ist die berüchtigte Sentenz: „La parole a été donnée à l'homme pour deguiser sa pensée" (die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen). Harel hingegen, einer der Mitarbeiter an der Zeitschrift „Le Nain jaune" behauptet im Feuilleton des „Siècle" vom 24. August 1846, der Satz sei von ihm wider besseres Wissen auf Talleyrand's Rechnung gesetzt worden, und er reclamire es als seine Erfindung. Als Verfasser eines „Éloge de Voltaire" hätte er wissen sollen, daß Voltaire in seinem vierzehnten Dialog: „Der Kapaun und das Masthuhn" den Ersteren sagen ließ: „Die Menschen bedienen sich des Gedankens nur, um ihre Ungerechtigkeiten zu begründen, und sie wenden die Worte nur an, um ihre Gedanken zu verbergen." Schon Olivier Goldsmith citirte das Wort Voltaire's in einer Nummer der Zeitschrift: „The Bee", wie wir aus C. 22. der Biographie Goldsmith's von Washington Irving sehen, der den englischen Schriftsteller irrthümlich für den Urheber hält. Jedoch ist das Citat älter als Talleyrand, Harel, Goldsmith und Voltaire. Es findet sich nämlich schon in der alten

*) Une année de la vie de l'empereur Napoléon. Berlin 1816.

lateinischen Spruchsammlung des sogenannten Dionysius Cato, wo das zwanzigste Distichon des vierten Buches lautet:

Perspicito tecum tacitus quid quisque loquatur;
Sermo hominum mores et celat et indicat idem.
Ueberlege es, schweige bei Dir, was Jemand gesprochen;
Menschliche Rede verhüllt die Gesinnung, wie sie sie anzeigt.

Wie dem auch sei, man wird fortfahren, Talleyrand als den Urheber, sowohl dieses wie so vieler anderer prächtiger Gelegenheitsworte zu nennen. Hieher gehören z. B. der Ausspruch: „Die Ermordung des Herzogs von Enghien sei schlimmer als ein Verbrechen, sei ein Fehler". Allen diesbezüglichen Protesten des Cardinals zum Trotz, konnte er sich niemals von diesem Satze freimachen. Vielleicht deshalb, weil viele an dem Ausspruche hielten, den Carnot über ihn gethan: „Wenn Talleyrand die Menschen verachtet, so ist es darum, weil er seinen eigenen Charakter allzu eingehend studirt hat."

Ein nicht minder allgemein gekanntes, und Tallyerand in den Mund gelegtes geflügeltes Wort ist jenes, mit welchem er den Sturz der bourbonischen Herrschaft prophezeit haben soll: „Nous dansons sur un vulcan." (Wir tanzen auf einem Vulkan). Es gehört jedoch Salvandy, dem französischen Gesandten in Neapel an, welcher einem Balle in Paris beiwohnte, den der Herzog von Orleans (Ludwig Philipp) am 5. Juli 1830 im Palais Royal zu Ehren seines Schwagers, des in Paris anwesenden König's von Neapel, gab. Salvandy hat diesen Ball im „Livres des Cent-et-un" Band 1 beschrieben und nimmt daselbst die Prophezeiung entschieden für sich in Anspruch.

Mémoires et correspondence de Mallet Du Pan, recueillis et mis en ordre par M. A. Sayous. (II. Band). Paris 1851.
Fournier: L'ésprit dans l'histoire. Paris 1867.
Büchmann Geflügelte Worte. Berlin 1866.
Bulwer: Geschichtliche Charaktere: Talleyrand. Leipzig 1871.

